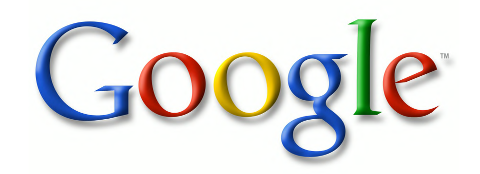
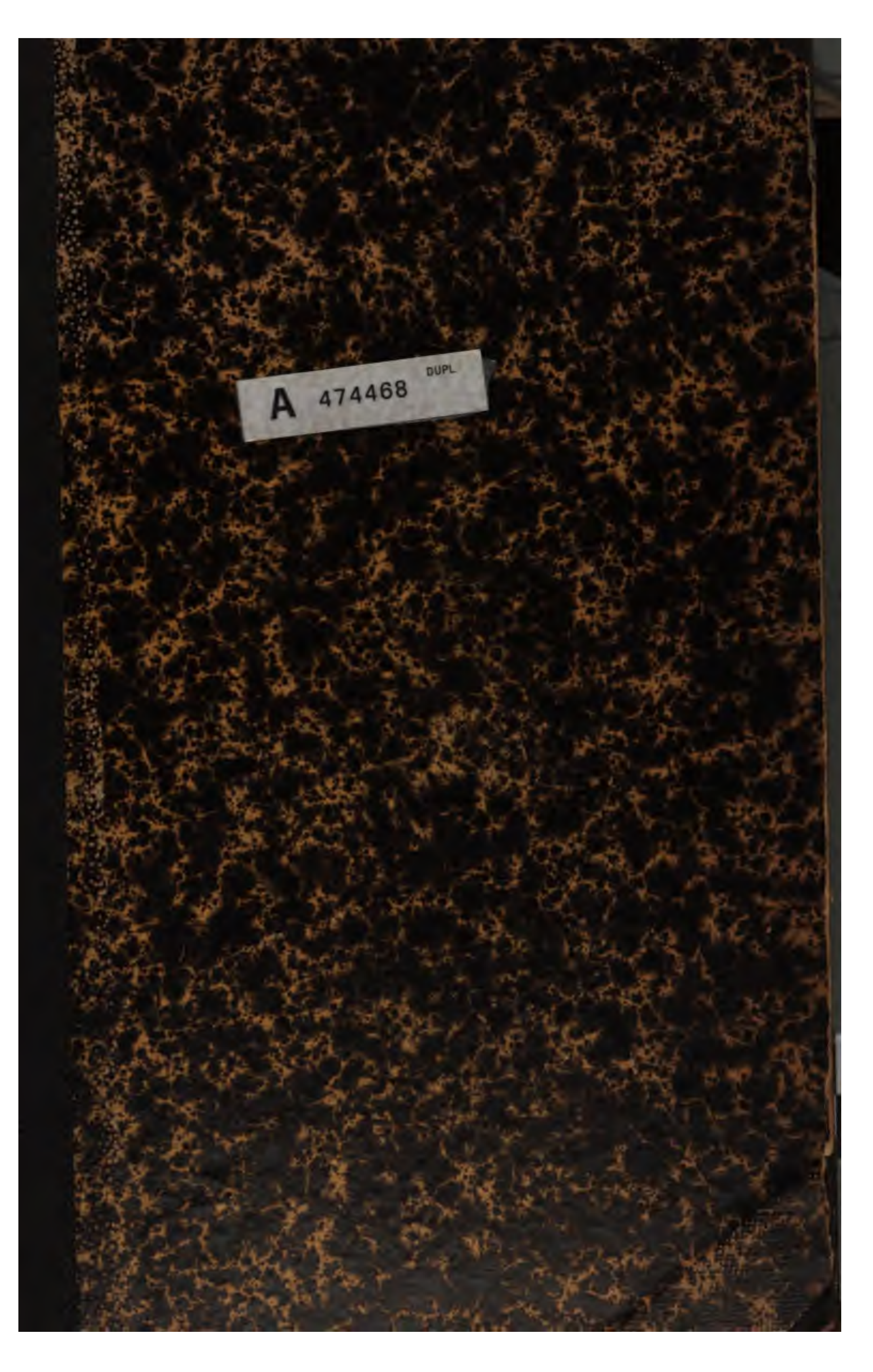
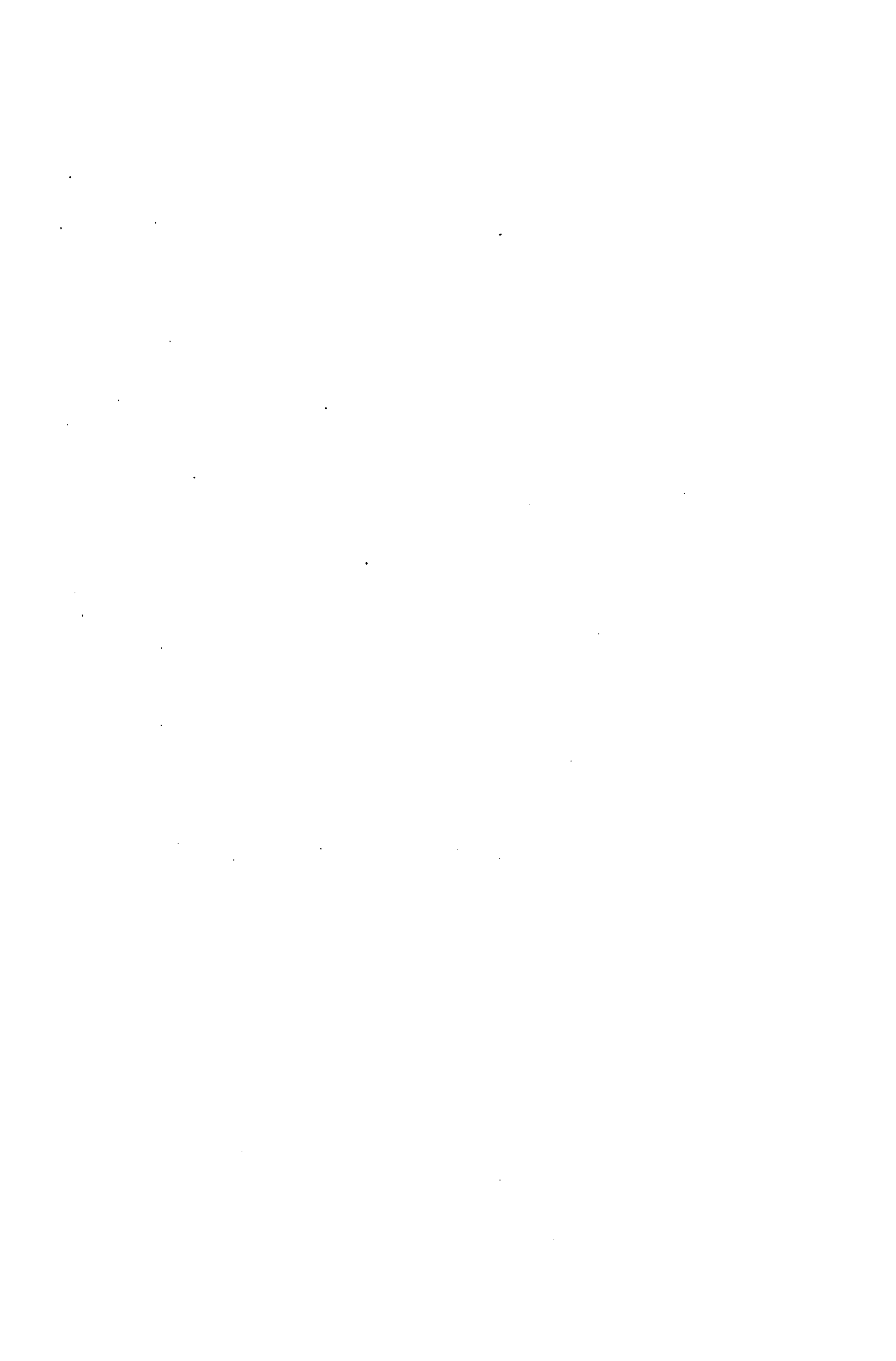






Todte und Lebende.

Erinnerungen

von

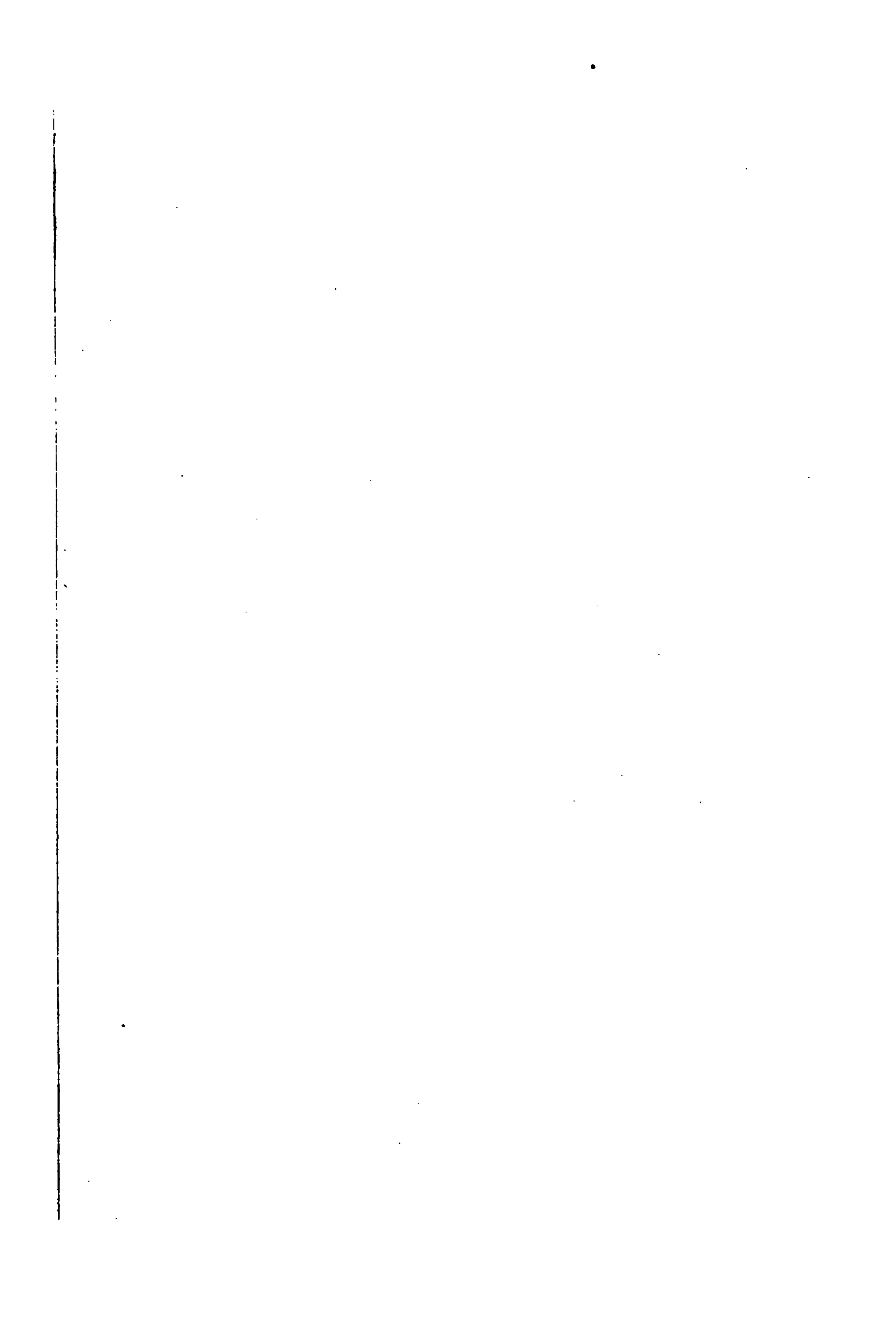
Carlos von Hagern.

Meminisse juvat.

Erste Reihe.

Berlin 1884.
Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung
(G. Joël).

Inhalt.



„Ein rollender Stein setzt kein Moos an", sagt der Engländer.

Das ist nicht allein wahr, wenn man das Wort „Moos" in seiner studentischen Bedeutung nimmt. Einem Menschen, den das Schicksal wie einen losen Stein durch die Welt rollt, gelingt es schwer, irgendwo festen Boden zu fassen oder dauernd sich einzufügen in ein bestehendes Gemäuer.

Ist das aber zu bedauern?

Ich glaube nicht.

In unsrer Zeit, wo so Viele keinen andern Lebenszweck kennen, als die Regel zu befolgen, welche der Yankee-Vater seinem Yankee-Sohne beim Eintritt in die Welt mitgiebt: „make money, my son, honestly if you can, but anyhow make money" — Mache Geld, mein Sohn, ehrlich, wenn Du kannst, aber unter allen Umständen mache Geld — ist es gut, daß wenigstens Einzelne ohne Rücksicht auf Gelderwerb ihre Ideale zu verwirklichen trachten. Und weniger giebt hierbei das Erreichte den Ausschlag als das Erstrebte.

Andererseits drängt in allmäliger Entwicklung die Menschheit zum Cosmopolitismus. Das während der letzten Dezennien in Europa wieder zur Herrschaft gelangte Nationalitätsprinzip ist als ein nur zeitweiliges Abweichen von der richtigen Bahn zu betrachten. Mit um so kräftigerer Faust muß deshalb das Banner hochgehalten werden, welches in strahlenden Lettern das Motto zeigt:

„Omne solum forti patria ut piscibus aequor“

— dem Starken ist jeder Boden das Vaterland, wie den Fischen das Meer.

Oder noch besser, wie ich in der Festrede sagte, welche ich 1862 am Jahrestage der mexikanischen Unabhängigkeit hielt:

„Ubi libertas, ibi patria.“

— wo die Freiheit herrscht, da ist mein Vaterland.

Wiederholt habe ich an mir die Erfahrung des „Rast' ich, so rost' ich“ gemacht. In den prächtigsten Farben schillern die Seesterne, so lange sie im bewegten Ozean dahintreiben; ihre Farben erbleichen in dem Augenblick, wo die Wogen sie an das Ufer spülen. Jung schon wählte ich mir deshalb zur Devise:

„Strebend nur bist Du Mensch, drum wie das Kind in der Wiege
Such' und finde Dein Geist in der Bewegung nur Ruh!“

Mein Leben ist denn auch ein wie wenige bewegtes gewesen. Es glich der Glocke, die nur dann tönt, wenn sie geschwungen wird. Jetzt fängt sie an langsamer zu schwingen. Da ist wohl der Augenblick gekommen, von der kahleren Höhe des anbrechenden Alters herab einen Rückblick zu werfen auf den Weg, welchen man zurückgelegt hat.

Eine ungetrübte Genugthuung vermag ich dabei nicht zu

Ach! es ist traurig, große Zwecke zu haben und die Arme zu kurz, um sie zu erreichen, sich nach den höchsten Gipfeln aufschwingen zu wollen, während die Flügel zu schwach sind, Dich dorthin zu tragen, fortwährende Kämpfe verzeichnen zu müssen und nur seltene Siege.

Ergeht es aber der Mehrzahl der strebsamen Menschen anders? Rennt die ganze Menschheit nicht nach fliehenden Zielen?

Man muß sich darum zu bescheiden wissen.

Das neunzehnte Jahrhundert wird einen hervorragenden Platz in der Weltgeschichte einnehmen. Heute mehr denn je hat das Wort des Weisen eine tiefe Bedeutung: „Ich lebe aus Neugier!“ Und diese Neugier zu befriedigen, hat es mir wahrlich an Gelegenheit nicht gefehlt. Bei mir heißt es kaum mehr: qui vivra verra — de grandes choses. Ich habe gelebt und habe große Dinge und hervorragende Persönlichkeiten gesehen und gekannt. Ihrer will ich jetzt gedenken.

In einer Hinsicht ähnelt der Mensch dem Wiederkäuer. Wenn es an frischen Kräutern mangelt, nährt er sich vom Heu der Erinnerungen. Aber auch das Heu kann duftig sein, namentlich wenn es von verschiedenartigen Triften eingeheimst wurde. Ich bin in der Lage es zu thun.

An mir selbst habe ich bemerkt, daß in dem Maße wie der physische auch der intellektuelle Horizont sich erweitert. Trotzdem waren die meist zufälligen Eindrücke meiner Kindheit und Jugend entscheidend für meine späteren Anschauungen, wie in den südlichen Ländern der Thonkrug lange das Arom desjenigen Weines bewahrt, mit welchem er zuerst gefüllt wurde.

Es giebt Leute, die frühzeitig schon die Absicht vor Augen haben, dermaleinst ihre Memoiren zu schreiben, zu diesem Zwecke

sich sorgfältig Tagebücher anlegen, worin sie alle ihre großen und kleinen Erlebnisse niederschreiben, und jeden Brief, jedes Dokument aufheben, so daß sie später ihre Erinnerungen nur wie Perlen auf einen Faden zu reihen brauchen. Zu dieser Klasse von Leuten gehöre ich nicht. In der Regel hatte ich zu viel zu thun, um Zeit zu erübrigen, über das Gethane Buch zu führen. Außerdem sind mir wiederholt Aufzeichnungen und Correspondenzen verloren gegangen, geraubt, vernichtet worden. Wenn es demzufolge auch nicht unmöglich ist, daß in einem oder dem andern Detail kleine Unrichtigkeiten unterlaufen sind, so kann es sich dabei, wie gesagt, immer nur um unwesentliche Details handeln.

Absichtlich geschah es niemals.

Ebensowenig übernehme ich eine Verantwortung für die absolute Richtigkeit des Urtheils, welches ich über die mannigfachen Personen gefällt habe, mit denen ich Umgang gepflogen. Giebt es denn überhaupt ein objektives Urtheil? Sieht nicht vielmehr, wie Berthold Auerbach schreibt, Jeder, im Mittelpunkt seines Horizontes stehend, nur seinen eigenen Regenbogen? Liegt nicht die Anschauung von Menschen und Dingen mehr noch als in diesen selbst, im Auge des jeweiligen Beschauers? Man kommt nicht leicht in die Lage, einen Gegenstand oder eine Person von allen Seiten gleich genau zu betrachten. Unvollständig und somit nicht ganz richtig wird fast immer die über sie ausgesprochene Meinung ausfallen. Ich schrieb einmal:

„Was Du erschaust, ist nicht die Wirklichkeit,
Ein Bild nur ist es in des Auges Spiegel.
Der Dinge echte, volle Wesenheit
Bleibt unerfaßbar uns; Dein eig'nes Siegel
Drückst Du der Welt auf mit Nothwendigkeit."

Sir Walter Raleigh, der Günstling der Königin Elisabeth von England, arbeitete an einer Weltgeschichte. Von seinem Fenster aus sah er eines Tages, wie ein Edelmann von einem andern in heimtückischer Weise angefallen und verwundet wurde, und um sich des Angreifers zu erwehren, diesen tödtete. Als Mörder vor Gericht gestellt, wurde er zum Tode verurtheilt, weil sämmtliche Zeugen, die außer Raleigh der Szene beigewohnt, gegen ihn ausgesagt hatten, daß nämlich der Angeklagte ohne jede Veranlassung sich auf den Andern gestürzt und ihn niedergeschlagen habe. Raleigh aber warf sein Manuskript in's Feuer mit den Worten: „Ich glaube nicht mehr an die Geschichte."

Glauben verdient sie auch nur im Großen und Ganzen. Immerhin mögen jedoch die Thatsachen einigermaßen abweichend von einander dargestellt werden, das ist von geringem Belang. Worauf es ankommt, ist, so weit es möglich, eine psychologische Geschichte zu schreiben. Dazu tragen Mittheilungen aus dem eigenen Leben, wenn dieses nicht das einer Auster gewesen ist, erheblich bei. Schon Confucius lehrte: „Erforsche den Menschen im Menschen!" Am Besten vermag man dies, wenn man seine persönlichen Beziehungen zu andern in irgend einer Weise ihre Zeitgenossen überragenden Menschen schildert.

Das habe ich in den nachfolgenden Skizzen versucht.

Jede von ihnen bildet einen Mittelpunkt, um welchen sich je ein Theil meines eigenen Lebens krystallisirt hatte; die Skizzen haben sich demzufolge zu einer, allerdings lückenhaften und keineswegs eine streng chronologische Ordnung einhaltenden Autobiographie erweitert, und da ich mit manchen Persönlichkeiten verkehrt habe, die als historisch bedeutsam gelten, so ist auch das Motto, welches ich dem Buche vorgesetzt: „meminisse juvat" ein berechtigtes.

Mit dem Lobe bin ich karger gewesen als mit dem Tadel; in der That hatte ich weniger Anlaß dazu. Werden nicht von anderen Seiten im Uebermaß die Weihrauchpfannen vor den sogenannten „großen Männern" geschwungen? Und wird nicht gerade durch die Weihrauchswolken ihr Bild verdunkelt, oft sogar beinahe unkenntlich gemacht? Vor diesem Fehler wollte ich mich hüten. Und wenn ich die eigenen Irrthümer nicht verschleiert habe, wenn ich durch deren offenes Bekenntniß mich selbst habe reinigen uud befreien wollen, nun so muß es mir auch gestattet sein, einen rücksichtslosen Maßstab an Andere zu legen.

Das rumänische Sprichwort, welches lehrt: „Bist Du in den Hühnerstall gegangen, so krähe, wie die Hühner es verlangen", habe ich nie befolgt, weder im Leben noch in diesem Buche. Ich krähe, wie mir der Schnabel gewachsen ist, ohne mich viel darum zu kümmern, ob meine Stimme fremden Ohren melodisch klinge.

Wo ich aber voll und ganz mit freudigem Herzen und aus innerster Ueberzeugung Beifall gezollt habe, da geschah es, sobald ich auch bei vorgerückten Jahren eine jugendfrische Gesinnung, inmitten des ausschließlich praktischen Gebahrens der Umgebung das Verfolgen idealer Bestrebungen zu erkennen glaubte.

Jugend des Geistes und des Herzens ist ja nothwendig mit Idealismus gepaart; sie muthet Einen um so wohlthuender an, wenn sie aus Augen hervorleuchtet, die von grauen oder weißen Brauen beschattet sind. Die heutigen jungen Leute tragen nicht selten etwas Greisenhaftes an sich. Da müssen die Alten an sich selbst zeigen, daß sie dem Cultus der Ideale treu geblieben sind und mannhaft für sie eintreten.

Mit dem Idealismus geht der Optimismus Hand in Hand.

Auch diesem habe ich zum Ausdruck verhelfen wollen. Liegt nicht in der entgegengesetzten Richtung eine Art moralischer Feigheit?

Häufig glich mein Schicksal einem Fruchtbaume im Winter. Wie hätte ich da wohl denken sollen, daß diese starren Aeste, diese kahlen Zweige wieder grünen, Blüthen treiben und Früchte tragen würden? Und doch ist es geschehen. Ich habe daraus gelernt, niemals an meinem eigenen Geschick zu verzweifeln. Weiter habe ich daraus gelernt, auch an der Zeit nie zu verzweifeln. Trübe genug schaut sie bisweilen aus. Man möchte die Faust ballen gegen den Himmel, wenn man nicht wüßte, daß im Himmel der Schuldige nicht wohnt, ob aller der Unfreiheit, Ungleichheit und Unbrüderlichkeit, die uns umringen.

Trotz alledem und alledem schreitet die Menschheit vorwärts, bald allmälig, bald sprungweise. Das ist die Quintessenz der Weltgeschichte.

Und können wir selbst aus diesen Fortschritten nicht mehr Gewinn ziehen, was thut es? Unsern Nachkommen bleiben sie gesichert, wie wir von den Arbeiten unserer kämpfenden und ringenden Vorfahren geerntet haben. Das gesammte Menschengeschlecht der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stellt ja eine solidarisch verbundene Familie dar.

Mit dieser Ueberzeugung entsende ich die Skizzen in die Welt.

Gleich Sternen am Abendhimmel sind die Erinnerungen in mir aufgestiegen. Ob sie Andern ebenso freundlich leuchten werden wie mir?

Im Januar 1884.

Ludwig Jahn.



Instinctiv begriff ich als Knabe schon den Werth der „καλοκἀγαθία", lange bevor ich das Wort und dessen Bedeutung kannte. Nach tüchtigen Leibesübungen, wenn die körperliche Ermüdung nicht bis zur Abspannung gediehen war, gelangen mir meine Schularbeiten am besten. Auf dem Gute meines Vaters war mir, kaum sechs Jahre alt, kein Baum zu hoch, den ich nicht erkletterte, kein Graben zu breit, den ich nicht zu überspringen versuchte, auf die Gefahr hin, hineinzufallen. Dem Dorfschulmeister, einem rohen Patron, der erbarmungslos den Bakel über die Rücken der Bauern- und Kossäthen-Kinder schwang, war ich hauptsächlich deswegen gram, weil er immer brummte und schimpfte, wenn ich einzelne der seiner Zucht anbefohlenen Schüler während der Schulzeit zu weiten Ausflügen durch Wald und Feld verleitete, gleichsam Turnfahrten mit ihnen anstellend.

Im Jahre 1834, bald nach dem tiefbeklagten Tode meines geliebten Vaters, kam ich zum ersten Male nach Berlin in das Haus meiner Großeltern mütterlicherseits. Auf mein Bitten und Drängen wurde mir gestattet, die von Ernst Eiselen geleitete Turnanstalt zu besuchen, obwohl mein Großvater, ganz dem ancien régime angehörend, von derartigen „Allotriis", wie er verächtlich das Turnen nannte, anfänglich gar nichts wissen wollte und nur widerwillig seine Zustimmung gab.

Jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag wanderte ich nach dem Turnplatze, der sich damals hinter einem an der Ecke der Dorotheen- und Neuen Wilhelms-Straße gelegenen, mit

weitem Hofe versehenen Gebäude befand, an der Stelle, wo heute stolz die neue Kriegsakademie sich erhebt. So klein ich war, zeichnete ich bald mich vor meinen weit größeren Kameraden aus und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit Eiselens auf mich. Er war ein stiller Mann von ursprünglich schwächlichem Körperbau, den er nur allmälig durch fortgesetzte Uebung gestählt hatte. Ueber seinem Antlitz lagerte in der Regel eine Wolke von Schwermuth. Er machte den Eindruck, als ob er ein entsagungsreiches Leben hinter sich hätte, doch habe ich nie den Grund seines verborgenen Kummers erfahren. Nur wenn er, was freilich selten geschah, vom alten Jahn sprach, der damals in Freiburg an der Unstrut in der Verbannung lebte, belebten sich seine Züge, leuchteten seine gewöhnlich matten und ausdruckslosen Augen zu hellem Glanze auf, gewann seine Stimme einen volleren Klang. Als er merkte, mit welcher Andacht ich seinen Worten lauschte, wenn er seines Lehrers erwähnte, mit welcher Spannung ich seinen Erzählungen folgte, in denen der „Alte im Bart" die Hauptrolle spielte, zog er mich näher an sich und schüttete häufig seinen Schmerz, seinen Groll, seinen Ingrimm über die seinem Freunde und Meister widerfahrene Unbill in meine Knabenbrust aus.

So wurde ich schon in jungen Jahren mit den wechselnden Lebensschicksalen des „Vaters der Turnkunst" bekannt, lernte früh ihn bewundern und lieben, lernte damals schon eine Regierung hassen, die, undankbar gegen seine großen Verdienste, nur vier Jahre nach der Beendigung der sogenannten „Freiheitskriege", den einstigen Lützower Jäger, den Genossen Friesens, den begeisterten deutschen Patrioten, den Verbesserer der Jugenderziehung hatte verhaften, während der langwierigen Untersuchung von Festung zu Festung schleppen, „wegen wiederholter unehrerbietiger frecher Aeußerungen über die bestehende Verfassung und über Einrichtungen des Staates", wie der Richterspruch lautete, als Demagogen verurtheilen lassen, und als schließlich

im März 1825, nach eingelegtem Recurs und Jahn's glänzender Selbstvertheidigung die völlige Freisprechung des Angeklagten erfolgte, ihn nichtsdestoweniger ohne Recht und Gerechtigkeit gewaltsam seinem früheren Wirkungskreise in Berlin entzogen und ihm untersagt, seinen ferneren Aufenthalt in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt und innerhalb zehn Meilen von der Haupt- und Residenzstadt zu nehmen. Die absolutistischen Rathgeber Friedrich Wilhelms III. hatten eine grausige Angst vor diesem „Verderber der Jugend", weil er von der Turnkunst gesagt, daß „als Pflegerin der Selbstthätigkeit sie auf geradem Wege zur Selbstständigkeit führe", und jedes Streben nach Selbstständigkeit in jener traurigen Epoche als Staatsverbrechen angesehen wurde.

Eiselen's Mittheilungen machten aus mir, dem Kinde, einen halben Demokraten. Der Saame, den er in meine empfängliche Seele ausstreute, ist später kräftig in die Halme geschossen, und ich bin stolz zu sagen, daß ich den politischen Anregungen meines ersten Turnlehrers mein ganzes Leben hindurch treu gefolgt bin. Wie sehr er das in meiner gesammten Familie grassirende monarchische Gefühl, wenn auch absichtslos, zu untergraben verstanden hatte, beweist, daß, als ich eines Tages, den Bücherränzel auf dem Rücken, aus der Schule kam und in der Leipzigerstraße dem König begegnete, welcher, aus der Thür der damaligen Porzellanfabrik heraustretend, im Begriff war, seinen bescheidenen zweispännigen gelben Wagen zu besteigen, auf dessen an mich gerichtete Frage eine so wenig respectvolle Antwort gab, — ich sah in ihm den Verfolger Jahn's — daß er ganz überrascht und mit leisem Anflug von Zorn meinen Namen zu wissen begehrte. Ohne Zaudern sagte ich ihm denselben. Er schüttelte den Kopf, murmelte einige unverständliche Worte und fuhr von dannen. Vermuthlich ahnte er damals schon in mir den künftigen unverbesserlichen Republikaner.

Mein lebhaftester Wunsch war, Jahn, den ungerecht

Gemaßregelten, den Märtyrer seiner freiheitlichen Ueberzeugungen, persönlich kennen zu lernen. Neun Jahre später, 1843, wurde er zu meiner größten Freude erfüllt.

Während der schönen Sommerzeit 1842 hatte Robert Puttkamer, der gegenwärtige Minister des Innern und Vicepräsident des preußischen Ministeriums, zweite und verschlechterte Auflage von Manteuffel, und ich, er sein Gymnasium „zum grauen Kloster", ich das meine, das „Werder'sche", auf mehrere Tage „geschwänzt". Strafe muß sein, meinten unsere gestrengen Herren Directoren. Ihm wurde eine nur leichte zuertheilt, weil er sich zu einem de- und wehmüthigen „pater peccavi" verstand; ich blieb trotzig, so daß der kleine, runde, kalmückennasige Director Bonnell mir den wohlgemeinten Rath gab, auf einer anderen Lehranstalt meine Studien fortzusetzen — ein regelrechtes „consilium abeundi". Im ersten Moment erfaßte mich allerdings eine Art moralischen Katzenjammers, und ich begehrte nach Schulpforta gehen zu dürfen, weil mit jenem Namen sich in meinem Kopfe die Idee eines klösterlichen Gefängnisses verband und ich mich zur Buße aufgelegt fühlte. Lange dauerte diese Stimmung freilich nicht an. Aus der Berliner verhältnißmäßig immerhin großen Ungebundenheit kommend, wollte mir das im Coenobium Portense herrschende Zwangssystem durchaus nicht behagen, um so weniger, als man mich, obwohl ich die Reife zur Prima hatte, nach dem dort zur Anwendung gelangenden Prinzip in die Ober-Secunda zurückversetzt hatte, und ich demzufolge viel geringere Freiheit genoß als die Schüler der obersten Klasse. Die portensischen Professoren hielten nämlich ihre Anstalt für eine alle übrigen Gymnasien in Preußen hoch überragende. Als eines der Hauptverbrechen galt in derselben das Tabakrauchen. Wäre die darauf gesetzte Strafe eine minder strenge gewesen, ich hätte ohne erhebliche Entbehrung jenem Genusse entsagt. So aber reizte mich die verbotene Frucht, und da ich noch dazu einen Platz unter dem Altar

der mit den Schul- früheren Klostergebäuden verbundenen Kirche, zu welcher ich mir den Schlüssel zu verschaffen gewußt, als geeignetsten Platz erkoren hatte, um von dort aus die bläulichen Wolken des aromatischen Krautes anstatt Weihrauchs gen Himmel zu blasen, da ich ferner im wahrsten Sinne des Wortes in flagranti, d. h. mit der brennenden Cigarre im Munde ertappt worden war und wegen des heiligen Ortes, wo ich die Gesetzübertretung begangen, sogar des Sacrilegiums bezichtigt wurde, ich außerdem manche unerlaubten Ausflüge, über die das Portenser Gebiet einschließende, keineswegs niedrige Mauer voltigirend — auch dazu war mir das Turnen dienlich — nach Naumburg unternommen hatte, so war selbstverständlich meines Bleibens in Schulpforta nicht länger. Der hochmögende, großmogulhafte, im Gefühl seiner Würde wie ein Truthahn aufgeblasene Director Kirchner, sowie die übrigen Mitglieder des über mich zu Gericht sitzenden Ausschusses, der affectirte, geschniegelte Professor der deutschen Sprache Koberstein, Verfasser der „Geschichte der deutschen National-Literatur“ und anderer Werke, und der Professor des Lateinischen und Griechischen, Wolff — mit seinem ewig ungekämmten, sich struppig aufbäumenden, grauen Haarwuchs, angeblicher Erfinder der kühnen Ableitung des deutschen Wortes „Fuchs“ vom griechischen ἀλώπηξ — „λωπηξ, πηξ, pix, pux, Fuchs, da habt Ihr's!“ — sahen sich durch die Hausordnung gezwungen, mich zu entlassen, obgleich sie mich im Uebrigen ganz gut leiden konnten, weil ich mit Eifer lernte und Fortschritte machte. So fuhr ich denn in der offenen Extrapost, die ich mir bestellt hatte, durch die hallende Wölbung des Klosterthors davon. Der Schwager blies: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus.“

Wohin nun zunächst?

Mein Entschluß war bald gefaßt. Von Schulpforta nach Freiburg an der Unstrut ist die Entfernung gering. Vom alten Jahn, der dort freiwillig wohnen geblieben war, nachdem im

Jahre 1840 Friedrich Wilhelm IV. seine Verbannung aufgehoben und ihm nachträglich das so lange vorenthaltene, wohlverdiente eiserne Kreuz verliehen hatte, von ihm wollte ich mir Raths erholen, um darauf hin meiner Familie meine neuen Wünsche zu unterbreiten.

Ich langte an. Sein Haus, am Ufer des Flusses auf ziemlich hoher Böschung liegend, an welcher sich terrassenförmig angelegte Gartenanlagen hinabzogen, war leicht zu finden. Einer Einführung bedurfte ich nicht. Der Name „Eiselen" öffnete mir, einem Sesame gleich, wie das Thor, so auch das Herz des damals fünfundsechszigjährigen Greises.

Der erste Eindruck, welchen Jahn auf mich hervorbrachte, war kein besonders angenehmer. Mittelhoch, breitschultrig, mit knochigen, großen, wenig gepflegten Händen, die gleichfalls sehr großen Füße in plumpen Stiefeln steckend, hatte seine Figur etwas Bäuerisches. Bekleidet war er mit weiten Beinkleidern von grober, grauer Leinwand und einem bis über die Knie herabfallenden, kragenlosen, kaftanähnlichen schwarzen Rocke, der durch eine Reihe Knöpfe über der Brust zusammengeknöpft war. Der ganze Anzug ließ an Sauberkeit nicht nur Manches, sondern Vieles zu wünschen übrig. Interessant dagegen war der Kopf: eckig, aber kraftvoll, mit stark markirten Zügen, hoher, gedankenreicher Stirn und milden, gutmüthigen, nicht selten schwärmerisch leuchtenden Augen. Ein langer, weißer Bart wallte ihm auf die Brust hernieder und verlieh ihm das Aussehen eines Patriarchen. Auch der Bart entbehrte jedoch jeglicher Pflege; er war mit Brotkrümeln und Speiseresten besäet, und seine ursprüngliche Weiße hatte eine schmutzig-gelbliche Färbung angenommen. Jahn sagte mir, daß sein Haar schon 1806 und zwar in einer einzigen Nacht ergraut sei, als er die Nachricht von der Niederlage der Preußen bei Jena erfahren hatte, in dem Augenblicke, wo er selbst sich auf dem Wege vom Hörsaal in's Feldlager befand.

Ich hatte mir ihn ähnlich aber doch anders vorgestellt.

Besonders verletzte mich das unverkennbar zu Tage tretende Streben, sich in seinem Aeußern nicht allein über jedwede Eleganz, sondern auch über die Reinlichkeit hinwegzusetzen.

Mit Behagen trug er eine gesuchte Rusticität zur Schau; das ästhetische Gefühl schien ihm abhanden gekommen zu sein. Niemand hätte damals in ihm den früheren Dr. der Philosophie, überhaupt einen Mann der Wissenschaft wieder erkannt. Und doch war er dies bis in sein spätes Alter hinein geblieben, wenngleich er es verschmähte, auf gebahnten Wegen zu wandeln. Seine Gedanken sowohl wie die Form, in der er sie von sich gab, hatten stets etwas Barockes an sich.

Alle diese Sonderbarkeiten wurden aber reichlich wett gemacht durch seine aus warmem Herzen kommende Liebenswürdigkeit. Er empfing mich mit offenen Armen. Das trauliche „Du", welches er, seiner Gewohnheit gemäß, sofort mir, dem jungen Turner, gegenüber anwandte, machte mich sofort in seinem gastlichen Hause heimisch.

Ich theilte ihm das mir widerfahrene Mißgeschick mit.

„Laß Dich das nicht anfechten, mein Sohn," antwortete er mir mit einer verächtlichen Handbewegung, „aus Schulpforta schickt man nur diejenigen fort, die ihnen zu klug werden!"

In meiner Uebertretung des Rauchverbots war freilich kein besonderer Beweis von Klugheit zu erblicken; dennoch freute ich mich über das mir indirect gespendete Lob.

Jahn erzählte mir darauf, sich nach und nach in eine wahre Wuth hineinredend, was ihm selbst dort im vergangenen Sommer zugestoßen war. Auch er hatte sich an dem mit großem Pomp gefeierten dreihundertjährigen Stiftungsfeste der Schule betheiligt. Bei dieser Gelegenheit nun, vielleicht etwas aufgeregt durch zu zahlreiche Libationen, erhob er plötzlich das mit schäumendem Champagner gefüllte Glas — er haßte zwar den Franzmann, doch seine Weine trank er gern — und uneingedenk, daß die Zeit der burschenschaftlichen Schwärmerei längst

begraben, vergessend, daß Schulpforta nur eine Dressuranstalt für künftige gehorsame, preußische Beamte, pedantische Philologen und muckerische Pastoren sein sollte, wagte er in begeistertem Trinkspruch von deutscher Einheit und Freiheit zu reden. Darob bei der Mehrzahl der Anwesenden ungeheure Entrüstung. Director Kirchner aber ertheilte, um einen Beweis seiner Loyalität zu geben, den peremtorischen Befehl, den alten Mann als Ruhestörer aus dem Festsaale zu entfernen. Scheltend, fluchend, protestirend mußte Jahn demselben Folge leisten. Hinc illae irae, aber man muß zugestehen, sein Zorn war ein gerechter.

Nachdem er sich wieder beruhigt hatte, zeigte er mir sein einfaches, doch wohnliches Heim in allen Theilen.

„Jeder Stein des Gebäudes," sagte er mit dankbarer Genugthuung, „stellt einen deutschen Turner dar."

Zwar hatte er, nachdem er 1838 das Unglück gehabt, sein Haus und Habe, darunter seine sämmtlichen Manuscripte durch eine Feuersbrunst zu verlieren, ursprünglich dasselbe aus eignen Mitteln aufgeführt, war aber dadurch, weil er niemals zu rechnen verstanden, in so bedeutende Schulden gerathen, daß er in Gefahr kam, das retiro seines Alters unter den Hammer kommen zu sehen. Da traten seine Freunde zusammen und ermöglichten ihm, durch eine, in vielen Theilen Deutschlands veranstaltete Sammlung, sich dessen Besitz zu sichern. So erklärt sich jene Aeußerung.

Der Richtspruch, mit welchem Jahn das Haus weihte, war eine Amplificirung der bekannten Turner-Devise des vierfachen „F". In dem von Jahn an seine Wohlthäter gerichteten Dankschreiben gab er ihr nämlich folgende Deutung:

„Frisch nach dem Rechten und Erreichbaren streben, das Gute thun, das Bessere bedenken und das Beste wählen;

„Frei sich halten von der Leidenschaft Drang, von des Vorurtheils Druck und des Daseins Aengsten;

„Fröhlich die Gaben des Lebens genießen, nicht in Trauer vergehen über das Unvermeidliche, nicht in Schmerz erstarren, wenn die Schuldigkeit gethan, und den höchsten Muth fassen, sich selbst über das Mißlingen der besten Sache zu erhalten und zu ermannen;

„Fromm die Pflichten des Menschen, Bürgers und Deutschen erfüllen, und zuletzt die letzte, den Heimgang.

„Dafür werdet Ihr gesegnet sein mit Gesundheit des Leibes und der Seele, mit Zufriedenheit, so irdische Schätze aufwiegt, mit erquickendem Schlummer nach des Tages Last, bei des Lebens Mühe durch sanftes Einschlafen.

„Das Haus bleibe bewahrt vor der Windsbraut Stärke und der Erde Beben, vor des Feindes Gewalt und des Meuchlers Tücke, vor des Feuers Brunst; doch möge die Flamme auf seinem gastlichen Heerde niemals erlöschen.

„Es bleibe gekränzt mit häuslichen und volklichen Festen, werde dem Biedermanne heimisch, unheimlich dem Neidhardt.

„Und so mag es bei den Wehen der kreißenden Zeit, so ein Dauervolk gebären will, als Hort und Leuchte bestehen."

Ich habe diesen mir damals von Jahn vorgelesenen Richtspruch wörtlich angeführt, obwohl er bereits bekannt ist, weil er in nuce die Lebensphilosophie des „Turnvaters" enthält.

Auffallend erschien mir darin nur, daß der politischen Freiheit nicht mit einem Worte gedacht war. Vielleicht mußte in jener Epoche schrankenloser Reaction Jahn aus Vorsicht sich jeglicher darauf bezüglichen Anspielung enthalten, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß ihm allmälig das rechte Verständniß für die neue „kreißende Zeit", obwohl er deren „Wehen" mitempfand, verloren gegangen war, wie dies später, als er im großen Jahre von der Stadt Naumburg als Abgeordneter zum deutschen Parlament nach Frankfurt am Main gesandt wurde, nur zu deutlich zu Tage trat. Trotz vieler Besuche, die er von seinen Verehrern in Freiburg erhielt, war er doch dort einer

gewissen geistigen Vereinsamung anheimgefallen. Er lebte mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart, in gewissem selbstgefälligem Zehren vom alten Ruhme, sich vorzugsweise mit seinen eigenen Gedanken beschäftigend und sich in diese bis zum Exclusivismus vertiefend, — fast hätte ich gesagt verbohrend.

Seine freisinnige Auffassung von der Religion gelangte jedoch in jener Erklärung des Turner-Mottos zu unverfälschtem Ausdruck. Dem Worte „fromm“ ist darin eine ganz andere Deutung zu Theil geworden als die übliche. Von der Pflicht des Menschen ist die Rede, von der Pflicht des Bürgers und des Deutschen. Die Pflicht des Christen wird mit beredtem Schweigen übergangen. Ist sie denn nicht auch vollständig in den andern, von Jahn anempfohlenen enthalten? Er war auch weit entfernt davon, den Namen eines Christen zu verdienen. Weit mehr heimelte ihn die altgermanische Götterlehre an, nur die Bibel, sein erstes Lesebuch, war in allen Lebensaltern sein Lieblingsbuch geblieben.

Obwohl Sohn eines protestantischen Predigers und anfänglich auf den Universitäten von Halle und Greifswald Theologie studirend, hatte er diese doch bald an den Nagel gehängt, hauptsächlich veranlaßt durch die Lectüre des von dem österreichischen Artillerieoffizier Wilhelm Friedrich von Meyern verfaßten, nach der Mode jener Zeit in ferne Länder, nach Indien und Tibet, verlegten politischen Romans: „Dia-na-Sore“, welcher, ein echtes Produkt der Sturm- und Drang-Periode, eine Fülle geistvoller und edler, wenn auch theilweise überspannter Gedanken enthielt. Später wendete Jahn sich bekanntlich erfolgreich der Erforschung der deutschen Sprache, Literatur und Geschichte zu.

Als ich mit ihm die Art von Kreuzgang durchschritt, welcher sich durch sein Haus hinzieht, sagte er zu mir, in seinen wallenden Bart hineinschmunzelnd:

„Fromme Leute, wenn sie mich besuchen, freuen sich über

diesen angeblichen Kreuzgang, weil sie in dessen Anlage einen Beweis meiner Ehrfurcht vor dem heiligen Zeichen des Christenthums zu erblicken glauben. Ich aber kläre sie dann sofort auf und spreche zu ihnen: „Nein, nicht ein Kreuz soll der Gang darstellen, sondern den Hammer des Thor.“

Ebenso bekämpfte er, als das Gespräch auf die Symbolik des Kirchenbaustyls gefallen war, energisch die Auffassung, welche in dem Kirchthurm einen gen Himmel gereckten Zeigefinger zu sehen beliebt, der den Menschen den Weg zu seiner wahren Heimath weise, während die Kirche selbst die zusammengeballte Hand bilde. „Mich erinnert ein Kirchthurm weit mehr an den die Zeugungskraft der Natur verherrlichenden Phalluscultus der alten Egypter.“

Jahn stand eben auf dem Standpunkt des „naturalia non sunt turpia“. Er war ein begeisterter Freund der Natur, ein gleich begeisterter Verfechter des allgemein Menschlichen, nur daß er dem Deutschthum den Vorrang vor den characteristischen Eigenschaften aller übrigen Völker vindicirte.

„Vollkraft, Biederkeit, Geradheit, Abscheu der Winkelzüge, Rechtlichkeit und das ernste Gutmeinen waren seit einem Paar Jahrtausenden die Kleinode unseres Volksthums und wir werden sie auch gewiß durch alle Weltstürme bis auf die späteste Nachwelt vererben“ — schrieb er einmal. Wer aber will ihm, dem wackern Patrioten, diese auf sein Volk übertragene Selbstüberhebung, diesen hoffnungsvollen Optimismus übel nehmen? Sagt er doch an einer andern Stelle seiner Werke: „In den Volksthümern liegt jedes Volkes besonderer Werth und sein wahres Verdienst für das Wettstreben zur Menschheit“ — und an wieder einer anderen noch prägnanter: „Welches Volksthum steht am höchsten, hat sich am meisten der Menschheit genähert? Kein anderes, als was den heiligen Begriff der Menschheit in sich aufgenommen hat, mit einer äußerlichen Allseitigkeit sich sinnbildlich im Kleinen vorbildet, wie weiland volksthümlich die

Griechen und noch bis jetzt weltbürgerlich die Deutschen, der Menschheit heilige Völker."

Ja, so lasse ich mir den Patriotismus gefallen. Er hat volle Berechtigung, insofern er den Keim zum Kosmopolitismus in sich schließt, während das moderne Nationalitätsprinzip das Kainzeichen auf der Stirne der Völker ist.

Bekanntlich hat Jahn mehrere, das Erziehungswesen behandelnde Schriften veröffentlicht. Theoretisch wie praktisch war ja dieses sein eigenstes Gebiet.

Er hielt dafür, daß unsre heutige Erziehung in der Regel systematisch die Ursprünglichkeit, zum Theil sogar die Intelligenz unserer Kinder zerstöre. Er klagte darüber, daß unsre gelehrten Schulen die Schüler hauptsächlich zur Beamtenlaufbahn vorbildeten mit ihrem horazischen Motto: „hic vivimus ambitiosa paupertate omnes." Er war ein Gegner strenger Strafen und wollte nicht, daß die Lehrer ein finsteres Gesicht ihren Zöglingen zeigten, sie sollten vielmehr Jean Paul's milde Vorschrift im Auge behalten: „Nur bei Sonnenaufgang laßt es nicht in's Leben regnen, nur diese einzige, nie wiederkehrende, unersetzliche Zeit verfinstert nicht." Daß die Portenser Methode ihm mißfiel, ist hiernach begreiflich.

Manche der von Jahn aufgestellten Thesen sind auch heute noch richtig. Z. B. „Menschlichmachung durch Erregung eigner Selbstthätigkeit ist Menschenerziehung." „Bloße Versuche auf's Gerathewohl sind in der Erziehung gefährlicher als in der Heilkunst. Hier geht im schlimmsten Falle nur das Dasein verloren, dort das Leben. Der ungeschickte Arzt begräbt seine Schande, es wächst Gras darüber, man vergißt sie und ihn. Den gewissenlosen Erzieher klagen die Rabensteine an und die Zuchthäuser und Erbsünden, für welche die Weltgeschichte keine Vergebung hat." „Was der Mensch an Bildung gewinnen soll, kann ihm nur die eigene Selbstthätigkeit erwerben. Wer die zu erwecken versteht, ist ein tüchtiger Erzieher

und Meister. Die größten Lehrmeister des Menschengeschlechts sind und bleiben: „Noth, Beispiel und Liebe.“ „Wahre Kenntniß ist nie gefährlich, das Zwielicht des Halbwissens allemal.“ „Besser bleibt immer gar keine Erziehung als eine schlechte.“

Besonders diesen letzten Satz vertheidigte er mir gegenüber mit großem Eifer, um so entschiedener, als er ihn an seinem eigenen Sohn zur Anwendung gebracht hatte. Jahn hatte bemerkt oder glaubte bemerkt zu haben, daß dieser jeder Neigung zum wissenschaftlichen Studium ermangelte, so wollte er ihm keinen Zwang auferlegen; und vielleicht weil er sich nicht zutraute, ihm eine gute Erziehung zu geben, ließ er ihn ganz ohne eine solche aufwachsen. Das traurige Ergebniß dieser aus einer richtigen Prämisse abgeleiteten falschen Consequenz war, daß der Sohn es nur bis zum Fährmann brachte, der Tag ein, Tag aus den Kahn über die Unstrut lenkte. Ich selbst habe ihn in dieser Beschäftigung gekannt und seine Fähre benützt, bevor er nach dem Tode seines Vaters, nach Amerika auswanderte und dort sich durch eine allgemeine, von den Deutsch-Amerikanern in's Werk gesetzte Subscription die nothwendigsten Existenzmittel verschaffte.

Schließlich kam ich mit Jahn zur Besprechung meiner persönlichen Angelegenheit. An welches Gymnasium sollte ich, Aufnahme heischend, mich wenden? Er schlug mir das im nahen Zeitz befindliche vor. Mir war es gleichgiltig, wohin ich ging, fehlte mir doch nur kurze Zeit noch bis zur Abiturientenprüfung. Ihm aber lag aus einem besonderen Grunde daran, daß ich jenes wählte. Wie er erfahren, war nämlich dort zu jener Zeit das Turnen noch nicht als Lehrgegenstand eingeführt; er wollte deshalb, obgleich mein Einfluß als Schüler doch nur ein geringer sein konnte, daß ich mich bemühte, in diesem Sinne zu wirken. Auch wegen dieser gleichen Vernachlässigung war er schlecht auf Schulpforta zu sprechen.

Nach dem daselbst aufrecht erhaltenen halb mittelalterlichen System wurde das Schwergewicht auf die Erlernung der alten Sprachen gelegt, die klassische Philologie bildete die Grundlage des Unterrichts, die Naturwissenschaften wurden ganz und gar vernachlässigt und die Ausbildung des Körpers nur oberflächlich behandelt. Wie viele hunderte von lateinischen Versen habe ich mit Hilfe des unentbehrlichen Gradus ad Parnassum als Strafarbeiten in den düstern Kloster-Sälen zusammendrechseln müssen, anstatt Arme und Beine an Reck, Barren und Kletterstangen in weitaus nützlicherer Verwendung der Zeit zu stärken und geschmeidig zu machen! Trotz allem Griechisch verstanden die Portenser Professoren nichts von der καλοκἀγαθία der Hellenen. Das Turnen wurde schablonenhaft, ohne jeden idealen Schwung und in ungenügender Ausdehnung betrieben. Jenen verknöcherten Gelehrten galt es wohl immer noch „als eine neue Narrheit, die alte Deutschheit wieder aufbringen zu wollen,“ ja manche von ihnen erachteten sie wohl gar als „ein gefährliches Treiben“. Außerdem war für körperliche Uebungen die Atzung, die man uns verabfolgte, eine gar zu elende. Sie konnte mit der berüchtigten in den preußischen Cadettencorps üblichen rivalisiren; unser „Petersiliengemüse“ in Spinatform gab dem dortigen „Kürbißpamps“ nichts nach.

Auch das Gymnasium von Zeitz stand damals unter der Leitung einer „alten Perrücke“, wie Jahn sich respektwidrig ausdrückte, des Professors Kießling, bekannt als Uebersetzer und Commentator griechischer Klassiker. Bei ihm vornehmlich sollte ich im Interesse der edlen Turnkunst meine Hebel ansetzen. Ich bat also meine Mutter um die Erlaubniß und erhielt sie, an jener Schule meine Gymnasiallaufbahn, wenn thunlich, zum Abschluß zu bringen

Mit herzlichem Händedruck schied ich vom „Alten im Barte“. Er begleitete zu Fuß mich eine Strecke Wegs, und als dieser eine Krümmung machte und ich den meiner harrenden Wagen

bestiegen hatte, rief er mir mit seiner kräftigen Stimme noch ein weithin hallendes „Auf Wiedersehen, mein lieber Sohn“ nach.

Ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Seinem Auftrage jedoch, in Zeitz für die von ihm nach den Grundsätzen der berühmten Pädagogen Basedow, Salzmann und Gutsmuths ein- und durchgeführte, seinem Volke als unveräußerliches kostbares Erbtheil hinterlassene deutsche καλοκἀγαθία Propaganda zu machen, bin ich getreulich nachgekommen, da ich die Richtigkeit des Ausspruchs von Jean Paul erkannte: „Der Körper ist der Panzer der Seele: deshalb muß er vor Allem gestärkt und gehärtet werden, denn aus körperlicher Entkräftigung entsteht geistige.“

Der alte Kießling, bei welchem meine Mutter mich in Pension gegeben hatte, war ein närrischer Kauz — Schüler haben ja in der Regel scharfe Augen für die Fehler ihrer Lehrer. Entsetzlich gelehrt, vollgepfropft mit klassischem Wissen, dabei aber ohne das geringste Verständniß für die Ansprüche der fortgeschrittenen Zeit, im Leben unerfahren wie ein Kind, unpraktisch bis zu dem Extrem, daß er ohne die beständige Fürsorge seiner Frau und Tochter nicht einmal mit dem Essen und Ankleiden hätte fertig werden können, von rührender Naivetät und last not least über alle Maßen gutmüthig. Seine Zuneigung hatte ich mir schnell durch mein Talent, Geschichten zu erzählen, erworben. Die dampfende Pfeife im Munde, den schmächtigen Körper weit im ledernen Lehnstuhl zurückgelehnt, die in glänzendes Silber gefaßte Brille mit ihren großen runden Gläsern auf die kahle gefurchte Stirn hinaufgeschoben, lauschte er mir mit unverkennbarem Interesse, und ich kramte aus, was mir nur durch den Kopf ging, Altes und Neues, Wahrheit und Dichtung in buntester Mischung — ihm war Alles unbekannt, denn außerhalb seines mit Folianten überfüllten Studirzimmers und der Lehrräume gab es für ihn keine Welt. Nur durch meinen Mund drang zuweilen ein abgeschwächtes Geräusch aus ihr in seine

stille Klause; nicht einmal eine politische Zeitung las er, dazu habe er keine Zeit. Häufig waren meine Mittheilungen nichts weiter als ben trovati, ohne die geringste Spur von vero, trotzdem glaubte er Alles, was ich ihm beim Abendtisch zum Besten gab. Wenn ich allzu stark münchhausente, schüttelte er freilich in leisem Zweifel das graue Haupt. Versicherte ich ihm aber, daß die Sache gerade so und nicht anders sich zugetragen hatte, so brach er höchstens in ein erstauntes, im reinsten Sächsisch gesprochenes: „Ist wohl nicht meeglich!“ aus.

Auch an seiner klassischen Seite hatte ich ihn zu packen verstanden. Er war ganz gerührt, als ich ihm eines Tages metrische Uebersetzungen einiger Oden des Anakreon und der Sappho vorlegte, fand übrigens gar nichts Anstößiges darin, daß der alte griechische Sünder „das junge Bäumchen Bathyll“ besungen, unter dessen Schatten er gern läge, und ich auch diese Ode zu verdeutschen versucht hatte. Ich ging sogar so weit, den Horaz unter Beibehaltung des antiken Versmaßes in gereimte Verse zu übertragen, wie die erste Strophe des bekannten: odi profanum vulgus unter meiner Bearbeitung lautete:

„Zurück, ich haſſ' unheilige Menge Dich,
Du scheuchst das Glück, der Musen Geliebter ich,
Sing' Euch Gesänge, nie gesungen,
Mädchen uud Knaben Euch, rüstig jungen“ u. s. w.

Kurz, nach wenigen Monaten schon war ich bei Kießling Hahn im Korbe. Die Zustimmung, auf dem Gymnasium einen regelrechten Turnunterricht einzuführen, wurde im Sturm erobert. Bereitwillig that der alte gute Mann die erforderlichen Schritte bei den Behörden. Alles wurde bewilligt. Ich selbst setzte beim Zeitzer Ober-Forstmeister, einem sehr liebenswürdigen Grafen Schulenburg, es durch, daß er uns in dem ihm unterstellten nahen königlichen Forste ein passendes Terrain für den Turnplatz abstecken ließ. Ein tüchtiger Lehrer, wenn ich nicht irre, der später auf seinem Felde berühmt gewordene Klotz,

wurde berufen — und die Turnerei ging los und die Lust war wahrlich groß. Bürger- und Volksschule folgten bald unserem Beispiel. Es dauerte nicht lange, so war bei der ganzen Zeitzer Bevölkerung eine wahre Turnmanie eingerissen.

Voller Jubel meldete ich Jahn, daß die Turnkunst in Zeitz ein neues Reis getrieben und dieses sich im herrlichsten Gedeihen befinde. Seine Antwort enthielt so warm empfundene Dankesworte, als ob ich ihm persönlich einen Dienst geleistet hätte.

Gleich dem gemeinsam gepflegten Gesange ist das Turnen eines der geeignetsten Mittel, die Menschen einander näher zu bringen. Nicht allein die Mitglieder des eigenen Vereins umschlingt ein festes, freundschaftliches Band; jeden Verein drängt es, mit anderen der nämlichen Kategorie in Verbindung zu treten. Wo immer wir anklopften, da ward uns freundlich aufgethan. Der Zeitzer Turnerbund fing an, in der Provinz wie im Königreich Sachsen und in allen thüringischen „Raubstaaten“ Namen und Ansehen zu gewinnen.

Noch aber fehlte die Krönung des Werkes — ein allgemeines Turnfest, als glänzende öffentliche Bethätigung unserer Existenz.

Auch dafür wurde Rath geschafft.

Die Jugend liebt es den Jahren vorauszueilen. Einem Backfisch gewährt es den höchsten Genuß, die Dame zu spielen; ein Gymnasiast ist glücklich, seinem Ideal, dem Studenten, nachzuahmen. Als zwölfjähriger Tertianer auf dem Pädagogium zu Putbus — auch jene Schule habe ich eine Zeit lang mit meiner Anwesenheit beglückt — hatte ich ein Lustspiel geschrieben, unter dem Titel: „Viel zu früh und doch zu spät“, welches, von Schülern und jungen Mädchen dargestellt, wirklich zur Aufführung gelangte, und in dem die Hauptrolle, die ich mir reservirt hatte, ein Student mit bunter Mütze und langer Pfeife war. Wir Zeitzer Primaner hatten häufig Gelegenheit, das nahe Jena zu besuchen und uns, wenn auch nur Tage hin-

durch, in das dortige burschikose Treiben zu stürzen. Nichts war natürlicher, als daß auch wir, um einen Vorgeschmack der unser auf der Universität harrenden Freuden zu genießen, eine Verbindung stifteten, ganz nach berühmten Jenenser Mustern. Bald verfügten wir über eine Stammkneipe, den wiederholt von mir besungenen „grünen Baum", und hielten dort in streng commentmäßiger Form unsere geheimen Kneipabende ab, singend, jubilirend, rauchend und schuldigermaßen, Alle ohne Ausnahme, dem reizenden Wirthstöchterlein, „der Einen ach so traut", platonisch den Hof machend. Wir veröffentlichten eine Corpszeitung, selbstverständlich als Manuscript, in welcher sich unsere verwegensten poetischen Versuche, allen möglichen studentischen Melodien angepaßte Lieder ablagerten. Gleich den Jenenser Bierstaaten Wöllnitz und Ziegenhain hatten wir ebenfalls einen solchen gegründet unter der Oberhoheit des Herzogs „Durst", dazumal noch Nummer I, den wir offfciell mit Majestätsbeleidigung „erhabenen Lehnsherrn Friedrich Wilhelm des Durstigen" titulirten, in Anklang an das beißende Epigramm Herwegh's, dessen Verständniß allerdings einige Kenntniß des Französischen erheischt:

„Ihr pocht auf Eu'rer Lehre Reinheit,
Doch ist der Fürst des Staates Einheit,
Und schwarz und weiß der Staat, o schau,
So ist der Fürst bedenklich — grau."

Wir schmückten unsere Brust, unter der verbergenden Weste, mit einem dreifarbigen Bande: roth-weiß-grün — zufälligerweise dieselben Farben, welche ich später in der Fahne meines Adoptivvaterlandes Mexiko wiederfinden sollte — und waren untröstlich, nicht wenigstens einmal offen vor aller Welt Staat damit machen zu können.

Eines Abends erscholl wiederum bei traulichem Zusammensein diese Klage von unsern Lippen.

Da durchzuckte es mein Hirn wie ein Blitz.

„Jungens“, rief ich, vom Stuhle aufspringend und den halbvollen Seidel schwenkend, „εὕρηκα; ich habe das Mittel gefunden, unser Sehnen zu befriedigen. In vier Wochen, das wette ich, werden wir mit unsern schönen Bändern vor Kießling und allen Professoren paradiren, und sie werden nichts dagegen haben, sich sogar herzlich darüber zu freuen.“

Mein Plan war, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Außer der Anerkennung unserer Farben wollte ich ein großartiges Turnfest zu Stande bringen; sämmtliche „Elsterbrüder“ waren ja gleichzeitig wackere Turner.

Am nächsten Tage nach dem Abendessen verwickelte ich meinen alten lieben Direktor in ein Gespräch. Das Wort „verwickeln“ ist eigentlich schlecht gewählt, denn in der Regel begnügte er sich mit der Rolle eines passiven Zuhörers; dieses Mal wollte ich ihn aber zu einem Entschluß bestimmen. Ich sprach von der berühmten Vorgeschichte des Stiftes Zeitz und theilte ihm mit, daß ich darauf bezügliche merkwürdige Manuskripte in dessen auch von ihm nur selten betretenen staubbedeckten Bibliothek gefunden hätte.

„Die ehemalige Bischofs-Residenz, Herr Direktor,“ fuhr ich, schlau den Uebergang vermittelnd und meinem Ziele mich nähernd, fort, „in welcher jetzt unser Gymnasium Obdach gefunden hat, sie besaß auch ihre eigenen Farben.“

„Ist wohl nicht meeglich“, unterbrach mich der gute Alte mit seinem Lieblingsausruf.

„Gewiß, und die Farben sind roth-weiß-grün. Sie kommen somit auch unserm Gymnasium als Erben des Stiftes zu, und Sie sollten sie wirklich wieder einführen.“

„Ist wohl nicht —“

„Sehr möglich ist es, Herr Direktor. Wie wäre es z. B., wenn wir die Anregung zu einem Turnfeste gäben, das im benachbarten Pegau als geeignetsten Centralpunkt gefeiert werden könnte, und zu welchem alle Turnvereine der Umgegend ein-

geladen werden müßten. Bei dieser Gelegenheit würden wir dann eine prachtvolle roth-weiß-grüne Fahne als Banner des Zeitzer Gymnasiums entfalten und uns mit gleichfarbigen Mützen, Bändern und Schleifen schmücken."

Mein Vorschlag war auf fruchtbaren Boden gefallen. Vier Wochen später war Alles fertig, um den Auszug zum Pegauer Turnfeste zu unternehmen. Die ganze Stadt, groß und klein, interessirte sich für die Sache. Jeden Nachmittag saßen die schönsten Mädchen bei einander und nähten und säumten und stickten mit flinken, geschickten Händen an unserem Festbanner. Die gesammte Schuljugend sollte theilnehmen am Ausfluge. Die Schüler der Volksschule erhielten rothe Schleifen und Mützen, die der Bürgerschule weiße, wir Gymnasiasten grüne. Die Anführer der verschiedenen Riegen, unsere Corpsbrüder, prangten jedoch iu dreifarbigen Schärpen, ohne daß die Herren Lehrer Einspruch dagegen erhoben. Ich hatte meine Wette gewonnen. Meine eigene Schärpe, ein Geschenk zweier Superintendententöchter, zwischen denen mein Primaner-Herz, einer Magnetnadel beim Erdbeben gleich, unstät hin und her schwankte, von der Blonden zur Brünetten, von der Blauäugigen zur Schwarzäugigen, von der Schmachtenden zur Kecken, von der Germanin zur Spanierin — zeichnete sich durch besondere Pracht aus.

Der Tag des Auszugs, ein herrlicher Septembermorgen, war gekommen. Unter den Klängen eines vom Stadtorganisten eigens für den Zweck componirten Festmarsches verließen wir in langem, weißglänzendem Zuge die Stadt. Eltern und Verwandte folgten in hellen Schaaren zu Wagen und zu Fuß. Nach mehrstündigem Marsche langten wir in dem nur wenige Meilen entfernten Pegau an, hauptsächlich dadurch berühmt, daß es — ein Schwein im Wappen führt. Andere Turnvereine waren schon früher eingetroffen. Unter Triumphpforten von grünem Reisig zogen wir ein, von jubelnden Zurufen einer die Straßen dicht füllenden Menge begrüßt. Auf dem Markte wur-

den ganz militärisch die Quartierbillets ausgetheilt. Spaßhaft war es zu hören, wie Familien, in denen sich ganz oder halb erwachsene Töchter befanden, immer eifrig darauf drangen, einen „Großen" als Einquartierung zu erhalten. Mir, als dem Oberbefehlshaber, fiel das glückliche Loos zu, im Hause des Bürgermeisters ein Unterkommen zu finden, ich nenne es ein glückliches, denn dort weilte eine liebliche sechszehnjährige Maid, die mit dem ersten Blicke meine beiden Zeitzer Superintendententöchter aus dem Felde schlug. Zu meiner Entschuldigung muß ich jedoch sagen, daß jene nicht anwesend waren; der gestrenge Herr Papa hatte ihnen trotz allen Bittens und Weinens die Theilnahme am Feste nicht gestatten wollen, und leider haben les absentes noch mehr tort als les absents. Meine schöne Schärpe deckte das Herz eines Ungetreuen.

Das Fest selbst verlief wie alle solche Feste, nur ohne Zweifel frischer, heiterer, enthusiastischer als heutzutage. Die Jahre vor 1848 waren die eines ungeduldigen Harrens auf Erlösung. Der Flügelschlag der herannahenden neuen Zeit rauschte durch die Herzen, namentlich durch diejenigen, welche in der Brust der Jugend pochten. Die Nachtigallenlieder waren verstummt; mit lautem Trillern und Jubiliren schmetterte dagegen die Herwegh'sche Lerche dem kommenden Morgen entgegen. Kurz zuvor war der zweite Band der „Lieder eines Lebendigen" erschienen, die so harmonisch in die von Freiheitssehnsucht erfüllte Zeit hineinklangen und eine so jugendliche Gluth athmeten, daß sie auch mein ganzes Denken und Empfinden gefangen genommen hatten. In schwarzem Einband mit roth-weiß-grünem Streifen verziert trug ich, wo immer es anging, ein Exemplar davon bei mir, obgleich ich seinen ganzen Inhalt, Lieder, Gedichte und Epigramme, auswendig wußte. Als Zeichen meiner keimenden Liebe zum Bürgermeister-Töchterlein von Pegau wußte ich ihr kein schöneres Angebinde zu Füßen zu legen, als meinen Herwegh, ihn mit einer schwungvollen poetischen Einleitung

auf der ersten weißen Seite begleitend, die zugleich eine beredte Erklärung der meine Brust schwellenden Gefühle enthielt. Was darauf folgte, ob mir ein Lohn für meine gewagte Versübung zu Theil wurde, das verschweige diskret die Feder.

So viel aber kann ich verrathen, daß ich in hochbegeisterter Stimmung am nächsten Tage die auf dem großen Markte errichtete Rednertribüne bestieg, — das Wettturnen war bereits vorüber und zur Ehre der Zeitzer ausgefallen — um vor dem Rückmarsche Worte des Dankes an die gastfreie Pegauer Bürgerschaft zu richten. Herwegh steckte mir in allen Gliedern.

„Wir sind hier versammelt“, hub ich an, „Kinder verschiedener Staaten, Preußen und Sachsen und Altenburger und Reuß-Schleiz-Greiz-Lobensteiner. Wir Alle sprechen die nämliche Sprache, wir verstehen unsere Worte und Gedanken, wir haben die gleichen Interessen, die gleichen Wünsche, die gleiche Mission — und doch sind wir künstlich durch Schlagbäume und Grenzscheiden getrennt. Das ist ein unnatürlicher Zustand, der aufhören wird und aufhören muß. Uns, der Jugend, kommt es zu, die erste Hand anzulegen, um das alte morsche Gebäude der deutschen Kleinstaaterei in Trümmer zu schlagen.“ — — —

„Sagst Du, die Schlange sie lebt, wenn Du sie in Theile zerstückst,
Weil jedes einzelne Glied krampfhaft sich reget und zuckt?
Werft in das Feuer zumal eure bunten Pfähle und Marken,
Und aus der Gluth wird erstehn, ein und lebendig das Reich.“

Mit diesem damals namentlich für einen Gymnasiasten kühnen Tetrastichon schloß ich meine Rede. Brausender Beifall ertönte aus der wohl an 6000 Menschen starken Volksmenge zu mir herauf. Als ich von der Tribüne herabstieg, konnte ich mich kaum der unzähligen Händedrücke und Umarmungen erwehren. Als ob ich einen Sieg davongetragen, so hoch erregt fühlte ich mich.

Aber wir schrieben damals erst 1844. Noch war es ein Verbrechen, laut für die deutsche Einheit einzutreten. Die Folgen

blieben denn auch nicht aus. Ein Paar Wochen später langte von dem königlich preußischen Ministerium für Cultus und Unterricht an den armen Direktor Kießling ein Reskript herab, in welchem diesem die schärfsten Vorwürfe gemacht wurden über den traurigen Mangel an Zucht, der unter seinen Schülern eingerissen sei. Meine Rede, die zuerst in einem Leipziger Blatte veröffentlicht, dann in Berliner Zeitungen nachgedruckt worden war, bezeichnete der Minister als eine Schmach für das Zeitzer Gymnasium und als gelindeste Strafe dafür verordnete er meine sofortige Relegirung.

Das Pegauer Schwein war mir kein Glücksschwein gewesen.

Wieder mußte ich die Wanderung nach einem anderen Gymnasium antreten. Meine Mutter schickte mich nach Stargard in Hinterpommern, in der freilich unerfüllt gebliebenen Hoffnung, der Aufenthalt in jener mit der Milch frommster Denkungsart genährten Provinz würde einen bessernden Einfluß auf mich ausüben. Es erging mir wie dem bekannten kleinen David, den seine Eltern in eine rein deutsche Schule gebracht hatten, damit er sich das Jüdeln abgewöhne. Nach wenigen Wochen sprach er selbst zwar ebenso wie früher, die ganze Klasse aber jüdelte. Ich änderte meine Gesinnung in Stargard nicht, bald jedoch hatte ich eine Menge Proselyten gemacht.

Der Abschied von Zeitz war mir schwer geworden. Unsere Verbindung, aus Wohldienerei angezeigt, hatte man aufgelöst, die Mitglieder wurden mit Carcer bestraft oder fortgeschickt.

Ich sang „Die Klage des grünen Baumes“:

„Der Spätherbst ist gekommen
Mit seinem eis'gen Hauch,
Hat's Grün dem Wald genommen
Und mir nahm er es auch.

„Es hangen meine Aeste
So traurig und so bang —

Wo sind die trauten Gäste?
Was schweigt ihr froher Sang?

„Der Sang, der ist verklungen,
Der Jubel ist verhallt,
Die Gläser sind zersprungen —
Wie schaurig hat's geschallt."

Dann kam eine heftige Apostrophe an den gemeinen Anzeiger:

„Doch soll's Dir nimmer frommen,
Dir, Du Philisterneid,
Es wird Dir Rache kommen
Und wandeln Freud in Leid."

Und zum Schluß der hoffnungsfreudige Ausruf:

„Die Jugend muß ja siegen
Ob dem Philisterthum."

Von Allem, was mich betroffen, hatte ich meinem väterlichen Freunde in Freiburg Kunde zugehen lassen. Er schrieb mir nur die wenigen Worte: „Bleibe standhaft und treu, habe Muth, die Zukunft ist unser!"

Das waren die letzten Zeilen, die, von seiner Hand geschrieben, an mich gelangten.

Die Zukunft, die er erhoffte, sollte Jahn nicht mehr sehen. Lebensmüde, enttäuscht durch den kläglichen Verlauf, durch das noch klägliche Ende, welche die achtundvierziger Bewegung genommen hatte, erbittert, weil, wie Moritz Hartmann die zurückgekehrte Reactionsperiode damals charakterisirte,

„Die Feigheit heißt Besonnenheit
Und Dummheit heißet Gründlichkeit
Und Stumpfsinn Bürgertugend heißt
Und Kriecherei ist deutscher Geist" —

schloß er am 15. Oktober 1852 die Augen. Ich befand mich damals schon jenseits des großen Wassers.

Wäre der „Alte im Barte“ aber voll und ganz zufrieden gewesen mit den jüngsten Errungenschaften? Hätte er sich aufrichtig freuen können über die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches in seiner gegenwärtigen Form? Schwerlich. Er hatte Anderes, Besseres, Freieres erwartet. Ach, selten ist das Erlangte so schön als das Ersehnte.

Erst viele Jahre später — ich war inzwischen unter mannigfachen Wechselfällen und Schicksalsschlägen ein Mann geworden und Bürger einer transatlantischen Republik — fand ich Gelegenheit, abermals der Turnerei, der Schwärmerei meiner Jugend, näher zu treten. Fast mehr noch als in Deutschland hatte sie sich allmälig in Nordamerika ausgebreitet und unter der dortigen deutsch redenden Bevölkerung festen Fuß gefaßt. Im Frühherbste des Jahres 1871 war von dem Vorort des Nordamerikanischen Turnerbundes ein gemeinsames Fest nach Brooklyn ausgeschrieben worden. Ich befand mich zu jener Zeit vorübergehend in New-York. Der Sprecher des Vororts wandte sich an mich mit der Bitte, aus diesem Anlaß im Namen der deutsch-amerikanischen Turner ein Manifest an das amerikanische Volk zu richten. Gern kam ich der ehrenvollen Aufforderung nach. Ich erinnerte mich der Worte Jahns: „Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wiederherstellen, der blos einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Ueberfeinerung in der wiedergewonnenen Männlichkeit das nothwendige Gegengewicht geben und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen.“ Das Programm, welches ich für die in ihrer Mehrzahl aus Männern bestehenden deutsch-amerikanischen Turnervereine aufstellte, ging jedoch weit über jene Aufgabe hinaus. Es war der veränderten Geistesrichtung angemessen, zugleich ein religiöses, ein politisches und ein sociales. Ich sprach als Vertreter der auf allen Feldern der menschlichen Thätigkeit am Weitesten vorgeschrittenen Ideen.

„Wir leben in einer inhaltschweren Zeit", sagte ich.

„Heftiger als je ist entbrannt der Kampf des Neuen gegen das Alte; der Kampf des Fortschritts gegen das starre Festhalten an überkommenen Grundsätzen, Ansichten und Gewohnheiten. Auf socialem wie auf politischem wie auf religiösem Gebiete strebt ein Theil der Menschheit, der bessere, der edlere, der am meisten erleuchtete, mit niemals früher in so hohem Grade bewiesener Kühnheit, sich zu befreien von den Banden der durch Jahrhunderte langes Bestehen geheiligten Vorurtheile; und wo immer es sich darum handelt, Verbesserungen anzubahnen, auf Grundlage der Vernunft und zum Zwecke der Vermehrung des allgemeinen Wohles: da sollen die deutsch-amerikanischen Turner in erster Linie stehen, fest entschlossen, nicht nachzulassen in ihrem Ringen, bis sie den endlichen Sieg erlangt, bis sie durchgeführt haben, was nach freier Forschung sie als wahr und gerecht erkannt.

„Ihr Wahlspruch sei:

„Strebend nur bist Du Mensch, d'rum wie das Kind in der Wiege
Such' und finde Dein Geist in der Bewegung nur Ruh'."

„In der Bewegung nach vorwärts! Wir wollen frei machen die Bahn von allen Hindernissen, welche Eigennutz, Beschränktheit und Aberglauben unermüdlich gegen uns aufthürmen. Wir wollen, als Vorbild nehmend die Sonne, welche zu gleicher Zeit erleuchtet und erwärmt, uns bemühen, nachdem wir selbst uns zur Klarheit verholfen, Licht zu verbreiten gegenüber der Finsterniß, die noch so viele Köpfe umnachtet, und die allgemeine Menschenliebe befördern. Wir wollen ein Ende zu bereiten suchen dem Zustande des Krieges Aller gegen Alle, welcher der der heutigen Gesellschaft ist, und ihn ersetzen durch den eines harmonischen Zusammenwirkens ihrer verschiedenartigen Elemente. Wir wollen das Glück der Gesammtheit aufbauen auf dem Glücke jedes Einzelnen. Wir wollen mit einem Worte uns als heilige Aufgabe stellen, den erhabenen Spruch, den uns das achtzehnte

Jahrhundert hinterlassen: Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit! zunächst in diesem Lande praktisch zu verwirklichen."

Es kann nicht meine Absicht sein, das ganze, speciell auf die amerikanischen Zustände eingehende Manifest ausführlich wiederzugeben. Vor Allem betonte ich die harmonische Entwicklung.

„Man kann nicht Sklave sein auf einem Gebiete und frei auf einem anderen. Ein politisch freisinniger Mann muß auch religiös freisinnig sein. Ist er das Letztere nicht, so darf man auch seiner politischen Freisinnigkeit nicht trauen. Dasselbe gilt in Bezug auf die socialen Grundsätze. Ein wahrer Republikaner, ein überzeugter Freidenker kann sich nicht zum Vertheidiger der gesellschaftlichen Klassenunterschiede aufwerfen. Vor Allem die Turner, welche diese harmonische Entwicklung auch in der gleichmäßigen Ausbildung des Leibes und Geistes suchen, müssen sie zur Darstellung bringen auf den drei Gebieten, auf welchen des Menschen Leben sich bewegt. — — — „Einiges hoffen wir von der gegenwärtigen Generation; das Meiste jedoch von der heranwachsenden Jugend. Darum muß es vor allen Dingen unser Bemühen sein, die Volksbildung nach Kräften zu unterstützen und durch Gründung von Schulen, in denen unsere Grundsätze gelehrt werden, dem erstrebten Ziele näher zu kommen, selbstverständlich die Bibel, wie überhaupt jedes specifisch religiöse Buch, aus dem Unterricht ausschließend und an deren Statt nur solche Werke zu Grunde legend, in welchen eine rein menschliche Moral entwickelt ist, erhaben über jeden konfessionellen Standpunkt.

„Darum müssen wir unsere Kinder zu freien, sittlichen, starken Menschen erziehen, ohne jedes Vorurtheil in religiöser, politischer und socialer Hinsicht.

„Mit solchen Menschen müssen aber die Vereinigten Staaten groß, mächtig und glücklich werden, und durch dieselben, wenn sie dieses Land als Vorbild nehmen, alle Völker der Erde.

„Das ist das Ziel des Nordamerikanischen Turnerbundes."

Ich zweifle, ob Jahn dieses Programm in allen seinen Punkten unterschrieben hätte. In vielen überflügelte es seine Ansichten. Er aber hat dazu beigetragen, daß seine Schüler und Nachfolger es aufstellen konnten. Er verlangte von jedem Einzelnen, daß er „tugendsam und tüchtig, rein und ringfertig, wehrhaft und wahrhaft" sei. Er rief Allen ein „Gut Heil!" zu, aber ein Heil, „das erstrebt, errungen, erworben, erhalten und bewahrt sein, nicht welches das Glück Einem zuschneit." Und hierin liegt angedeutet, vorgedeutet, was jetzt wir wollen.

Je mehr ich mir ihn in's Gedächtniß zurückrufe, den Vater der Turnkunst, den Begründer der harmonischen Ausbildung des Körpers, des Geistes und des Herzens, den glühenden Vaterlandsfreund, den Förderer des Nationalgefühls, den Kämpfer für deutsche Unabhängigkeit gegen fremde Eroberung, den beredten Apostel deutschen Volksthums und deutscher Sitte — auch ich habe ja trotz Annahme einer fremden Nationalität Deutschland meine Sympathien bewahrt — desto leichter wird es mir, die seinem Wesen anhaftenden Mängel, Schwächen und Ungereimtheiten, das Renommistische und Gekünstelte, was namentlich in seinen späteren Lebensjahren schärfer hervortrat, zu vergessen. Das Andenken an diese eigenartige, markige, gemüthvolle Persönlichkeit wird dadurch nur wenig getrübt.

Ein Jahr ist es her, da stand ich, nach langer Abwesenheit nach Berlin zurückgekehrt, vor dem Erzstandbild, das von Enke's Meisterhand geschaffen, auf der Stelle errichtet ist, an welcher Jahn im Frühjahr 1811 seinen ersten Turnplatz in der Hasenhaide eröffnet hatte. Es erhebt sich auf einem künstlichen Hügel, aus Steinblöcken gebildet, die von deutschen Turnern aus allen Gegenden der Welt, auch von Amerika und Australien, gesandt worden waren. Mir fielen die Worte ein, mit denen er mir vor vier Decennien sein ebenfalls durch die Hilfe deutscher Turner schuldenfrei gewordenes Haus in Freiburg gezeigt hatte. Eine Thräne der Wehmuth netzte mein Auge. Eine bessere

Erinnerung aber als die in diesen Zeilen niedergelegte, ein besseres Denkmal als das aus kaltem Metall gegossene ist die heute fast über die ganze Erde verbreitete Turnerbrüderschaft. In ihr, durch sie wird der „Turnvater" fortleben bis in die fernsten Zeiten.

Das „Rütli“.

Nach langem bleiernen Schlafe begann zu Anfang der vierziger Jahre der deutsche Michel auf dem von Regierungen und Pfaffen ihm möglichst denkbequem bereiteten Lager sich wieder unruhig umherzuwälzen. Die Stunde einer neuen Erhebung nahte. Auf religiösem Gebiete hatte Gustav Wislicenus mit der schneidigen Streitschrift: „Ob Schrift, ob Geist" die protestantischen Geister geweckt, Ronge durch seinen den Schwindel mit dem heiligen Rock in Trier aufdeckenden und brandmarkenden „offenen Brief" die katholischen. Auch auf dem Felde der Politik regte es sich, seitdem das von Friedrich Wilhelm IV. bei der Thronbesteigung gegebene Versprechen, seinem Volke eine Verfassung zu gewähren, eben nur — Versprechen geblieben war. Einzelne liberale Maßregeln konnte man allerdings verzeichnen, so die 1842 zugeständene Preßfreiheit für Druckschriften über zwanzig Bogen stark; so die bessere Organisation des Turnwesens durch Maßmann und einige andre. Viele wollten sich aber damit nicht begnügen. Namentlich in den Kreisen der Jugend wogte und gährte es. Herwegh und später der bekehrte, von seiner „höheren Warte" mitten in's Kampfgewühl der Parteien herabgestiegene Freiligrath verkündeten mit Lerchengeschmetter den anbrechenden jungen Tag.

Um diese Zeit — gegen Ende des Jahres 1845 — hielt ich mich Studirens halber in Berlin auf. Dem jus sollte ich mich widmen. Institutionen und Pandekten übten jedoch eine nur mäßige Anziehungskraft auf mich aus, eine um so geringere, als

ich mich noch nicht im letzten Semester befand. Rektor Trendelenburg, mit dem ich persönlich bekannt war, verfehlte nicht, mir bisweilen in freundschaftlicher Weise Vorwürfe zu machen, daß ich so gar selten die Collegiensäle mit meiner Gegenwart beehrte. Ich hatte Anderes und, wie ich fest überzeugt war, Besseres zu thun, als mich mit dem Studium von Gesetzen und Rechten zu beschäftigen, die ja doch nur wie eine ewige Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbten. Ich fragte zunächst nach dem Rechte, das mit uns geboren ward. Ich nahm lebhaften Antheil an allen Zeit- und Streitfragen, welche Preußen, Deutschland, Europa erst schüchtern durchzitterten, dann wild durchtobten und durchbrausten und jenen welthistorischen Moment herbeiführten, wo, wie Glaßbrenner sagte, Alles quarante-sept stand, so daß das große Jahr 1848 zur Nothwendigkeit wurde.

Vor dem nahenden Gewitter erhob sich zum letzten Male überall gewaltsam der Staub, der nun bald, wenn auch leider nur für kurze Zeit, getilgt werden sollte. Mit welcher Kleinlichkeit man an veralteten Bestimmungen festhielt, bewies die Aufrechterhaltung des lächerlichen Rauchverbots auf den Straßen der Hauptstadt. Rektor Trendelenburg stellte sich den studentischen Uebertretern dieses Verbots gegenüber auf einen vornehmen Standpunkt. Wurde ihm eine darauf bezügliche Anzeige gemacht, so ließ er den Schuldigen vor sich kommen und sagte:

„Lieber Herr, ich setze voraus, daß Sie nur gute Cigarren rauchen; der Genuß von guten Cigarren ist aber ein weit intensiverer, wenn man sich ihm ihm innerhalb seiner vier Wände hingiebt und den aromatischen Rauch nicht durch die oft wenig aromatischen Düfte der Straße beeinträchtigen läßt. Also für die Zukunft bitte ich um größere Berücksichtigung dieser Lehre.“

Damit war die Pauke zu Ende. Von Strafe war keine Rede.

Was ich wünschte, was ich ersehnte, war der Umgang mit Gesinnungsgenossen, mit denen ich rückhaltlos meine Meinungen und Hoffnungen austauschen, durch deren gereifteres Urtheil ich

mich fortbilden und mit welchen ich die Schritte vorbereiten könnte, die geeignet wären, die Geburt der neuen, besseren Zeit zu beschleunigen.

Da brachte ein glücklicher Zufall mich mit einer Gesellschaft von Männern in Verbindung, die, gleich mir, die Brust von Freiheitsdrang geschwellt, ein Jahr zuvor einen Verein gegründet hatten, den sie „Rütli“ getauft. Der Name allein war ein Programm, obgleich er seine Wahl nur dem Umstande verdankte, daß die erste Idee zu jenem Verein in den Köpfen einiger Zuschauer entsprungen war, als sie im Schauspielhause einer Vorstellung von Schiller's unsterblichem Freiheitsgedichte „Wilhelm Tell“ beiwohnten.

Um Zutritt zu der sonst durch keine Statuten beengten Gesellschaft zu erlangen, mußte man den Beweis geliefert haben, in irgend einer Weise geistig produktiv zu sein, gleichviel ob als Dichter, Schriftsteller, Gelehrter, Maler, Bildhauer, Musiker rc.

Mit einem längeren religiös-philosophischen Gedichte eröffnete ich mir die Thore des „Rütli“. Wie die meisten meiner Jugendarbeiten ist es mir verloren gegangen. Ich besaß damals keinen Sammelgeist; ich war pietätlos gegen meine eigenen Erzeugnisse, weil sie selten meinen Ansprüchen genügten, und ich stets hoffte, Besseres hervorzubringen. Nur die Anfangsverse summen mir noch durch den Kopf. Sie enthalten eine Bekämpfung des ausnahmslos von allen Religionen gehegten und gepflegten Anthropomorphismus und wurden geschrieben, noch bevor ich Gelegenheit hatte, mich mit Feuerbach's Anschauungen über diesen Gegenstand vertraut zu machen:

„Es steht geschrieben in dem schwarzen Buche:
Du schufst den Menschen, Gott, nach Deinem Ebenbilde.
Ich leugne es, ich trotz' dem Pfaffenfluche,
Der Mensch schuf Dich nach seinem Ebenbilde,
Du bist Geschöpf, Dein Schöpfer, Gott, bin ich.
Hab' mit den Sinnen je ich wahrgenommen Dich?

Hast als concretes Ding je offenbaret Dich?
Die Feuerflamm' im Busch, die Wolk' auf Sinai,
Trugbilder waren es erhitzter Phantasie,
Will ich nicht Lügen sie von schlauem Ehrgeiz nennen.
Der Schwärmer Edelster, den alle Zeiten kennen,
Der überzeugend lehrt, weil er selbst überzeugt,
Vor Gott sich wie ein Kind vor seinem Vater beugt,
Der sprach: Gott ist ein Geist, das heißt, ist selbstständlos,
Das heißt, ist ein Geschöpf des Menschengeistes blos."

Im weiteren Verlaufe des Gedichtes suchte ich diese These logisch durch die von uns geübte Begriffsbildung zu beweisen und schloß mit einer enthusiastischen Verherrlichung des unabhängigen, dogmen- und vorurtheilsfreien Denkens. Der Titel lautete dem Inhalt entsprechend: „Atheismus".

Zu jener Zeit tagte oder, besser gesagt, nächtete der „Rütli" jeden Donnerstag in einer Kneipe, welche, im ersten Stock eines Hauses nahe der Werder'schen Kirche gelegen, ein wahres Original zum Wirthe hatte, Lauch geheißen. Ich sehe ihn noch vor mir, den kahlköpfigen Mann mit weit vorspringendem Bauche und dem incrustirten verschmitzten Lächeln um die heraufgezogenen Mundwinkel. Ich höre ihn noch, wenn er, gravitätisch unser Clubzimmer betretend, mit einer der Wichtigkeit des Falles analogen Würde, den rechten Zeigefinger gen Himmel gereckt, uns die jedes Mal mit begreiflichem Jubel begrüßte frohe Kunde brachte: „Meine Herren, ein frisches Faß!"

Welch' volles Leben pulsirte in dieser kleinen Gesellschaft Auserwählter! Welch' kecker Humor zischte und prasselte in Witzraketen durch unsre Versammlungen! Für uns gab es nichts unnahbar Heiliges. An Alles, was das profanum vulgus verehrte, an Alles, was es in blödem Gewohnheitsdusel glaubte, wagte sich unser zersetzender Spott.

Das nicht ausgesprochene, doch in unser Aller Brust lebende Motto des Rütlivereins hieß, sich freilich nur auf das theoretische

Gebiet beschränkend: „Allens muß verrunjenirt werden“. Waren wir doch fest überzeugt, daß nur, nachdem die alte Welt der geistigen Knechtschaft, der politischen Bevormundung, der wirthschaftlichen Ausbeutung in Trümmer geschlagen, aus dem Schutte sich die neue Welt religiöser, staatlicher, gesellschaftlicher Freiheit erheben könne. Unsere Tendenz war demnach eine vorherrschend negative, die Kritik unser Lebenselement, und zwar äußerte sich diese in einer Form, wie nur die specifisch skeptische und sarkastische Geistesanlage des Berliners sie zu erzeugen vermag.

Auf das Wirken des „Rütli“ war ganz besonders anwendbar der ewig wahre Satz: „Der Zweifel ist der Quellenbohrer der Erkenntniß“. In Jedem von uns steckte, mehr oder minder unbewußt, ein Nihilist. Wir waren angeekelt von dem Bestehenden — darum fort damit! Als unsere Aufgabe betrachteten wir, Raum zu schaffen für das Werdende. In weit höherem Grade waren wir Demolirer als Architekten.

Wir begriffen, daß, wie das französische Sprichwort sagt, „pour faire une omelette, il faut casser les oeufs“, und würden keinen Anstand genommen haben, alle möglichen Eier zu zerschlagen, um eine schmackhaftere Omelette zu backen.

Freilich äußerten sich diese destruktiven Ideen nicht mit dem verbissenen Ingrimm, wie er in den Kundgebungen der heutigen russischen Nihilisten zu Tage tritt; noch weniger kam es uns in den Sinn, eine förmliche Verschwörung zum Umsturz der verrotteten Gesellschaft zu organisiren. Wir gaben uns mit der bescheideneren, weniger gefährlichen, allerdings auch weniger wirksamen Rolle platonischer Revolutionäre zufrieden. Vielen lag wohl nur daran, einige Stunden der Woche in anregender, Geist und Herz erfrischender Geselligkeit hinzubringen, den Nächsten zu verspotten und sich von ihm verspotten zu lassen. Gott Momus war es hauptsächlich, der seinen Scepter über unseren Zusammenkünften schwang. Mir gefiel diese nach und nach immer mehr in dem Kreise der Rütli-Genossen sich einbürgernde Richtung

wenig. Mein Herz war von thatkräftigerer Begeisterung erfüllt. Wiederholt, nach interessanten Diskussionen, die aber selten einen andern als spaßhaften Abschluß fanden, empfand ich das Bedürfniß auszurufen: „Der Worte sind genug gewechselt, nun laßt uns endlich Thaten sehen!“ Auch meine geringe Begabung für den „höheren Blödsinn“, wie er im Rütli mit Meisterschaft cultivirt wurde, mochte wohl Schuld daran sein, daß ich stets von Neuem zu größerem Ernste drängte. Max Ring, welcher vor einigen Jahren in einem kurzen Artikel ebenfalls seine Rütli-Erinnerungen zum Besten gab, citirt die Ansprache eines Mitgliedes an einen zum Besuch anwesenden jungen Gelehrten: „Was meinen Sie, Herr Doktor, wenn die Polarität des Nihilismus, abstrahirt von der Duplicität des Nichtseins, aber angefächelt von der schlechten Kategorie der Antinomie des Ciceronianischen Lehrsatzes in der Conjunctur der isodynamischen Hypothenuse mit der reinen Vernunft in einen scheußlichen Conflict geräth?“ — Derartige Witze, welche in die „schlechte Kategorie“ der tiefsinnigen Lebensregel gehören: „Wenn Du des Lebens Unverstand mit Wehmuth willst genießen, so stelle Dich an eine Wand und strample mit den Füßen“ — waren leider gang und gäbe, vermochten mir aber kaum ein vorübergehendes Lächeln abzulocken. Mehr sprach mich der Austausch unserer geistigen Produkte an.

Was Einer von uns ersann, erdachte, erschuf, im „Rütli“ wurde es zuerst mitgetheilt und dem in der Regel nicht allzu wohlwollenden Urtheil der Freunde unterworfen.

Caspar Schmidt, besser bekannt als Max Stirner, las uns Stellen vor aus seinem Evangelium des Radikalismus: „Der Einzige und sein Eigenthum“. Bruno Bauer sandte uns Auszüge aus seiner: „Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts“, Edgar Bauer aus den Casematten Magdeburgs „Historische Belege zu seiner Kritik des Liberalismus“. Freiligrath, der mit dem „Glaubensbekenntniß“

bereits seine ruhmvolle Apostasie vollzogen, der tropischen Fremde den Rücken gekehrt und den weitestgehenden Freiheitsbestrebungen sich zugewandt, ließ aus der freien Schweiz seine politischen, wahrlich nicht garstigen, Lieder zu uns herüberschallen, sie im Manuskript uns übermittelnd, avant la lettre. Eine hervorragende Rolle in unserem Kreise spielte Titus Ullrich, damals versunken in düsterstem Pessimismus. Von seinem epochemachenden, jetzt schwer noch im Buchhandel aufzutreibenden Buche: „Das hohe Lied“ — ich habe es jüngst weder neu, noch antiquarisch mir zu beschaffen vermocht — gab er uns die prémices. Darin befinden sich drei tief empfundene, verzweiflungsvollsten Weltüberdruß athmende Strophen, reiner Schopenhauer in Versen. Auf die dreifache Frage: „Wozu?“ — der Zauber der Natur, das Glück der Liebe, der Wissensdurst diene — lautet die dreimalige trostlose Antwort, das Fragewort in bitterer Ironie wiederholend:

„Wozu? — wenn wir sterben, sterben müssen
Und von all' dem Zauber (oder Glück u. s. w.) nichts, nichts mehr wissen?“

Das Lied selbst war wohl geeignet, den unbefangenen Hörer tief zu ergreifen.

Es begann folgendermaßen:

„Wozu, mein Lieb, der Balsamhauch,
Des Morgens frische Würze,
Das Tropfgefunkel hell am Strauch,
Des Baches Silberstürze?“

Da ritt Einen von uns — ich glaube, es war der bekannte Caricaturmaler Wilhelm Scholz — der Dämon des Kalauers; er schrie erbarmungslos mitten in die pathetische Vorlesung hinein: „Des Morgens frische Würste!“ — und alle Stimmung, alle Sammlung, alles Ergriffensein war zum Teufel. Brüllendes Gelächter unterbrach den tief gekränkten Dichter, und mit dem Weiterlesen war es, wenigstens an jenem Abend, vorbei. Auch

heute noch, so oft ich an diese wirklich schönen Verse denke, verwandelt mir stets ein neckischer Puck das „z" in das verhängnißvolle „st", „Würze" in „Würste".

Ernst Dohm's, obwohl er gleichfalls dem „Rütli" angehörte, entsinne ich mich nur dunkel. Ebenso ist mir die Erinnerung an Carl Beck, den Verfasser der „Lieder vom armen Mann" beinahe entschwunden. Andere Mitglieder waren der geistreiche Kritiker und Feuilletonist Ernst Kossak, der Musiker und Componist Kriegar, der noch lebende und im „Kladderadatsch" mit der Feder, wie Scholz mit dem Stift erfolgreich wirkende Dichter Rudolph Löwenstein, der Maler Ulke, nicht zu vergessen die Offiziere Caspari und von Szepanski, ferner Rudolph Gottschall, damals noch ohne „von" und — Louise Asthon, in der Regel als flotter Bursche verkleidet und sich gewaltig ärgernd, wenn man sie „Louise" anstatt „Louis" anredete, — doch wer zählt die Männer, nennt die Namen, die gastlich bei Lauch zusammenkamen oder aus der Ferne eine Verbindung mit uns aufrecht hielten!

An Kossak, dessen feuilletonistische Begabung mir sympathisch war, hatte ich mich näher angeschlossen. Schon damals diente die Schalk-Maske, welche er vor sein Gesicht zu nehmen liebte, oft dazu, seine schmerzverzerrten Züge zu bedecken. Es fehlte ihm die innere Zufriedenheit. Noch in voller Manneskraft seufzte er: „O, ich wünschte, es wäre Schlafenszeit und Alles vorüber!" Vorüber war Alles erst im Januar 1880, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens in Kummer, Noth, Verlassenheit und Krankheit hingeschleppt hatte — die traurige Existenz so mancher deutschen bohèmes aus jener Zeit!

Ulke's Bekanntschaft machte ich auf eigenthümliche Weise. Er hatte damals vor Kurzem sein wahrhaft zeitgemäßes Bild vollendet: „Der heilige Rock zu Trier". In hunderttausenden von Reproductionen hatte es Verbreitung gefunden; in den meisten öffentlichen Lokalen diente es als willkommener Wandschmuck.

Ebenso viel, mehr noch vielleicht wirkte es als Ronge's Brief. Zahllose Feinde schuf es der katholischen Kirche, zahllose Anhänger gewann es der freieren Richtung. Natürlich fehlte es auch nicht in der Restauration von Lauch. Eines Tages bemühte ich mich, einem Bekannten, der das meisterhaft concipirte Bild noch nicht gesehen hatte, an der ziemlich gut ausgeführten Copie die Schönheiten desselben zu erklären, ihn auf jede einzelne der vielen Personen, welche es vorführt, aufmerksam zu machen und diese nach ihrem verschiedenen Gesichtsausdruck, nach ihrer Haltung, nach ihrem Gebahren zu charakterisiren. Plötzlich fühlte ich einen leisen Schlag auf der Schulter. Ich wandte mich um. Ein kleiner, bärtiger, genial aussehender Herr stand hinter mir. Strahlenden Antlitzes streckte er mir die Hand entgegen und brach in überschwängliche Dankesworte aus für mein so richtiges Verständniß seines Bildes, es war der Maler Ulke in Person. Viele Jahre später hatte er nochmals das Glück, ein welterschütterndes Ereigniß, dem er in nächster Nähe beigewohnt, für Mit- und Nachwelt zur Darstellung zu bringen: „Den Tod Lincoln's“. Ulke war, europamüde, in die neue Welt gezogen; seinen Wohnsitz hatte er in Washington aufgeschlagen und gerade in seine, dem Theater nahe gelegene Wohnung wurde der durch Booth auf den Tod verwundete Präsident der Vereinigten Staaten getragen. Dort auch starb er. Das Gemälde, in welchem der Künstler selbst sich eine berechtigte Rolle zugetheilt hat, schildert die erschütternde Scene mit packender Wahrheit; gleich dem ersterwähnten ist es naturalistisch im besten Sinne des Wortes. Noch einige Male bin ich „drüben“ mit dem liebenswürdigen Rütli-Genossen zusammengetroffen und habe mich stets über die frische Auffassung gefreut, die er sich vom Leben bewahrt hatte. Früher freilich mußte auch er nicht selten als Zielscheibe unserer Witzeleien dienen. Ulke war 1845 ein begeisterter Verehrer von Titus Ullrich, der ihm mit seinem Hegelianismus gewaltig imponirte, hauptsächlich wohl deshalb, weil er selbst —

ein tüchtiger Maler, aber ein mittelmäßiger Philosoph — dessen Auseinandersetzungen nur sehr ungenügend begriff. Gläubig sprach er ihm alle seine Thesen nach, am liebsten diejenigen, deren Sinn vorwiegend dunkel und welche mit terminis technicis vollgespickt waren, nach dem Beispiel jenes pommerschen Bauers, der seinen Pastor für hochgelehrt hielt, weil er nie ein Wort von seinen Predigten verstand. Ulke's größter Stolz war, seinem Freunde Ullrich auch im Aeußeren zu gleichen, und in der That bestand zwischen beiden, was Figur und Gesichtsbildung anbetrifft, einige Aehnlichkeit, zumal Ulke sich seinen Bart à la Ullrich hatte zustutzen lassen.

Der Verein besaß nun eine Zeitung, welche allwöchentlich als Manuskript erschien und verlesen wurde. In ihr trat am übermüthigsten die unter uns herrschende Spottlaune zu Tage. Jeder lieferte seinen Beitrag; Scholz versah sie mit Caricaturen. Wie witzig diese waren, brauche ich nicht zu sagen, ist doch der „Kladderadatsch" das „lustige" Kind jenes leider verloren gegangenen Organs des „Rütli", wie die „Zeitungshalle" sein ernstes gewesen war, und verdankt das erstere Blatt doch vornehmlich den Illustrationen, mit welchen allsonntäglich Scholz die Zeitgeschichte verbrämt, sein schon sechsunddreißigjähriges Bestehen, während das zweite als Herold der achtundvierziger Revolution mit dieser zugleich ein Ende fand. Scholz hatte jene Schwäche Ulke's schnell erfaßt. Er zeichnete Ullrich an einer sonnenbestrahlten Wand vorübergehend. Der Schatten aber, den er auf diese warf, war — Ulke; Beide unverkennbar getroffen und, was die größte Malice war, an der Wand sah man das bekannte Täfelchen angeheftet: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!"

Ein unverwüstliches Kneipgenie war die Asthon. Müdigkeit, Erschöpfung waren Dinge, die sie nicht kannte. In ihren Adern pulsirte französisches Blut. Wenn ich nicht irre, war sie eine Nachkommin des Generals Hoche. Ihre ganze reizende Erschei-

nung mit den feinen Zügen, den kurzgeschnittenen Locken, den lebhaften blitzenden Augen, trug deutlich den Stempel südländischer Herkunft. Eines Morgens um 2 Uhr erklärte sie, nachdem wir — ein ganzer Trupp — das Lokal von Lauch verlassen hatten und uns auf dem Heimwege befanden, es wäre geradezu ein Skandal, zu so früher Stunde das Bett aufzusuchen. Sie ließ nicht nach, speciell in mich, der ich damals über eine verhältnißmäßig große Wohnung verfügte, zu dringen, ihr wie den Uebrigen Gastfreundschaft zu gewähren. Da half kein Widerstreben. Der unglückliche, schlaftrunkene Bursche — ich diente außer dem Nicht-Studiren gleichzeitig bei der Garde-Artillerie mein Jahr ab — wurde geweckt; mit vieler Mühe mußte er die erforderlichen „vier Elemente“ herbeischaffen; ein Punsch wurde gebraut, und erst als die Sonne in's Fenster schien, nahm das Zechgelage ein Ende. „Louis“ fand es bequem, mein Bett sich als Lagerstätte zu erkiesen, während ich mich mit einem Sopha zufrieden geben mußte. Uebrigens honni soit qui mal y pense! Die Asthon hatte zudem damals ein Verhältniß mit dem herkulischen Szepanski, welcher später in der Belagerung von Fridericia einen Arm verlor, und wenn es auch vielleicht ihren Grundsätzen entsprach, die Liebhaber je nach Laune und Bedarf zu wechseln, dem, welchen sie sich gerade erwählt hatte oder von welchem sie erwählt war, blieb sie treu, so lange es eben dauerte. Als Vorgänger Szepanski's in ihrer Gunst wurde Gottschall genannt, und diesem Verhältniß sollen als eigenthümlich duftendes Kind die „Wilden Rosen“ entsprossen sein, jener von dem Dichter unter der Asthon Namen zusammengewundene Liederkranz, dessen Tendenz das offenherzige Motto bezeichnet:

„Freiem Leben, freiem Lieben
Bin ich immer treu geblieben;
Freiem Lieben, freiem Leben
Hab' ich immer mich ergeben.“

Der Asthon verdankte ich meine erste militärische Strafe.

Sie hatte den Wunsch ausgesprochen, mich einmal in vollem kriegerischen Glanze zu bewundern. Einige Tage später wurde ich zur Kasernenwache kommandirt. Ich theilte ihr es mit und forderte sie auf, um die Mittagsstunde zwischen 11 und 1 Uhr an der Kaserne der Fuß-Artillerie vorüberzugehen, doch ausnahmsweise in Damenkleidern, da würde sie mich Schildwach stehen sehen. Pünktlich kam sie vom Kupfergraben her herangetrippelt, sie sah allerliebst aus. Um ihr eine Ehre zu erweisen, präsentirte ich vor ihr, wobei wir Beide in ein lautes Gelächter über diesen gelungenen Spaß ausbrachen. Ganz gelungen war er indessen nicht. Ich stehe noch steif da mit dem ausgestreckten Säbel in der Faust, während sie graziös das Köpfchen neigte und militärisch grüßend die rechte Hand an den Hutrand legte, da brummt hinter mir eine ärgerliche Stimme:

„Darf man fragen, Kanonier, vor wem Sie präsentiren?“

Es war mein Compagniechef, der zu unglücklicher Stunde aus dem Kasernenthor getreten war und mich bei meinem unberechtigten Präsentiren abgefaßt hatte. Er lachte zwar, als ich ihm die Sache erzählte, vielleicht weil auch ihm die kleine Brünette appetitlich genug erschien, um eine Verletzung der Dienstvorschriften zu motiviren; nichtsdestoweniger wurden mir 24 Stunden Zimmerarrest zudiktirt.

Dabei fällt mir meine zweite Arreststrafe ein, die ich als Einjährig-Freiwilliger abzubüßen hatte.

Ich schmeichelte mir dazumals, lang herabfallendes Haar stände gut zu meinem Gesicht. Wiederholt waren mir von meinem Feldwebel Vorwürfe gemacht worden, weil ich es mir nicht dem dienstlichen Reglement gemäß hatte kürzen lassen. Immer fand ich Ausflüchte und Entschuldigungen; kleine Aufmerksamkeiten, welche ich ihm und der Frau Feldwebel erwies, ließen ihn die unter meinem Helm hervorquellenden blonden Locken übersehen. Es kam aber der Tag einer großen Parade. Mir wurde früh der Compagniehaarabschneider auf mein Zimmer

geschickt, mit der ausdrücklichen Weisung, mich, ohne Rücksicht zu nehmen auf etwaigen Widerstand, meiner absalonischen Haarfülle zu entledigen. Ein ihm in die Hand gedrückter Thaler ließ ihn von seinem Vorhaben abstehen. Auf dem Kasernenhof erschien ich aber mit glattem, geschoren aussehendem Hinterkopf, so weit sich dies unter dem Helme bemerken ließ. Da sprengt der Bataillonschef heran.

„Unteroffiziere und Bombardiere, drei Schritt vor!“

Auch ich gehörte zu dieser Kategorie und avancirte mit den übrigen. Langsam prüft der Major jeden einzelnen von uns auf die Sauberkeit unseres äußeren Menschen.

„Unteroffizier von Gagern“, sagte er vor mir haltend, „ich erblicke auf der äußersten Spitze des rechten Flügels Ihres Adlers am Helm einen kleinen Rostfleck. Wer ist denn Ihr Bursche?“

Ich nannte dessen Namen.

„Kommen Sie doch einmal hervor und überzeugen sich, wie schlecht Sie geputzt haben.“

„Bitte“, wandte er sich dann wieder an mich, „nehmen Sie den Helm ab, damit der Kerl sehe, was er für ein Schw . . . ist.“

Natürlich mußte ich gehorchen. Mit zögernder Hand löse ich die Schuppenketten und entblöße mein Haupt. Ein allgemeines Gelächter bricht aus. Ich hatte meine langen Haare nach der Mitte in die Höhe gestrichen, mit einem rothen Bande auf dem Scheitel zusammengebunden und den Busch in der Höhlung des Helms untergebracht. Nun stand ich da vor der Front anzuschauen wie ein Indianer aus den Urwäldern Amerikas. Sich mühsam zum Ernste zwingend, sprach der Major nur die wenigen aber inhaltsschweren Worte:

„Drei Tage Mittelarrest!“

Um jene Zeit lernte ich den berühmten „Menschenschneider“ Dieffenbach kennen, leider auf Kosten meines eigenen Körpers. Die Zehen meines rechten Fußes hatten sich in Folge Tragens

von zu kurzem Schuhzeug ein Weniges gekrümmt. Ich wandte mich um Abhilfe dieses kleinen Gebrechens an den berühmtesten Chirurgen Europas, von dem gesagt wurde:

„Der helle Geist, der frische Muth,
Die sich're Hand, das kalte Blut,
Blitzschnelle Leistung nach ernstem Bedacht:
Das ist's, was unsern Dieffenbach macht.“

Er kam, von vier Assistenzärzten begleitet, früh des Morgens in meine Wohnung, erklärte seinem Gefolge die Bedeutung der von ihm zuerst eingeführten subcutanen Sehnendurchschneidung, schnitt darauf los und — verschnitt sich gründlich. Als nach mehrwöchentlichem Liegen der Verband abgenommen wurde, stellte sich heraus, daß die Zehen um ein Geringes krummer waren als vor der Operation. Die einzige Genugthuung, welche ich von dieser Bekanntschaft hatte, war, daß Dieffenbach, der, wie er sagte, das „Pimpeln“ nicht vertragen konnte, überall herum erzählte, wie standhaft ich mich unter seinem Messer benommen und daß ich trotz der Schmerzen kaum eine Miene verzogen hätte.

Um meine Wiederherstellung — eine wahre restitutio in pejus — zu feiern, kam ich auf die Idee, elf Rütlibrüder zu einem Gabelfrühstück bei mir einzuladen. Natürlich durfte es nicht alltäglich ausfallen. Ich ließ vom Eßtisch die Beine bis zur Hälfte absägen, umgab ihn ringsum mit schwellenden Polstern, steckte meinen Burschen und einen gemietheten Aufwärter in orientalische Kostüme, versah jedes Couvert mit einem dem Charakter des Gastes entsprechenden Blumenstrauß nebst erklärendem Gedichte, kurz Alles tout à fait à la turque. Vor Beginn der Mahlzeit und nach Schluß derselben wurden Schaalen mit Waschwasser, sowie mit Goldfäden durchwirkte Servietten zum Abspülen und Abtrocknen der Hände herumgereicht, und diese dann mit Wohlgerüchen, nach eigener Auswahl, genetzt. Nach dem Mahle ließ ich in einem zum Rauchsalon umgewandelten Cabinet echten Mocca in Miniaturtassen serviren, dazu Tschi=

buks, Narghilehs, Cigarren und Cigarretten. Untürkisch war allein, daß wir, dem Verbot des Propheten zuwiderhandelnd, ziemlich stark dem Blute der Traube zugesprochen hatten. Gerade in Folge hiervon waren wir aber in der richtigen Stimmung, um Griepenkerl, der sich ebenfalls unter den Gästen befand, sein Trauerspiel „Robespierre“ vorlesen zu hören. Hätten damals die Sturmglocken zur Revolution geläutet, kein Einziger von uns wäre zurückgeblieben; Jeder hätte seinen Stein zur Barrikade herbeigetragen; Jeder aus einer gleichviel wo requirirten Büchse seinen Schuß abgegeben, um der Freiheit eine Gasse zu bahnen. Fiat via vi.

Seitdem haben wohl manche von uns sich zu anderen Ansichten bekehrt. Manchen, welche damals unsere Freiheitslieder mitsangen, ist später die Stimme umgeschlagen. Der vornehme Literat und Literarhistoriker, Herr von Gottschall, der zum Hofrath avancirte Titus Ullrich, welcher, wie man mir mitgetheilt hat, heutzutage eine zweite Auflage des bekannten Lessing'schen Sinngedichts verkörpern soll, das mit den Versen schließt:

„Weil nach des Schicksals Schluß
Ein jeder Dichter darben muß“ —

da er sich freiwillig unnöthige Entbehrungen auferlegt, sie würden energisch protestiren, wollte man sie radikaler oder gar revolutionärer Gesinnungen bezichtigen.

Es geschieht ja nur allzu häufig, daß älter gewordene Leute von der Höhe ihrer sogenannten Lebenserfahrungen verachtungsvoll auf ihre „jugendlichen Schwärmereien“ herabblicken, obgleich nur solchen Schwärmereien die Menschheit ihren allmäligen Fortschritt verdankt. Andere Rütligenossen sind dem Philisterium verfallen, weil sie durch die Verhältnisse gezwungen waren, körperlich und geistig fortwährend dieselbe Luft einzuathmen. Die meisten sind todt. Die Anzahl derjenigen, welche ihren Idealen volle Treue bewahrt und thatkräftig zu deren Verwirklichung beigetragen haben, mag überhaupt keine sehr große gewesen sein. Es ist eine traurige,

durch unzählige Beispiele bestätigte Thatsache, daß in freiheitlichen Anschauungen mit zunehmenden Jahren in der Regel ein Rückschritt eintritt. Vornehmlich aus diesem Grunde hat die Klage um die entschwundene goldene Jugendzeit ihre Berechtigung.

Gern denke ich trotzdem an das fröhliche Rütli zurück, an seine zündenden Geistesblitze, an seinen unverwüstlichen Humor, an seinen hoffnungsvollen Pessimismus, an seine so viel Positives in sich schließende Negation.

Mit Ullrich von Hutten rief ich aus voller Brust: „O Jahrhundert, die Geister sind wach; es ist eine Freude zu leben!“ Nur Eines mißfiel mir, wie gesagt, schon damals; vielleicht weil ich von allzu jugendlicher Begeisterung erglühte. Mir kam es vor, als ob nichts recht ernst genommen, auch das wirklich Erhabene bewitzelt, auch das Edelste lächerlich gemacht würde. Es war, als ob der in der Mehrzahl von uns lebende Idealismus — ein jeder Fortschrittsdrang, eine jede Sehnsucht nach Reformen involvirt ja einen solchen — eine Art Scham empfand, sich kundzugeben. Als wir darum im Jahre 1846 das Stiftungsfest des „Rütli“ feierlich begingen und auf mich als jüngstes Mitglied die Wahl gefallen war, die Jubelhymne zu dichten, welche dann von Kriegar in Musik gesetzt uud von Scholz mit sinnreichen Arabesken verziert wurde, da konnte ich nicht umhin, jenem Gefühle des Unbefriedigtseins in, jetzt sehe ich selbst es ein, gar zu pathetischer Weise Ausdruck zu verleihen. Nicht ein einziges Exemplar ist mir verblieben, nur bruchstückweise lebt das Gedicht in meinem Gedächtniß fort.

Das Ganze war in drei Abschnitte getheilt, jeder Abschnitt bestehend aus Recitativ, Arie und Chor. Der erste bezog sich auf die Zusammenkunft der Schweizer Verschwörer auf der historisch gewordenen Bergwiese. Er begann:

„Seht ihr die Matte dort im nächt'gen Schleier?
Hört ihr die Heldenworte, wilder, freier,

Thaten verheißend durch die Lüfte dringen?
Blickt auf! Hoch ob der Männer kühnen Stirnen,
Gestützt auf starren Eises ew'gen Firnen
Thut sich ein Mondesregenbogen schwingen,
Und heil'gen Hymnus seine Perlen singen.“

Also, die „Perlen des Regenbogens“ sangen! Eine stark poetische Licenz, die an's Barocke streift! Und sie sangen — ein Klagelied! Natürlich, als Thränen der Wolke. Doch —

„Da küßt der Mond uns mit silbernem Strahl,
Sein Kuß, er wandelt uns allzumal:
Wir stehen am dunkeln Firmament
Der Freiheit leuchtendes Monument.“

Der Chor des ersten Theils und fast der ganze zweite Abschnitt sind mir entfallen. Ich weiß nur, daß ich von der Schweiz nach Berlin übersprang und unseren „Rütli“ anspornte, das Beispiel der helvetischen Eidgenossen nachzuahmen.

Selbstverständlich gelangte ich zur Ueberzeugung, daß das Recht nicht damit allein getrübt werde, indem man Unrecht übe, sondern auch indem man Unrecht leide, daß wir Alle nur die wahre Freiheit wollten und darum getrost auf die Straße hinabsteigen, das Banner der Revolution entfalten und den Kampf beginnen könnten.

„Armes Volk, geknechtet so tief,
Auf zum Streit! die Sturmglocke rief
Auf zum Streite und Siege auch Dich.
Scharf sei das Schwert jetzt in unserer Hand,
Groß der Muth, unzertrennlich das Band,
Das uns umschlingt und ewiglich.“

Dann aber kamen mir Bedenken, die ich recitativisch im Eingang des dritten Theils ausdrückte:

„Doch furchtbar ist des Krieges blindes Wüthen.
Er bricht mit mitleidsloser Hand die Blüthen,
Die Lieb' und Kunst in unser Leben flicht.

Drum prüfet ernst in dieser ernsten Stunde,
Dem Osterfest vom Rütlifreiheitsbunde,
Ob unser Sinnen recht sei oder nicht,
Daß über uns ergeh' nicht das Gericht!“

Das Ergebniß der Prüfung war, daß wir nach Licht, Freiheit und allgemeinem Menschenwohl strebten, daß der Weg, um diese Güter zu erlangen, zwar ein blutiger sei, dieser allein jedoch zum Ziele zu führen vermöge. Ich predigte den Haß aus allzu großer Liebe, um Moritz Hartmann's Worte zu gebrauchen, die er später in der „Reimchronik des Pfarrers Mauritias“ niederschrieb. Zum Schluß kam der obligate poetische Tusch, die Zukunft anticipirend:

„Nun ist es Zeit, zu frohlocken laut,
Nun zu feiern die herrliche Braut,
Die kein Ring uns angetraut.
Ring ist der Kette erstes Glied,
Laßt den Sklaven sie, unser Lied
Nennet „Freiheit“ sich, preiset sie laut.“

Ob meine, unter dichterischen Blumen versteckte Mahnung, der Sache der Freiheit mit größerem Ernst zu dienen, „ohn' thörichten Scherz“, Eindruck auf die Mitglieder des „Rütli“ gemacht? Ehrlich gesagt, ich glaube es kaum. Wohl fehlte meiner Hymne nicht der übliche „stürmische Beifall“, die Feststimmung ließ über die mannigfachen Schwächen der Dichtung hinwegsehen; ich mußte rechts und links dankend anstoßen und viele, fast zu viele Gläser Rheinwein leeren. In jenem Augenblick herrschte auch wohl eine wahre Begeisterung an der ganzen Tafelrunde, das Ideal der Volksbefreiung verwirklichen zu helfen. Doch — wir schrieben erst 1846. Noch zwei Jahre fehlten, bis die Zeit erfüllet war, und mittlerweile fuhren wir fort, uns tiefer und tiefer in die bodenloseste Negation zu versenken, viele schlechte, auch manche gute Witze zu reißen und uns dabei meist köstlich zu amüsiren.

Als die Stunde der Erhebung schlug, wollte der Zufall es, daß ich fern vom Schauplatz weilte. Die Berliner Märztage konnte ich nicht mitmachen. Ich bedaure es nicht. Sie blieben erfolglos. Schmerz- und grimmerfüllt sang der Dichter:

„Mit Lächeln und mit mildem Schein
Herein hat geblickt des Märzen Sonne —
O März, wo bist Du mit Deiner Wonne!
O März, Du neuer Reim auf Schmerz!
O März, mit Deinen Iden,
Wie schnell bist Du geschieden,
Wann wirst Du wieder wohl erscheinen?“

und weiter:

„Auch uns nur eine Schule war
Das große blut'ge, heilige Jahr,
Und schülerhaft genug und ärmlich
Und stümperhaft und ganz erbärmlich
Hat sich das Schülervolk benommen.“

Auf andere Weise, in anderer Form ist seitdem ein Theil dessen, was viele Mitglieder des „Rütli“ dazumal anstrebten, zur Wirklichkeit geworden. Nicht aus der Frankfurter Paulskirche, „der großen Retorte“, wollte die deutsche Einheit sich herausdestilliren lassen; sie zu erringen, bedurfte es kräftigerer Mittel. Aber nur diese erste Etappe auf seinem ihm von der Weltgeschichte vorgezeichneten Wege hat Deutschland erreicht; zur Freiheit ist es noch nicht vorgedrungen. Vieles bleibt ihm zu thun übrig. Der größte Theil unserer damaligen Wünsche harrt noch der Erfüllung. Es fehlt sogar nicht an Leuten, welche angesichts der Zustände im neuen Deutschen Reiche die bitteren Worte von Robert Prutz citiren:

„Sechsunddreißig Vaterländer
Hatte sonst der gute Deutsche;
Sechsunddreißig bunte Bänder
Flicht man jetzt zu einer Peitsche.“

oder gar die noch schlimmeren Verse Heine's:

„In Celle, im Zuchthaus sah ich nur
Hannoveraner — o Deutsche!
Uns fehlt ein National-Zuchthaus
Und eine gemeinsame Peitsche.“ —

an Leuten, die der Meinung sind, daß mit der Einheit ohne Freiheit wenig gewonnen sei. Sie haben aber Unrecht zu verzweifeln. Was noch nicht ist, wird werden. Bei jeder Fortschrittsbewegung theilen Viele das Loos jener armen Vögel, welche den Frühling gekommen wähnen, sich mit jubelndem Gesange ihm entgegenschwingen und von dem eisigen Schlossenhagel getroffen, den der noch herrschende Winter entsendet, zum Tode verwundet, aus den Wolken zur Erde stürzen; darum kommt der Frühling aber doch.

Wohl gehöre ich selbst seit dreißig Jahren einer transatlantischen Republik als Bürger an. Die Anhänglichkeit jedoch an das Land, in welchem man geboren ist, in welchem man seine Jugend verlebt, in welchem man zuerst für Ideale sich begeistert hat, diese Anhänglichkeit läßt sich aus dem Herzen niemals herausreißen; sie soll, sie darf es auch nicht. Deßhalb erweckt die Erinnerung an den längst entschlafenen „Rütlibund“ auch in mir, wenngleich ich kein Angehöriger mehr des Deutschen Reiches bin, freudige Hoffnung. Die Keime, die er damals ausgestreut,

„Daß sich die faule Welt erneuen,
Verjüngen mög' in That und Handeln“ —

sind freilich nur zum Theil in Halme und Aehren geschossen; untergegangen aber sind sie nicht. Vielleicht eine nahe Zukunft wird zeigen, wie lebenskräftig sie gewesen.

Alexander von Humboldt.

Vergeblich würden ein Gall oder ein Spurzheim auf meinem Schädel nach der bosse de „l'admirativité“ gesucht haben. Nicht die geringste Spur davon hätten sie entdeckt. Ich befolge nicht die Vorschrift der Stoiker des „nil admirari“; weit eher huldige ich mit Vischer dem „omnia admirari“. Dagegen ist es mir von Jugend an schwer geworden, einen Menschen, und stehe er noch so hoch im Ansehen der Mit- und Nachwelt, uneingeschränkt, mit Haut und Haar zu bewundern. Ich erblicke darin Unselbstständigkeit des Geistes. Stets habe ich es vielmehr für eine Pflicht der Gerechtigkeit gehalten, Flecken selbst in der Sonne zu suchen. Nur wenn man dieses thut, werden Auge und Urtheil weniger leicht geblendet. Den Glanz der Sonne stellt man darum nicht in Abrede. So oft ich in meinem Leben mit berühmten Persönlichkeiten zusammenkam, bemühte ich mich, das Fleckensuchen in Anwendung zu bringen. Die Geschichte würde an Wahrhaftigkeit gewinnen, wenn sie bei ihren Aufzeichnungen mehr Gewicht auf die Meinungen der Kammerdiener großer Männer legte. Deren Schwächen und Fehler bringen sie uns menschlich näher. Nur wenn man auch diese rückhaltlos zugesteht, hat man das Recht, sich für ihre hervorragenden Eigenschaften zu begeistern. Ueberdies müssen die großen Männer in dem Maße seltener werdeu, als die gesammte Menschheit zu immer höheren Niveaus aufsteigt, und sie hat bereits ein sehr hohes erreicht.

Ich mache diese Bemerkungen mit Bezug auf Alexander von Humboldt.

Als ich im Jahre 1845 in Berlin studirte, wohnte ich in einem Hause, das nur durch ein anderes von demjenigen getrennt war, in welchem der gefeierte Gelehrte lebte. Ich erinnere mich nicht mehr, wem ich das Glück verdankte, ihm vorgestellt zu werden. Nur so viel weiß ich, daß mir seinerseits die liebenswürdige Einladung zu Theil wurde, ihn häufig zu besuchen, und wiederholt habe ich von derselben, auf die Gefahr hin, ihn in seinen Arbeiten zu stören, Gebrauch gemacht.

Bekanntlich nahm Humboldt lebhaftes Interesse an den wissenschaftlichen Bestrebungen, namentlich von Anfängern. Immer war er bereit, sie mit seinen Rathschlägen zu unterstützen. Trotz seiner mannigfachen Beschäftigungen erübrigte er gern einige Augenblicke für sie, um der Auseinandersetzung ihrer Ansichten zu lauschen und sie, falls er es für nöthig hielt, nach seiner gereifteren Erfahrung zu berichtigen. Ja, es dürfte vielleicht der Nachweis nicht schwer fallen, wie er, wenn ich nicht irre, von Carl Vogt versucht worden ist, daß er Manches von dem, was auf diese Weise zu seiner Kenntniß gelangt war, an geeigneter Stelle in seinen Büchern verwendete. Aehnlich dem milden Menschenfreunde aus Nazareth hätte er die Worte sprechen können, denn er handelte nach ihnen: „Lasset die Jünglinge zu mir kommen und wehret ihnen nicht.“ Bei seinem wiederholten Aufenthalte in Paris scheute er nicht die Mühe, bis in die höchstgelegenen Mansardenzimmer armer strebsamer Studenten und Gelehrten hinaufzuklettern, um sich von dem Fortgange ihrer Arbeiten zu überzeugen. Bisweilen war er allzu nachsichtsvoll in der Beurtheilung ihrer oft ungenügenden Erstlingsversuche, weil er das Lob für einen wirksameren Sporn hielt als den Tadel. Durch ihn ist gewiß Niemand entmuthigt worden, im Gegentheil gewährte es ihm aufrichtige Freude, Jeden, der sich vertrauensvoll an ihn wendete, zum rüstigen Verfolgen der von ihm eingeschlagenen Bahn zu veranlassen. Vielen zeigte er in der Ferne als Lohn ihrer Arbeiten den Lorbeerkranz, wenn auch

nur wenige aus dieser Zahl ihn errungen haben mögen. Auch mir sprach er von einer glänzenden Zukunft. Daß er in diesem Falle ein schlechter Prophet gewesen, hat nicht an ihm gelegen. Wenn das Schicksal Fangball mit einem Menschen spielt, findet er nur spärliche Gelegenheit zum Berühmtwerden. Dazu gehört eine wenigstens theilweise Stabilität.

Am liebsten unterhielt ich mich mit Humboldt über das Verhältniß der Naturwissenschaften zu den Religionen und Confessionen. Während ich aber rücksichtslos den Stab über diese brach, ihnen jede Lebensberechtigung absprach und den Glauben vollständig, nicht durch das Wissen, wohl aber durch das Streben nach Wissen, durch die wachsende Erkenntniß ersetzt haben wollte, während ich mich entschieden gegen jedes faule Compromiß zwischen Religion und Wissenschaft erklärte und durch Beispiele, geschöpft aus der Geschichte aller Zeiten und Länder, die Ansicht zu begründen unternahm, daß erstere stets und überall ein Hemmschuh für die Entwicklung des Menschengeschlechts gewesen sowie die Quelle maßlosen Unglückes für dasselbe, lächelte er nur leise vor sich hin und schüttelte bald, bald nickte er mit dem Haupte, ohne daß es mir jemals gelungen wäre, seine wahre Meinung über diesen Punkt zu erfahren. Vermuthlich hielt er es für gefährlich, sie auszusprechen, bildete doch eine fast ängstlich zu nennende Rücksichtnahme auf gewisse, damals am preußischen Hofe besonders stark herrschende Vorurtheile eine Seite seines Charakters.

Zwei Jahre später, im Winter von 1847, traf ich in Paris wieder mit ihm zusammen und fand ihn gleich liebenswürdig wie in Berlin. Auf meinen Wunsch erlangte er mir eine Audienz bei der Herzogin Helene von Orleans. Als ich ihr von meiner Absicht sprach, einen Ausflug nach Spanien zn machen, und den Wunsch äußerte, der Königin Isabella vorgestellt zu werden, lächelte sie und sagte:

„Vous êtes jeune, vous êtes blond, vous serez parfaitement reçu par ma cousine.“

Zu jener Vorstellung ist es indeß aus Gründen, welche ich an einer anderen Stelle erzählen werde, niemals gekommen, und ich war nicht übermäßig traurig darüber. Die Herzogin ahnte damals sicher nicht, daß nach wenigen Monaten schon die in Corruption versunkene Monarchie der Orleans zusammenbrechen würde.

Lebhaft bedauere ich, daß die Briefe, welche Humboldt bei verschiedenen Gelegenheiten an mich gerichtet hatte, in der bekannten, später beinahe unleserlich und hieroglyphenartig gewordenen Handschrift geschrieben, mit eher diagonal zu nennenden als horizontalen Zeilen, verloren gegangen sind; in ihnen allen trat seine mir wohlwollende Gesinnung zu Tage.

Angesichts dieser Beziehungen war es natürlich, daß, als ich im Anfang der fünfziger Jahre nach demjenigen Lande übersiedelte, welches eigentlich erst durch ihn, durch seine eingehenden Forschungen der übrigen Welt bekannt geworden war, nämlich nach Mexiko, ich es mir angelegen sein ließ, den Spuren seiner dortigen Wirksamkeit nachzugehen. Mit aufrichtiger Freude fand ich, daß das mexikanische Volk ihm dafür eine ehrfurchtsvolle Anerkennung zollt und dankbaren Herzens sein Andenken bis auf den heutigen Tag bewahrt. Selbst in Preußen und Deutschland wird er kaum mehr verehrt als dort.

Am deutlichsten gaben sich diese Gefühle kund bei der Feier, welche die „Mexikanische Gesellschaft für Geographie und Statistik", der ich selbst seit dem Jahre 1854 als ständiges Mitglied angehöre, aus Anlaß von Humboldt's hundertjährigem Jubiläum am 14. September 1869 veranstaltet hatte, und an der sich mehrere andere wissenschaftliche Gesellschaften, unter ihnen eine, die sich seinen Namen beigelegt, betheiligten.

In der Einladung, welche die erstgenannte Gesellschaft zu jener Feier hatte ergehen lassen, findet sich folgende Stelle:

„Sehr würdig einer derartigen Huldigung ist der berühmte Gelehrte, der in Europa von der Achtung der gesammten Welt

umgeben, welche er mit seinem unsterblichen Ruhme erfüllt hat, stets mit Stolz auf den ihm verliehenen Titel eines mexikanischen Bürgers blickte, der wiederholt erklärte, an unser Land durch die Bande der Dankbarkeit und der Erinnerungen gefesselt zu sein und, unsere Revolutionen mit dem tiefen und unparteiischen Auge seines Genius beurtheilend, uns die Gerechtigkeit erwies, in ihnen bis zu einem gewissen Grade einen Reflex unserer Bodenbildung zu erkennen, unsere Irrthümer mit der Spärlichkeit unserer Elemente für die bürgerliche Freiheit im Augenblicke unserer Unabhängigkeit, sowie mit den Hindernissen, welche die Natur uns auf unserem Marsche zur Cultur in den Weg gestellt hat, entschuldigend; nichtsdestoweniger aber voller Vertrauen, daß gleich allen menschlichen Gesellschaften auch wir unser inneres Gleichgewicht finden würden, „seien wir doch — dies waren seine eigenen Worte — „glücklicherweise zu groß, als daß es möglich sei, uns ein fremdes Joch aufzulegen."

Das Vertrauen auf eine glücklichere Zukunft Mexikos, wie es sich in Humboldt's Beurtheilung der früheren Lage jener Republik ausspricht, ist nicht getäuscht worden. Die Umwandlung zum Besseren, welche sich dort seit mehreren Jahren vollzogen, hat seine anfänglich von Vielen für optimistisch erachtete Prophezeiung vollauf bestätigt. Was er mit Seherblick vorausgesehen, ist heute zum bei Weitem größeren Theile in Erfüllung gegangen. Schon unter der Regierung des Generals Porfirio Diaz erfreute sich das Land, nach Niederwerfung der schwächlichen, zu Gunsten des durch ihn vom Präsidentenstuhl herabgestürzten Lerdo de Tejada unternommenen Aufstandsversuche, eines allgemeinen inneren Friedens; während der drei Jahre, daß vom General Manuel Gonzalez das Staatsruder mit kräftiger und geschickter Hand gelenkt wird, hat dieser innere Friede sich derartig befestigt, daß schwerlich die Besorgniß mehr aufkommen kann, ihn wieder gestört zu sehen. Lebte Humboldt noch, er würde mit Jubel die Regeneration der mexikanischen Republik be-

grüßt haben. Recht hatte er auch mit seinem Glauben an die Unmöglichkeit, daß ihr dauernd ein fremdes Joch aufgelegt werden könne. Selbst zugegeben, daß in einzelnen Kreisen der Bevölkerung der großen Nachbarrepublik noch annexionistische Velleïtäten vorwalten, eine ernstliche Gefahr wird daraus nicht erwachsen. Durch den erfolgreichen Widerstand gegen die Franzosen und das durch sie importirte, durch ihre Bajonette eine Zeit lang gestützte exotische Kaiserthum haben die Mexikaner einen so glänzenden Beweis ihrer Liebe zur Unabhängigkeit sowie ihrer Kraft, sich frecher Eindringlinge zu erwehren, geliefert, daß eine andere Macht es sich wohl zweimal überlegen dürfte, einen ähnlichen Versuch zu wagen. Wie von 1862 bis 1867 gegen die Soldaten Louis Napoleons und deren österreichische und belgische Hilfstruppen, würden sie auch gegen Yankee-Truppen sich erfolgreich zu vertheidigen wissen.

Zu besonderer Genugthuung gereicht es mir, daß ich in diesem Punkte mich stets in vollster Uebereinstimmung mit Humboldt befunden habe. In den ersten Tagen des Jahres 1862 veröffentlichte ich in spanischer Sprache ein später in's Französische und Englische übersetztes Buch mit dem etwas weitschweifigen Titel: „Appellation der Mexikaner vom schlecht unterrichteten an das gut unterrichtete Europa". Es enthält eine glühende Vertheidigung meines Adoptivvaterlandes; sein Zweck war, wie aus dem Titel hervorgeht, die falsche und ungünstige Meinung, welche sich in Europa über dasselbe gebildet hatte, aufzuklären. Als Motto dienten mir die warm empfundenen Worte, die einst der irische Patriot Thomas Moore seinem unglücklichen Vaterlande, green Erin, gewidmet:

„Wärst Du all', was ich wünschte, groß, ruhmreich und frei,
Schönste Blume der Welt, reichste Perle des Meeres —
Ich würde Dich grüßen mit stolzerer Stirn,
Doch oh! könnt' ich tiefer Dich lieben als jetzt?"

In jener Epoche bedurfte es in der That einer starken

und klarblickenden Vaterlandsliebe, um trotz der entsetzlichen Lage, in die Mexiko, theils durch eigene, theils durch fremde Verschuldung gerathen war, nicht an seiner Zukunft zu verzweifeln. Französische, spanische und englische Truppen hielten einen Theil seines Gebietes besetzt. Einheimische Verräther und auswärtige Spekulanten zimmerten an dem Kaiserthrone, welcher später einem erlauchten Sproß des Habsburger Hauses so verhängnißvoll werden sollte. Das Land war durch langjährige Revolutionen erschöpft. Ackerbau, Bergbau, Handel und Gewerbe lagen darnieder. Unsicherheit herrschte auf Straßen und Wegen. Der Staatsschatz kämpfte vergeblich gegen die zunehmende Ebbe der Einnahmen. Eine allgemeine Desorganisation hatte Platz gegriffen. Sogar viele eingeborene Söhne des Landes waren muthlos geworden. Ich nicht. Mich auf die Geschichte berufend, wies ich nach, daß alles Unglück, welches Mexiko seit seiner Unabhängigkeit betroffen, Folge der Fehler und Laster sei, die Spanien ihm hinterlassen, eine Erbschaft, ähnlich dem vergifteten Gewande, welches der sterbende Nessus der Dejanira für Herkules übergeben hatte. Ich schrieb:

„Als die Zeitenuhr 1810 zeigte, ging sie für Mexiko — damals noch Neu-Spanien geheißen — um mindestens zwei Jahrhunderte nach. Zu Beginn des neunzehnten befand es sich im siebzehnten. Dornröschen gleich, hatte das verzauberte Land zweihundert Jahre geschlafen. Die Geschichte ging über dasselbe hinweg, ohne daß es das Rauschen ihres mächtigen Flügelschlages empfand. Die Kunde von den großen Ereignissen, welche den Rest der Erde erschütterten, drang in diese Gegenden nur wie ein schwaches, kaum vernehmbares Echo. Wie in einer Luftpumpe eingeschlossen, fehlte Mexiko die Luft zum Athmen; der Lärm der auswärtigen Kriege, Revolutionen und Erfindungen erstarb an den gläsernen Mauern seines Gefängnisses. Der Weckruf des gallischen Hahnes im Jahre 1789, welcher die meisten Völker Europas sich erheben ließ, hier verhallte er

wirkungslos. Noch zwanzig Jahre länger schlief das Land weiter. Erst die Stimme Hidalgo's, der „grito de Dolores", weckte es aus hundertjähriger Lethargie."

Die Mexikaner mußten also mit viel schnelleren Schritten als die übrigen Nationen vorwärts eilen, um auf die Höhe der Gegenwart zu kommen. Daß sie dabei wiederholt gestürzt sind, darf niemand Wunder nehmen. Seine vielfachen Revolutionen waren die Kinderkrankheiten, die jedes junge Volk zu überwinden hat, bevor es sich zur Manneskraft durcharbeitet. Es hat sich durchgearbeitet und auch des fremden Gegners vermochte es, von Niederlage zu Niederlage bis zum endlichen Siege schreitend, sich zu entledigen.

Wie sehr und mit welcher Vorliebe Humboldt bis in sein spätes Alter sich mit Mexiko beschäftigte, geht unter Anderem aus einer Stelle des Buches hervor, welches Moritz Busch unter dem Titel: „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich" veröffentlicht hat. Es ist die komische Erzählung von seinem vergeblichen Versuche, in einer Abendgesellschaft beim Könige Friedrich Wilhelm IV. das ihm ausnahmsweise und zu seinem tiefsten Aerger entrissene Wort zurückzuerobern, immer von Neuem anfangend: „Auf dem Gipfel des Popocatepetl" — — ohne es durchzusetzen, den Satz zu beenden. Humboldt sprach gern und hörte sich gern sprechen, weil er stets lüstern nach Bewunderung war und an einer bei einem so großen Manne schwer verzeihlichen Eitelkeit krankte. Er selbst sagte einmal:

„Ich wünschte, daß Arago von demselben glühenden literarischen Ehrgeiz beseelt wäre, wie er mich stets verzehrt hat."

Seiner Eitelkeit ist es auch zuzuschreiben, daß er der Mitarbeiter an seinen Forschungen möglichst wenig gedenkt und sie mit einer gewissen Absichtlichkeit in den Hintergrund zu drängen sucht, nur um nicht den ihm gespendeten Ruhm mit ihnen theilen zu müssen. Die Namen mancher dieser Mitarbeiter sind nie in die Oeffent-

lichkeit gedrungen. So begleitete ihn, als er im Jahre 1799 von der Regierung Spaniens die vorher nie gewährte Erlaubniß erwirkt hatte, dessen amerikanische Colonien in ihrer ganzen Ausdehnung zu besuchen, auf seiner Reise durch Neu-Spanien außer Bonpland auch ein Bergmann aus Südtyrol, Patoni, mit dessen Sohn, General in der mexikanischen Armee, welcher später erschossen wurde, ich eng befreundet geworden war. Letzterer erzählte mir viel von seinem verstorbenen Vater. Derselbe, ein ebenso kenntnißreicher wie bescheidener Mann, hatte wichtige Nachrichten über den Mineralreichthum Mexikos für Humboldt's epochemachendes Werk: „Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne“ gesammelt, persönlich geologische und mineralogische Forschungen angestellt, chemische Analysen der Metalle vorgenommen, kurz erheblich und fruchtbringend sich an den Arbeiten seines Chefs betheiligt, ohne daß seiner von diesem, so viel ich weiß, jemals Erwähnung gethan worden wäre. Patoni blieb in Mexiko, verheirathete sich mit einer Mexikanerin und gründete eine Familie. Auch Bonpland's Mitwirkung wird nur ungenügend gedacht. Diese Schwäche Humboldt's wurde in feiner Weise von dem Redner gerügt, welcher bei der oben erwähnten Centennialfeier im Namen der geographischen Gesellschaft den Festvortrag zu halten hatte, Ignacio Ramirez, ein ebenso gelehrter wie vorurtheilsfreier Mann, bekannt und berühmt in Mexiko durch die Gerechtigkeit seines Urtheils und dessen rücksichtsloses Aussprechen. Nachdem er in großen Zügen die Thätigkeit Humboldt's in Neu-Spanien mit rühmenden Worten charakterisirt und bezeichnend ihn einen zweiten Columbus genannt hatte, dabei mit Recht seiner Verwunderung Ausdruck verleihend, daß von den spanischen Behörden jenem Fremden bereitwillig alle amtlichen Dokumente zur Verfügung gestellt worden waren, welche allein genügten, dem von dem Mutterlande befolgten verrotteten Colonialsystem den Prozeß zu machen, schloß er folgendermaßen:

„Ich würde mich indessen zum Mitschuldigen einer leider von anderer Seite bewiesenen Undankbarkeit machen, wenn ich von dieser Tribüne herabstiege, ohne den Wunsch zu äußern, daß dem Andenken an Bonpland endlich eine feierliche Genugthuung seitens der Begeisterung und der Großherzigkeit der Mexikaner zu Theil werde. Der Genosse Humboldt's verdient nicht das Vergessen, zu dem man ihn verdammt. Beide Gelehrten durchwanderten gemeinsam unsere Wälder, um die Wissenschaft zu bereichern; beide gemeinsam maßen mit dem Thermometer und Barometer die Höhen, sich den Launen der Atmosphäre aussetzend; beide betrachteten gemeinsam den ewigen Schnee des Popocatepetl; beide lauschten gemeinsam den Offenbarungen der aztekischen Denkmäler; beide kehrten gemeinsam nach Europa zurück, schwer beladen mit den Schätzen einer Welt, die nur halb sich aus der Finsterniß erhoben hatte. Beide müssen deßhalb untrennbar vereint sein in dieser Apotheose. Wenn der Schatten Humboldt's auf uns niederblickt, muß der Bonpland's an seiner Seite stehen."

Da ich mit dem inzwischen verstorbenen Ignacio Ramirez intim befreundet war, so hatte ich häufig Gelegenheit, mit ihm über Humboldt zu sprechen, besonders aus Anlaß jener Feier. Er war gewiß bereit, dem berühmten Gelehrten volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, wie er es ja auch in jener Rede bewiesen hat; er meinte jedoch gleich Carl Vogt, daß ein gut Theil der Verdienste Humboldt's mehr als die eines geistvollen Compilators betrachtet werden müßten, denn als die eines Entdeckers neuer wissenschaftlicher Wahrheiten, so daß er z. B. in keiner Weise einen Vergleich mit Charles Darwin auszuhalten vermöchte.

Wenn Humboldt Grund hatte, Mexiko sein ganzes Leben hindurch eine dankbare Zuneigung zu widmen, war jenes Land doch die Wiege seines wissenschaftlichen Ruhmes, so schuldet andererseits Mexiko ihm lebhafte Erkenntlichkeit für die Dienste,

welche er ihm geleistet hat. Die in seinem Buche über Neu-Spanien zusammengetragenen Daten bilden die Grundlage für alle Untersuchungen, welche von jener Zeit an — Humboldt von Guayaquil kommend, landete am 13. März 1803 im Hafen von Acapulco und schiffte sich am 7. März 1804 im Hafen von Veracruz wieder ein — bis auf den heutigen Tag von Mexikanern und Fremden über diesen Gegenstand unternommen worden sind. Er gab den ersten Anlaß zum Studium der Geographie Mexikos. Er begründete seine Statistik. Er lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der Welt auf die günstige Lage, welche es zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean einnimmt, und die es als natürliche Brücke auf dem europäisch-asiatischen Verkehrswege erscheinen läßt. Er gab zuerst Aufschluß über dessen schier unerschöpfliche Reichthümer an Metallen und Bodenprodukten. Er erkannte in der Regeneration der eingeborenen Race die nothwendige Bedingung für den materiellen und politischen Fortschritt des Landes. Er vertiefte sich in archäologische Forschungen hinsichtlich der Civilisation Anahuac's, die beinahe gänzlich in dem Blutbade der spanischen Eroberung untergegangen war. Humboldt zerriß den Schleier, welcher bis dahin die Vergangenheit und Gegenwart Mexikos verhüllt hatte, und die Mexikaner begriffen und begreifen noch heute, daß er durch die Kundgebung der Zustände, wie sie unter der spanischen Colonialherrschaft bestanden, in gewisser Hinsicht die Erhebung gegen dieselbe vorbereitet hatte, obwohl eine solche Absicht ihm ohne Zweifel fern gelegen, denn allein in der Theorie war er für Völkerfreiheit.

Als frühester Beweis der Anerkennung, die dort den Bestrebungen Humboldt's gezollt wurden, kann ein in der Nummer vom 11. November 1803 der „Gaceta de México“ veröffentlichter, etwas schwülstiger Artikel gelten, in welchem Bericht über die Prüfungen erstattet wird, die kurz zuvor in der am 13. Januar 1792 eröffneten, noch heute fortbestehenden Minen-

schule stattgefunden hatten. Darin wird des Umstandes erwähnt, daß auch Humboldt zum Examinator ernannt worden war.

„An den Nachmittagen des 17., 18., 20. und 21. des letztverflossenen Monats Oktober hielten" — ich übersetze möglichst treu aus dem Spanischen — „die Alumnen des königlichen Seminars für Minenwesen ihre literarischen Prüfungen ab in Gegenwart ihres Vice-Patrons, des königlichen Ober-Tribunals, und zur Befriedigung eines zahlreichen und glänzenden Zuhörerkreises, der die besondere Gefälligkeit gehabt hatte, dieselben mit seiner Gegenwart zu beehren. Die Fortschritte, welche die Zöglinge dieses Seminars während des Zeitraums von zwölf Jahren in den Wissenschaften ihres Faches gemacht haben, sind nicht zu läugnen, und wenn man selbst keinen andern Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung hätte, so würde allein schon derjenige genügen, welchen sie dieses Jahr in den ausgezeichneten Prüfungsfeierlichkeiten geliefert haben. Die Schnelligkeit, mit der sie auf die ihneu vorgelegten Fragen, Bemerkungen und Einwände antworteten, die Leichtigkeit, mit der sie äußerst schwierige Probleme lösten, die geschickte Handhabung der Maschinen und die gründlichen Kenntnisse, welche sie in sämmtlichen Unterrichtsgegenständen an den Tag legten, liefern den deutlichsten Beweis von dem Nutzen dieses wohlthätigen Instituts, sowie die Genugthuung der Herren, welche den Prüfungen beiwohnten, das ungeheuchelte Urtheil über den Werth desselben in sich schließt.

„Zu dem außerordentlichen Glanze dieser Festlichkeiten", heißt es weiter, „trug in hohem Grade der Eifer der gelehrten Examinatoren bei, unter denen sich Herr Alexander Baron von Humboldt besonders hervorthat, der als leidenschaftlicher Verehrer der bezüglichen Wissenschaften und als warmer Freund der Seminaristen keine Mühe scheute. Mit unverkennbarem Vergnügen wohnte er dem festlichen Akte bei, examinirte persönlich alle Schüler, und an zwei Nachmittagen sah man ihn sich von seinem Sitze erheben, um bei der Anwendung der Maschinen hilfreiche Hand zu leisten,

nachdem er an den vorhergegangenen Tagen in vertraulicher Weise mit den Alumnen in den Cabinetten und Laboratorien verkehrt und ihnen seine Freude geäußert hatte, mit so fleißigen und wohlunterrichteten jungen Leuten umzugehen."

Humboldt's Liebe zur Jugend spiegelt sich in dieser Bemerkung wider.

In der Ansprache, welche aus diesem Anlaß der Domherr D. José Beristain au die Versammlung richtete, „wünschte er", wie es im weiteren Verlauf des Artikels lautet, „den Alumnen und den Professoren zu ihren Erfolgen Glück, und um sie zu neuem Fleiße anzuspornen, stellte er ihnen als Muster den Herrn Baron von Humboldt hin, über welche Persönlichkeit er eine kurze Skizze gab, und darin die Kenntnisse, die Tugenden und alle die empfehlungswerthen hervorragenden Eigenschaften rühmte, die das Verdienst dieses Helden der Wissenschaft ausmachen, welcher der höchsten Lobeserhebungen würdig sei und den Jünglingen vor Augen geführt werden müsse, damit sie, vom Ehrgefühl geleitet, nicht nachlassen in ihren Bestrebungen, sondern immer fester und fester darin beharren."

Hierauf beschloß das Tribunal „ebenso sehr angeregt durch das Verdienst des Herrn Barons als durch die Ansprache des Herrn Domherrn, zu Ehren des besagten Herrn von Humboldt einen Beweis der für ihn gehegten Anerkennung zu geben, indem es ihn um die Erlaubniß bat, ein Bild von seiner Person machen lassen zu dürfen und dieses in einem der Säle oder Cabinette des Collegiums aufzuhängen."

Das Bild, ein Kniestück, wurde in der That angefertigt und nimmt heute noch in der Aula des Colegio de mineria den Ehrenplatz ein. Humboldt war damals 34 Jahre alt. So sehr auch die Gesichtszüge sich im Laufe der Jahre geändert haben, eine Aehnlichkeit mit dem Greise, wie ich ihn gekannt, ist unverkennbar. Er wurde dargestellt auf einem Stuhle sitzend, den linken Arm auf einem Tische ruhend, auf dem sich Papiere

und physikalische Instrumente befinden, die rechte Hand über die linke gelegt. Sein Anzug besteht in einem dunklen Uniformfrack mit umgeknöpften hellen Rabatten, hohem steifen Kragen und herabhängenden Schulterschnüren, einer weißen Weste, einem ebensolchen Beinkleid und einem Halstuch von weißem Battist. Das Gesicht ist völlig bartlos, die leicht gelockten Haare sind an den Schläfen nach vorn gekämmt und bedecken zum Theil die hohe geistvolle Stirn. Die Augen sind die eines Denkers, der geschlossene Mund deutet auf Beharrlichkeit. Ueber die ganze Erscheinung, sowohl was den Gesichtsausdruck als was die ungekünstelte Stellung anbetrifft, liegt eine gleichsam philosophische Ruhe ausgegossen. Das Porträt ist von Rafael Jimenez gemalt. Die Unterschrift lautet:

„Federico Henrique Alejandro
Baron de Humboldt
en su visita al
Colegio de Minería
en la Ciudad de México
Año de 1803.“

Häufig habe ich Gelegenheit gehabt, dieses Bild zu sehen; wehmüthig berührte es mich, als ich im vergangenen Jahre das Schloß Tegel besuchte und in dessen Saale ein gleichfalls aus Humboldt's Jugendzeit stammendes Porträt erblickte, noch wehmüthiger, als ich der Enthüllung der Denkmäler beiwohnte, welche das dankbare Vaterland ihm und seinem ebenfalls hochberühmten Bruder errichtet hat, und die jetzt den Vorhof der Berliner Universität zieren.

1827 wurde Humboldt zugleich mit seinem Reise- und Studiengenossen Aimé Bonpland auf Anregung des Gouverneurs des Staates Mexiko — nicht zu verwechseln mit der Bundes-Republik gleichen Namens — Lorenzo Zavala, eines der kundigsten Geschichtsschreiber des Landes, durch Dekret der gesetzgebenden Körperschaft zum Bürger jenes Staates ernannt.

Am 14. September 1857, dem Geburtstage Humboldt's, erließ Präsident Ignacio Comonfort eine allerdings bis jetzt noch nicht zur Ausführung gelangte Verfügung, kraft welcher auf dem Isthmus von Tehuantepec drei Städte gegründet werden sollten, von denen die dritte, auf der Wasserscheide zwischen dem stillen und dem atlantischen Ocean zu erbauende, den Namen Humboldt zu führen hätte. Am 29. Juni 1859, also kurz nach dem Tode des Gelehrten, wurde vom Präsidenten Benito Juarez in Veracruz nachstehendes Dekret promulgirt:

„Von dem Wunsche beseelt, öffentlich Zeugniß abzulegen von der Achtung, welche in Mexiko wie in der ganzen Welt das Andenken des berühmten, gelehrten und wohlthätigen Reisenden Alexander Baron von Humboldt genießt, und von der besonderen Dankbarkeit, die Mexiko ihm für die Studien schuldig ist, welche er daselbst über die Natur und die Erzeugnisse des Bodens, über seine ökonomischen und politischen Verhältnisse und über viele andere nützliche Gegenstände, die, von seiner unermüdlichen Feder veröffentlicht, der Republik, als diese noch den Namen „Neu-Spanien" führte, Ehre und Nutzen brachten, habe ich es für gut gehalten, Folgendes zu verordnen:

Art. 1. Herr Baron von Humboldt hat sich um das Vaterland wohlverdient gemacht.

Art. 2. Auf Kosten des Staatsschatzes der Republik soll in Italien eine lebensgroße Marmorstatue angefertigt werden, welche Herrn Humboldt darstellt, und so bald sie von dort angelangt ist, in der Minenschule in Mexiko, mit einer passenden Inschrift versehen, aufgestellt werden.

Art. 3. Das Original dieses Dekrets ist der Familie oder den Vertretern des Herrn Humboldt zu übermitteln, ebenso ein Exemplar desselben einer jeden der wissenschaftlichen Gesellschaften, welcher er angehörte, mit der Bitte an deren Sekretäre, es in den Archiven aufzubewahren."

1869 wurde dieses Dekret dahin modificirt, daß die Statue

Humboldt's im Lande selbst gemeißelt werden und anstatt im Colegio de mineria in der nach ihm benannten Avenue Platz finden sollte. Wie über dem Thore des Hauses Nr. 67 der Oranienburgerstraße in Berlin eine Inschrift der Welt verkündet, welch' ausgezeichneter Mann dort seine letzten Lebensjahre verbrachte, so wurde auch am hundertjährigen Jahrestage seiner Geburt von den in Mexiko ansässigen Deutschen unter Betheiligung des damaligen Ministerresidenten Herrn von Schlözer an dem Hause in der Straße San Augustin, wo Humboldt während seines Aufenthaltes in jener Stadt gewohnt hatte, eine steinerne Tafel angebracht mit der Inschrift: „A la memoria de Alejandro de Humboldt que vivió en esta casa en el año de 1803. En el centésimo aniversario de su nacimiento. Los Alemanes residentes en México. Setiembre 14 de 1869.“ — Zum Andenken an Alexander von Humboldt, welcher in diesem Hause im Jahre 1803 wohnte. Am hundertsten Jahrestage seiner Geburt. Die in Mexiko ansässigen Deutschen. Am 14. September 1869.

Wahrlich, größere Dankbarkeit hat selten ein Volk einem Angehörigen eines fremden Staates erwiesen. Aber dafür hing Humboldt auch mit kaum geringerer Liebe an Mexiko als an seinem Geburtslande, war er doch im wahren Sinne des Wortes „ein Bürger zweier Welten“.

Interessant ist ein Schriftstück, welches sich in den mexikanischen Staatsarchiven befindet. Schon in Mexiko hatte Humboldt in spanischer Sprache eine statistische Arbeit verfaßt, betitelt: „Geographisch-politische Tabellen des Königreichs von Neu-Spanien im Jahre 1803, welche dessen Flächeninhalt, Bevölkerung, Ackerbau, Fabriken, Handel, Minen, Einkünfte und Streitkräfte angeben.“ Diese Arbeit, welche zum ersten Male vollständig auf Veranlassung der „mexikanischen Gesellschaft für Geographie und Statistik“ im September 1869 gedruckt wurde und 24 Seiten in Großoktav ausmacht, ist als die Grundlage

zu seinem berühmten größeren Werke zu betrachten, das er 1811 in französischer Sprache in Paris herausgab. Die darin enthaltenen Angaben schöpfte er, wie ich schon sagte, nur zum Theil aus eigenen Beobachtungen, Forschungen und Berechnungen, größerentheils aus den, wie erwähnt, mit seltener Bereitwilligkeit ihm zur Verfügung gestellten amtlichen Dokumenten. Nachdem er seine Tabellen beendigt hatte, übersandte er sie mit einem gleichfalls spanisch abgefaßten Begleitschreiben dem damaligen Vicekönig Iturrigaray. Die orthographischen, grammatikalischen und stylistischen Schnitzer, welche, wie ich mich durch eigenen Augenschein überzeugt habe, darin vorkommen, beweisen, daß Humboldt der Sprache Calderons und Cervantes' nur unvollkommen mächtig war. Die Handschrift ist ähnlich derjenigen, welche aus den Autographen seines späteren Lebensalters bekannt ist, doch sind die Buchstaben größer und deutlicher. Auch die Neigung, in schiefer Richtung von unten links nach oben rechts zu schreiben, ist ebenfalls bereits, wenn auch weniger ausgebildet, in dem Briefe zu erkennen. Charakteristisch ist der Inhalt. Er lautet in wortgetreuer Uebertragung:

„Excellenz:

„Als Euere Excellenz mit mir über die mannigfaltigen Arbeiten, welche ich in diesem Königreiche gemacht habe, verhandelten, haben Dieselben geruht mir den Wunsch anzudeuten, daß ich Euerer Excellenz einige für die Regierung dieser ausgedehnten Besitzungen interessanten Materialien mittheilen möchte. Diese Andeutung ist für mich ein Befehl gewesen, dem ich um so freudiger nachgekommen bin, als meine Reisen keinen anderen Zweck haben als den, mit meinen ungenügenden Kenntnissen zum öffentlichen Wohle beizutragen, welches zum Glück dieser Gegenden sich Niemand mehr angelegen sein läßt als Euere Excellenz.

„Ich habe in der Beilage Alles zusammengefaßt, was ich in Bezug auf den Flächeninhalt, die Bevölkerung, den Ackerbau,

die Minen, den Handel u. s. w. dieser ausgedehnten Besitzungen berechnet habe. Ich schmeichle mir, daß diese mühsame Arbeit, welche ich Euerer Excellenz als schwachen Beweis meiner ewigen Dankbarkeit zu widmen wage, einem Vicekönig, der seit den ersten Tagen seiner glücklichen Regierung so schöne und wiederholte Beweise seiner Liebe zur Menschheit gegeben hat, nicht mißfallen wird. Der Flächeninhalt des Königreichs Neu-Spanien, fünfmal größer als der der (iberischen) Halbinsel, ist aus Mangel an guten astronomischen Beobachtungen früher niemals berechnet worden. In der Zeichnung" — welche, beiläufig gesagt, nicht mehr aufgefunden ist — „und in meinen Tabellen werden Euere Excellenz die Größe und politische Macht sämmtlicher Regierungsbezirke (intendencias) finden. Man kann kein Urtheil fällen, ob ein Land gut oder schlecht" — stark oder schwach — „bevölkert ist, ohne den Flächeninhalt zu kennen, über den seine Bevölkerung vertheilt ist."

„Nachrichten, welche ich aus den Bureaux des Erzbisthums gezogen, haben mir die Mittel verschafft, die Irrthümer in der Volkszählung des Grafen von Revillagigedo" — vorgenommen im Jahre 1793 — „zu verbessern und sie auf das Jahr 1803, als die Regierungsepoche Euerer Excellenz, zu reduciren. Meine, auf Daten der politischen Arithmetik begründeten Berechnungen werden Euerer Excellenz die trostreiche Kunde geben, daß die von verschiedenen Schriftstellern, Feinden der spanischen Nation und Regierung, so arg verminderte Bevölkerung dieser Besitzungen sich bereits auf mehr denn fünf und eine halbe Millionen beläuft. Der größte Theil der Materialien, die ich benützt habe, existiren nicht in dem Sekretariat dieses Vice-Königreiches, und allein schon dieser Umstand läßt mich glauben, daß meine Arbeit einiges Interesse für Euere Excellenz haben wird. In dem Falle, daß dieses stattfinde, werden beide Papiere in wenigen Tagen abgeschrieben werden, um Euerer Excellenz die Unbequemlichkeit meiner preußischen (sic!) Schriftzüge zu ersparen.

„Ich bitte Euere Excellenz, mir die Freiheit, welche ich mir nehme, zu verzeihen. Im Begriff, diese Besitzungen zu verlassen, habe ich gedacht, diesen letzten kleinen Beweis meiner unterwürfigen Verehrung und der zärtlichen Erkenntlichkeit zu geben, welche die erhabene Protektion Euerer Excellenz mir eingeflößt haben; in diesen Gefühlen werde ich mein ganzes Leben verbleiben

Euerer Excellenz
unterwürfigster Diener
q. b. l. m. de V. E.
Der Baron von Humboldt.

Mexiko, den 3. Januar 1804.“

Die lateinischen Initialen, die ich in der Uebersetzung unverändert stehen gelassen habe, bedeuten bekanntlich im Spanischen „quien besa las manos de Vuestra Excelencia.“ Diese herabwürdigende Höflichkeitsform, brieflich einem Manne die Hände, einer Frau sogar die Füße zu küssen, hat glücklicherweise in Deutschland mit theilweiser Ausnahme von Oesterreich, wo das „I küß' d' Hand“ noch heute grassirt, keinen Curs. Ihretwegen ist also Humboldt bei seinem in spanischer Sprache geschriebenen Brief kein Vorwurf zu machen.

Abgesehen davon aber zeigt sich das citirte Schriftstück immer noch überreich an Unterwürfigkeitsphrasen. Humboldt leistete überhaupt ein Erkleckliches darin. Nur zu häufig verbirgt sich sein Selbstgefühl und Selbstbewußtsein unter einem widerwärtigen Wuste fader, höfischer Schmeicheleien, und wo es bisweilen durchschimmert, bringt es keinen vortheilhaften Eindruck hervor. Er war eben schon damals weit mehr Höfling, als es mir mit der Würde eines Heroen der Wissenschaft verträglich erscheint, und ist es Zeit seines Lebens geblieben. Mit beißendem, leider nicht ungerechtfertigtem Spotte wurde von ihm gesagt — ob es wahr, lasse ich dahingestellt -- er habe die Ehre, Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. Kammer-

herr zu sein und als solcher an der Rückseite des Frackes einen dritten Knopf tragen zu dürfen, den symbolischen goldenen, bestimmt, die geheimen Gemächer zu öffnen, fast ebenso hoch geschätzt als den Ruhm, den „Kosmos" geschrieben zu haben, ein Buch, welches ein mexikanischer Lobredner, José Bustamante, mit echt spanischer Uebertreibung „die Kuppel des Tempels des menschlichen Wissens, die Synthese alles Erschaffenen vom Infusorium, der Grenze des Bestehenden, bis zum Nebelflecke, dem Keime neuer Sonnensysteme, die Entzifferung jenes unermeßlichen Hieroglyphen, bekannt unter dem Namen physische Welt" nannte.

Gerade aus Humboldt's Munde hätte mir die stolze griechische Redeweise: „Ich rühme mich zu sein", wohlthuend geklungen. „Männerstolz vor Fürstenthronen" war keine Eigenschaft seines Charakters. Fürst Bismarck hatte vollkommen Recht, wenn der schon erwähnte Moritz Busch als Gewährsmann gelten darf, von ihm zu sagen: „Die Liberalen haben viel aus ihm gemacht, ihn zu ihren Leuten gezählt; aber er war ein Mensch, dem Fürstengunst unentbehrlich war, und der sich nur wohl fühlte, wenn ihn die Sonne des Hofes beschien."

Die Antwort des Vice-Königs Iturrigaray, deren Concept sich ebenfalls in den mexikanischen Staatsarchiven befindet, lautete, wie folgt:

„Sehr geehrter Herr!

„Mit Ihrem höflichen Briefe vom 3. d. M. ist mir das angeschlossene Schriftstück, Ihre Bemerkungen über den Flächeninhalt, die Bevölkerung, den Ackerbau und die Industrie dieses Landes enthaltend, zugegangen, und da es ein Dokument ist, welches zu gleicher Zeit, daß es Ihre tiefen Kenntnisse bekundet, mir die Gelegenheit verschafft, einige für die Regierung dieser Besitzungen sehr nützliche Daten zu erwerben, so sage ich Ihnen meinen schuldigen Dank, Ihnen eine glückliche Reise wünschend und Ihnen die Versicherung gebend, daß ich von überall her mit

Freuden Ihren Namen nennen hören und mich glücklich schätzen werde, Ihnen gefällig zu sein. Gott erhalte u. s. w.

den 20. Januar 1804.

Ihr ergebener und wohlgeneigter Diener.

Herrn Baron von Humboldt."

Im Concept fehlt natürlich die Unterschrift.

Als General Santa Anna zum letzten Male in den Jahren 1853 bis 1855 Diktator der Republik Mexiko war, verlieh er Humboldt das Großkreuz des von Iturbide gestifteten und am 12. Dezember 1853 von Ersterem feierlichst wiederhergestellten Ordens von Guadalupe, welcher später auch vom Erzherzog Maximilian zu neuer, wenn auch nur vorübergehender Geltung gebracht wurde, während die liberalen Parteien des Landes ihn niemals anerkannt haben noch anerkennen. Humboldt dankte für diese Ehrenbezeugung mittelst des folgenden, in französischer Sprache verfaßten Briefes:

„Allergnädigster Herr!

„Euere Durchlauchtigste Hoheit — Alteza Serenisima — haben die Gnade gehabt, mir einen ausgezeichneten Beweis Ihres hohen Wohlwollens zu geben, indem Sie mich zum Großkreuz des nationalen Ordens von Guadalupe ernannt haben. Herzlichst den Bewohnern jener schönen Gegenden zugethan, in welchen ich vor einem halben Jahrhundert eine so franke und edelmüthige Gastfreundschaft genossen habe, gewährt mir das Zeugniß der huldvollen Erinnerung, welches ich dem General-Präsidenten der mexikanischen Republik verdanke, in einem selten erreichten Alter eine süße Befriedigung.

„Ich beeile mich, Euerer Durchlauchtigsten Hoheit die Huldigung meiner tiefen Achtung und meiner lebhaftesten Erkenntlichkeit darzubringen. Da mir vollständige Freiheit gegeben wurde, als der Erste durch direkte Messungen die wunderbare Formation des mexikanischen Bodens zu bestimmen und den Einfluß dieser Formation auf das Klima und die Mannig-

faltigkeit der Bodenkultur zu beobachten, habe ich durch Veröffentlichung meines „Politischen Versuchs über Mexiko" den Werth der mineralogischen und agrikolen Reichthümer des ausgedehnten Landes, dessen Ihrer Weisheit anvertrautes Glück das Ziel Ihrer unablässigen Sorgfalt ist, in Europa zur Kenntniß zu bringen vermocht. Ich fahre fort, für das schnelle Wachsthum dieses Glückes, welches seiner Natur nach mit dem Fortschritt in den Wissenschaften und Künsten verbunden ist, die heißesten Wünsche zu hegen. Derjenige, welcher in so würdiger Weise unter uns die Regierung Euerer Durchlauchtigsten Hoheit vertritt, der Herr General Uraga, kennt die Reinheit dieser Wünsche.

„Mit der größten Hochachtung bin ich, allergnädigster Herr, Euerer Durchlauchtigsten Hoheit unterthänigster gehorsamster und ergebenster Diener.

Berlin, den 22. September 1854.

Der Baron von Humboldt."

Auch dieses Schreiben hat in meinen Augen den Fehler, in viel zu demüthiger Form abgefaßt zu sein, obgleich dieselbe einigermaßen durch den Umstand entschuldigt werden mag, daß sie der bei solchen Gelegenheiten üblichen Schablone angepaßt ist.

An seinem sechsundachtzigsten Geburtstage schickte Humboldt dem inzwischen verstorbenen Fernando Ramirez, einem, in der Wissenschaft und in der Politik hervorragenden, wenngleich wenig liberalen Mexikaner, sein Porträt, dem folgende eigenhändige Unterschrift in französischer Sprache beigefügt war:

„An Herrn Fernando Ramirez.

„Zum Andenken an einen Greis, der das herzlichste Interesse am Glücke Mexikos nimmt, begründet auf freien und weisen Institutionen.

Potsdam, den 14. September 1855.

Alexander von Humboldt."

Nun, dazumal waren die Institutionen jenes Landes durch-

aus nicht „frei und weise“ zu nennen; viel Blut mußte noch fließen, ehe sie es wurden. Der berühmte Gelehrte hatte sich also wiederum eine ungerechtfertigte Schmeichelei zu Schulden kommen lassen.

Aus den angeführten Schriftstücken erhellt, daß Humboldt von dem Tage an, daß er den Boden Mexikos betrat, eine große Vorliebe für dasselbe gehegt und sie ihm bis zu seinem Tode bewahrt hat. Auch aus diesem Grunde, denn seit dreißig Jahren bin ich ein guter Mexikaner und halte treu zu meinem Adoptivvaterlande, ist mir seine Persönlichkeit eine sympathische, mit um so größerem Stolz und Glück erfüllt es mich deshalb, ihn in meiner Jugend gekannt zu haben. Diese Sympathie und die tiefe Verehrung, welche ich ihm für sein wissenschaftliches Wirken zolle, dürfen und können mich jedoch nicht blind machen über die Mängel, welche ich in ihm zu finden geglaubt habe. Als Mensch fehlte ihm häufig das Gefühl der eigenen Würde, er ersetzte es durch Selbstgefälligkeit; als Gelehrter hat er in vielen Fällen verabsäumt, seinen bekannten und noch weit zahlreicheren unbekannten Mitarbeitern den Antheil, welcher ihnen an den von ihm allein eingeheimsten Lorbeeren gebührte, zuzuwenden. Das sind die Flecken in dieser strahlenden Sonne.



Philipp Franz von Siebold.



Das war ein fideles Leben und Treiben um die Mitte der vierziger Jahre unter den Jenenser Studenten.

„Und in Jene
Da lebt's sich bene“

sangen sie und hatten ein Recht, so zu singen.

Sie waren die Herren der Stadt. An sechshundert einer Gesammtbevölkerung von nur neuntausend gegenüber, die der Mehrzahl nach, direkt oder indirekt, von der Universität und durch die Universität existirten, war es ihnen nicht schwer, überall ihr prae geltend zu machen. In oft phantastischen Anzügen, singend, auch wohl bisweilen ein wenig randalirend, zogen sie durch die Straßen. Niemandem fiel es ein, le haut du pavé ihnen streitig zu machen; nur den Professoren, als älteren Commilitonen, wichen sie höflich aus, selbst das geschah aber nicht in allen Fällen. Unliebsame Philister, d. h. solche, welche mit der Begleichung ihrer Forderungen für Miethe, Mittagstisch, Kleider, Schuhzeug oder in ihren Läden entnommene Waaren nicht bis zum Eintreffen des nächsten Wechsels hatten warten wollen und gegen einen Musensohn, welcher zu genau „den Grafen Isolani, den bösen Zahler“ copirte, bei der Universitätsbehörde eine Klage eingereicht hatten, wurden in Versch... gethan und zur Strafe des Gänsemarsches verdonnert. Sobald der Verurtheilte, sei es allein, sei es in Begleitung seiner Familie, sich außerhalb seiner vier Pfähle sehen ließ, schloß jeder ihm begegnende Bruder Studio sich ihm an, stumm hinter ihm

6*

herwandelnd, so daß der Unglückliche in kurzer Zeit einen langen Schwanz von Studenten mit sich schleppte und gezwungen wurde, sich in irgend ein Haus zu flüchten.

Der Umgangston, welcher dazumal in Jena herrschte, war ein einigermaßen rüder — studentischer Argot in seltener Vollkommenheit — und da man wenig Gelegenheit hatte, in feiner Gesellschaft zu verkehren, so bürgerten sich die termini technici so sehr in der Sprechweise ein, daß sie auch am unrechten Orte dem Gehege der Zähne zu entschlüpfen pflegten. Einmal fand sich bei einem pensionirten Oberst von Paschwitz, mit dem ich im xten Grade verwandt war, und der seinen Ruhesitz in der flotten Universitätsstadt aufgeschlagen hatte, eine zum größeren Theile aus Studenten bestehende Gesellschaft nebst vielen jungen Damen zu Tanz und Pfänderspiel zusammen. Neben einem der jungen Mädchen hatte ein Herr von Boie, von der vornehmen Verbindung „Westphalia“, Platz genommen. Lange und geduldig hörte er dem lebhaften aber inhaltarmen Geplauder seiner Nachbarin zu. Endlich wurde es ihm zu viel. „Bitte, mein Fräulein“, brach er aus, „machen Sie gefälligst keinen Schafmist!“ Die Aermste fuhr auf, als hätte sie einen Schlag erhalten; da erst merkte Herr von Boie, daß er sich des studentischen Synonyms für „eitles Gerede“ bedient hatte. Diese fast commentmäßig gewordene Rohheit trug aber der Gemüthlichkeit keinen Eintrag; im Gegentheil.

Am meisten florirte sie bei schönem Wetter während der Kaffestunde nach dem Essen. An langen, auf den Markt vor den betreffenden Lokalen aufgestellten Tischen nahmen dann die Studenten, nach Verbindungen und Burschenschaften gesondert, Platz, so daß in jeder Gruppe immer bestimmte Farben der Bänder und Mützen vorherrschten, um den stark mit Cichorien versetzten Mocca zu schlürfen und dabei aus beinahe mannshohen, mit dicken bunten Quasten verzierten Pfeifen „Knaster den gelben“, den ihnen „Apollo präparirt“, zu rauchen. In

lebhafter Wechselrede wurden die wichtigen Tagesereignisse der alma mater besprochen. Helles Lachen ertönte über die zahllos wie spitze Pfeile hin- und herschießenden Witze. Bisweilen gab man sogar dem geehrten publicus Gratis-Darstellungen mit Rappierübungen.

Als ich im Sommer 1844 auf einige Wochen während der frühzeitigen Hundstagsferien zum Besuch bei den „Westphalen“ in Jena weilte, die unsere junge Schülerverbindung in Zeitz in ihren speciellen Schutz genommen hatten, betheiligte ich mich mit um so größerer Begeisterung an jenem Treiben, als ich ja noch ein simpler „Pennal“ und der Berg des Abiturientenexamens, welcher das Gymnasium von dem gelobten Lande der Studentenfreiheit trennt, noch nicht von mir überklommen war.

Eines herrlichen Sommernachmittags saß ich unter den Corpsbrüdern und Füchsen der „Westphalia“ an einem Tische auf dem Markte. Da hielt plötzlich vor dem Thore des uns gegenüber liegenden Gasthauses „zur Sonne“ eine elegante offene Extrapost, um die Pferde zu wechseln. Zwei Damen waren die Insassen des Wagens.

„Kinder“, sagte ich zu den Freunden, „es scheint, die Damen beabsichtigen unsere Stadt zu passiren, ohne auch nur einen Augenblick eigenfüßig ihr Pflaster zu betreten. Sie sollen aber wenigstens sehen, daß höfliche Leute hier wohnen. Vorwärts! Machen wir Einer nach dem Andern ihnen im Wagen unsere Reverenz.“

Mit Jubel wurde mein Vorschlag acceptirt.

Der Erste öffnete die linke Wagenthür, stieg hinein, nahm grüßend und sich verbeugend seine Mütze ab und stieg durch die rechte Wagenthür wieder hinaus. Ihm folgte der Zweite, der Dritte und so Alle der Reihe nach bis zu mir, als Nochnichtstudenten, dem Letzten. Alles geschah so schnell, daß die Damen keine Zeit hatten, gegen diese Ueberrumpelung zu protestiren, noch weniger die Postchaise zu verlassen.

Wer beschreibt aber meine Ueberraschung, als ich in ihnen meine Mama und meine älteste Schwester erkannte! Diese lachte aus vollem Halse; die Mama aber machte ein ziemlich böses Gesicht und sagte nur:

„Ich will wetten, diese geistreiche Idee ist Deinem Kopfe entsprungen.“

Wie gut kannte sie mich!

Mutter und Schwester waren auf der Rückreise von Kissingen begriffen und fuhren nach Leipzig, um dort die Eisenbahn nach Berlin zu nehmen. Sie wußten nichts von meinem Ferien-Ausfluge nach Jena, und ich glaubte sie noch im Bade. Natürlich begleitete ich sie eine Strecke auf ihrer Weiterfahrt. Meine Mama war nicht so leicht wieder zu versöhnen; meine Schwester aber empfing mich mit großer Herzlichkeit und stellte sich mir als — Braut vor. Sie hatte sich soeben in Kissingen mit dem berühmten Japanologen Philipp Franz von Siebold verlobt. Von ganzem Herzen wünschte ich ihr Glück.

Ohne Siebold zu kennen, verehrte ich in ihm den weitgereisten Mann, den Erforscher eines bis dahin in Europa kaum gekannten Landes, den tüchtigen Naturforscher, den geschickten Sammler exotischer Boden- und Industrieprodukte, den seine ärztliche Kunst in wohlthätigster Weise ausübenden Gelehrten. Er war zwar nicht mehr jung, denn 1796 geboren, zählte er damals schon achtundvierzig Jahre; daß er aber seine geistige Jugendfrische voll und ganz bewahrt, davon zeugte seine schriftstellerische Thätigkeit, und daß auch sein Herz noch jugendlich klopfte, bewies mir ein reizendes Gedicht, welches er meiner Schwester gewidmet hatte, und das sie mir vorlas. Wie der sterbende Comerson die von ihm in China entdeckte Hortensia nach dem Namen seiner treuen Lebensgefährtin benannt, so sollte, wie Siebold in dem Gedichte sagte, „der Kugelblumen jüngste Schwester“, mit ihren zarten blau-weiß-rothen Blüthen, welche von ihm in dem Garten eines japanischen Tempels gefunden

und in die botanische Welt eingeführt worden war, fortan meiner Schwester zu Ehren „Helenablume" heißen; eine blumige Huldigung.

Was am meisten mich zu ihm hinzog, war, daß er kaum sechsundzwanzig Jahre alt, den Muth gehabt hatte, sich den das Herz beengenden, den Geist einschnürenden Zuständen seines Vaterlandes Baiern zu entwinden und, nur seiner eigenen Kraft vertrauend, in die Fremde gegangen war. 1822 trat er in niederländische Dienste als Offizier „van gezondheid" und wurde sofort nach Java und von da nach Japan geschickt.

Holland war zu jener Zeit der einzige europäische Staat, dem die Regierung des in Yedo residirenden Sjôguns, des weltlichen Herrschers des großen ostasiatischen Inselreiches, Handelsverbindungen mit seinen Unterthanen zu unterhalten erlaubte und auch ihm nur unter äußerst schwierigen Bedingungen.

Die Japaner hatten gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts gar zu schlimme Erfahrungen mit den gastlich von ihnen aufgenommenen Christen gemacht, als daß man ihr Abschließungssystem nicht erklärlich finden sollte. Durch ihre unvernünftige Proselytenmacherei, die zu einem erbitterten Streite um das Bekehrungsmonopol zwischen den Jesuiten einerseits, den Franziskanern und Dominikanern andererseits geführt hatte, waren nämlich damals Bürgerkrieg, Mord und Todtschlag in das bis dahin sich einer stetigen, allerdings absonderlichen Entwicklung erfreuende Reich gebracht worden. Eine diokletianische Verfolgung wurde demzufolge angeordnet und durchgeführt. Mehrere Priester, namentlich Jesuiten, unter ihnen einige, welche später von Rom als Märtyrer heilig gesprochen wurden: so der in Mexiko stark verehrte Felipe de Jesus, starben den Tod am Kreuze, und sämmtliche Europäer, mit alleiniger Ausnahme der Holländer, mußten sich auf Nimmerwiederkehr einschiffen.

Wie die Muhamedaner, denen von ihrem Propheten das Weintrinken verboten ist, wenn sie bei vollen Champagner-

gläsern schwelgen, zu ihrer Entschuldigung sagen: „Das ist kein Wein, den wir hier trinken, das ist Champagner" — so hatten die Holländer, von den japanischen Behörden befragt, ob sie Christen seien, um der Austreibung zu entgehen, geantwortet: „Nein, wir sind Protestanten". Sie konnten es übrigens mit einem Anschein von Recht, da die spanischen und portugiesischen Priester die Bezeichnung „cristianos" ausschließlich für Mitglieder der alleinseligmachenden Kirche gelten lassen und alle Andersgläubigen mit dem gemeinsamen Namen hereje — Ketzer — belegen. Die von Krämergeist beseelten Kinder der batavischen Erde gingen sogar so weit, ihr angebliches Nichtchristenthum dadurch zu beweisen, daß sie kecken Fußes über das vor ihnen auf den Boden gelegte Kreuz hinwegschritten. So wurde ihnen allein der weitere Aufenthalt in Japan gestattet; wie gesagt aber, mußten sie sich lästigen Beschränkungen unterwerfen. Sie durften ihre Faktorei auf der kleinen, im Hafen von Nagasaki gelegenen Insel Dezima ohne besondere Erlaubniß nicht verlassen, ja sahen sich sogar innerhalb derselben von amtlichen Spionen überwacht; sie waren nur befugt, ein einziges Handelsschiff jährlich von Batavia nach Nagasaki zu entsenden und hatten sich die Preise für die eingeführten wie für die zu exportirenden Waaren vorschreiben zu lassen.

Einmal in jedem Jahre begab sich unter strengster Bewachung eine Art von Gesandtschaft von Dezima nach Yedo, um dem mächtigen Sjôgun im Namen der holländischen Regierung Geschenke zu überbringen. Einer solchen Mission schloß Siebold 1826 sich an, gleichzeitig mit der Aufgabe betraut, sich über die inneren Verhältnisse des Landes, so weit es irgend möglich, Aufschluß zu verschaffen. Die Reise war eine hochinteressante. Nach Dezima zurückgekehrt, gründete er eine ärztliche Schule für Japaner, schaarte um sich eine Menge von jungen Leuten als lernbegierige Schüler und erlangte durch sie nicht allein die gewünschte Aufklärung über die politischen, religiösen und socialen

Einrichtungen des hermetisch verschlossenen Reiches, sondern brachte auch äußerst werthvolle Sammlungen von Büchern, Manuskripten und ethnologischen Gegenständen in seinen Besitz, einschließlich einer ihm vom Astronomen und Hofbibliothekar des Reichs verschafften Copie der officiellen Karte des Landes.

Da brach ein Unwetter über ihn los. Durch Verrath hatte die japanische Regierung von der beabsichtigten Fortführung jener Gegenstände, die bereits an Bord eines holländischen Schiffes gebracht worden waren, Kenntniß erlangt, nahm sie zum Theil in Beschlag und ordnete eine strenge Untersuchung gegen die Uebertreter der Landesgesetze an. Siebold selbst wurde im September 1828 gefangen genommen und mußte über ein Jahr bis zum Oktober 1829 in einem aus Bambusstäben geformten, fast wie ein riesiger Vogelkäfig anzuschauenden Kerker unter Drangsalen aller Art zubringen, da er trotz der angewandten Zwangsmaßregeln sich selbstverständlich weigerte, den Angeber seiner japanischen Mitschuldigen zu machen. Manche von diesen, auf bloße Verdachtsgründe hin verurtheilt, entgingen trotzdem nicht der Todesstrafe. Andere zogen es vor, Harakiri an sich vorzunehmen. Die Ueberlebenden aber hingen um so fester an ihrem fremden Lehrer, der zuerst ihnen die Pforten europäischer Wissenschaft erschlossen hatte, und noch lange nachdem er am 1. Januar 1830 Japan verlassen, denn er wurde ausgewiesen und reiste nach Holland zurück, blieben sie in brieflichem Verkehr mit ihm, sich fast durchgehends der leicht von ihnen erlernten holländischen Sprache bedienend. Den Tag, den sie zum letzten Male mit ihm verbracht hatten, feierten sie alljährlich, nicht unähnlich dem christlichen Gebrauche, durch eine Art von Abendmahl, wobei einer der Schüler den Platz des abwesenden Meisters einzunehmen und dessen Rolle zu spielen hatte.

Ich erwähne diese Thatsachen, weil Siebold selbst sie mir später oft und ausführlich, mit einer Fülle origineller Einzelnheiten verbrämt, erzählt hat. Wie die meisten Männer, die viel

von der Welt gesehen und ein bewegtes Leben hinter sich haben, liebte er es, von seinen Abenteuern zu sprechen, am liebsten von denjenigen, welche mit Gefahr verbunden gewesen waren, gewährt es doch Genugthuung vom wiedergewonnenen sicheren Strande aus auf das sturmdurchbrauste Meer zurückzublicken, welches beinahe das Schiff, das Einen trug, in den Abgrund gezogen hätte.

Ueber den an ihm verübten Verrath hatte er seine eigenen Gedanken. Nicht einem um die genaue Befolgung der Gesetze und Verordnungen seines Landes bemühten Japaner schrieb er ihn zu; er sei vielmehr, wie er meinte, von den Holländern selbst begangen worden, die ihm als Fremden, als Deutschen, den Ruhm seiner Entdeckungen nicht gegönnt hätten. Siebold war zwar im Allgemeinen zum Mißtrauen geneigt, überall erblickte er Neider und Eifersüchtige. In diesem Falle mochte er jedoch wohl Recht haben mit seinem Verdachte, denn thatsächlich wurde erst beim Löschen des in einem Typhun gestrandeten holländischen Schiffes ein Theil der heimlich eingeschifften Gegenstände japanischer Provenienz aufgefunden.

Meine Schwester hatte mir auf jener Fahrt von Jena nach Leipzig Vieles mitzutheilen, wie und wo sie Siebold kennen gelernt habe, in welcher Weise er ihr näher getreten sei, und daß sie bald das erbetene „Ja" gesprochen. Meine Mama grollte immer noch über die Jenenser Begrüßung. Sie wurde noch ungehaltener, als zufällig das Gespräch auf das kurz zuvor — am 26. Juli 1844 — von Tschech an Friedrich Wilhelm IV. verübte Attentat kam, dessen sich die politische Dichtung bereits bemächtigt hatte, um es in Spottversen nach einer Bänkelsänger-Melodie zu besingen.

„War wohl je ein Mensch so frech
Als der Bürgermeister Tschech
Denn er traf fast auf ein Haar
Das geliebte Königspaar;
— — — — — — —

Und er schoß der Landesmutter
Durch den Rock in's Unterfutter u. s. w."

Meine Mutter stellte die Behauptung auf, Tschech sei von Jugend auf ein Taugenichts gewesen. Ich bestritt es, weil ich das Gegentheil wußte; ich sagte, nur eine ungerechte Zurücksetzung habe ihm die Mordwaffe in die Hand gedrückt. Darob gewaltiger Zornesausbruch:

„Mein Sohn vertheidigt einen Königsmörder!"

„Keineswegs, Mama," erwiderte ich, „aber ich will, daß auch einem Königsmörder Gerechtigkeit widerfahre. Ich plädire für mildernde Umstände. Ich entschuldige nicht, ich erkläre nur psychologisch seine Handlungsweise."

Damit war bei einer so starren Monarchistin nicht durchzudringen.

Obgleich durch die Worte, welche Schiller seinem Wallenstein in den Mund legt:

„Gleich heißt Ihr Alles schändlich oder würdig,
Bös' oder gut —"

die en globe-Aburtheilung als ein Fehler der Jugend getadelt wird, so findet sie sich doch auch bei den meisten von Parteileidenschaft erfüllten Menschen, besonders bei Reaktionären. Ihre Sache ist es nicht, in dem politischen Gegner irgend eine rühmenswerthe Eigenschaft anzuerkennen; kein gutes Haar pflegen sie an ihm zu lassen.

Verstimmt sagte ich der Mutter auf dem Leipziger Bahnhof Lebewohl, nachdem ich noch der peinlichen Scene hatte beiwohnen müssen, daß sie sich gegen den ihr bekannten Minister von Bodelschwingh, welchen sie zufällig dort traf, in ihrer mütterlichen Bekümmerniß über meine politischen Ketzereien bitter beklagte.

Ich erinnere mich darum so genau aller dieser an und für sich unbedeutenden Thatsachen, weil sie an demselben Tage statt-

fanden, an welchem ich die erste Kunde erhielt von der Verlobung meiner Schwester mit Siebold.

Der Hochzeit in Berlin konnte ich nicht beiwohnen. Ich erfuhr nur, daß mein Schwager in seiner mit vielen Orden bedeckten Oberstenuniform sehr stattlich ausgesehen und im ganzen Verwandtenkreise reichlich Geschenke ausgetheilt hatte, vornehmlich Erzeugnisse der japanischen Industrie, welche damals in Europa weit mehr denn heutzutage als Raritäten bewundert wurden. Sein amtlicher Titel war: Oberst im Generalstab der niederländischen Armee in Ostindien und Beirath für die japanesischen Angelegenheiten im Colonienministerium.

Auf seine Veranlassung begab ich mich im Herbst 1846 nach Holland. Damit begann ein neuer Abschnitt in meinem Leben.

Siebold's lebhafter Wunsch war, ich solle zunächst an der Universität Leyden mein juridisches Examen machen, dann auf der Akademie in Delft orientalische Sprachen studiren, inzwischen mich unter seiner Anleitung speciell mit dem Japanischen beschäftigen und später, wenn es irgend thunlich, ihn auf einer zweiten Reise in das „Sonnenaufgangsreich" begleiten, für welches er trotz aller dort erlittenen Unbilden fortwährend schwärmte.

Vorläufig half ich ihm, der den Winter im Haag zubrachte, bei der Ausarbeitung seines großen, leider unvollständig gebliebenen Werkes „Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern." Diese Arbeit war eine vielfach anregende. Seine japanischen Freunde hatten ihm ganze Stöße wichtiger einheimischer Dokumente, Bücher, Beschreibungen des Landes und dergleichen in's Holländische übersetzt. Diese galt es nun zu sichten, zu ordnen und für das deutsch geschriebene Buch, je nach dem Inhalt der einzelnen Kapitel, zu verwerthen.

In Folge seines langen Aufenthalts in Holland und seines Jahre hindurch fast ausschließlichen Verkehrs mit Holländern

hatte Siebold seine Muttersprache ein wenig verlernt, nicht was die Unterhaltung betraf, wohl aber merkte man es an dem Styl seiner Briefe und wissenschaftlichen Schriften. Nicht selten waren „Batavismen“ zu entdecken. Auch kultivirte er, was meinem Geschmack wenig zusagte, allzu sehr den altmodischen ciceronianischen Periodenbau, sehr lang, sehr verwickelt, oft gedrechselt und voller Einschiebsel und Zwischensätze. Hoch anzuerkennen war dagegen die Gewissenhaftigkeit, mit der er arbeitete. Jedes Blättchen der vielen Manuskripte, von denen ich selbstverständlich die japanisch geschriebenen zu meinem Bedauern ihm ganz überlassen mußte, wurde durchstudirt, sorgfältig geprüft und klassifizirt. Dann ging er daran, die Quintessenz aus der Fülle von Material herauszudestilliren und machte einen ersten Entwurf. Wieder und wieder wurde dieser durchgelesen, verändert, verbessert, oft auch zerrissen, um einen zweiten zu schreiben; jeder Satz, so zu sagen, zehnmal umgedreht, so daß seine ursprünglichen Manuskripte bisweilen eine ganz neue Form annahmen. Unermüdlich war er, sie selbst in's Reine zu bringen. Daß dabei die Arbeit nur langsam vorrückte, läßt sich denken.

Ich hatte hauptsächlich mit der Zusammenstellung der Daten für das Kapitel zu thun, in welchem die Handelsverhältnisse Japans behandelt werden sollten. Da fiel mir eines Tages beim Durchstöbern der, wie ich schon sagte, zum Theil holländisch geschriebenen Manuskripte eines in die Hand, das freilich nicht das Geringste mit Produktion, Handel, Export und Import zu thun hatte, nicht mit statistischen Zahlenreihen bedeckt war und aller bei solcher Materie üblichen Nüchternheit entbehrte, mir aber gerade deshalb um so besser gefiel. Es war ein aus dem Japanischen wörtlich in's Holländische übersetztes Volksmärchen, aus dem ich einen besseren Einblick in die Zustände in Nippon erlangte, als durch lange Beschreibungen und Auseinandersetzungen. Um so mehr interessirte es mich, als ich in jenem Märchen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem bekannten plattdeutschen fand:

„De Vischer und syn Vru“, so daß ich viele Jahre später, darauf fußend, in der von Dr. Dittes herausgegebenen Monatsschrift „Pädagogium“ eine vielleicht neue Theorie über den Ursprung, sowie die ethnologische und ethische Bedeutung der Volksmärchen aufzustellen vermochte.

Sofort machte ich mich an die Uebertragung. Obgleich ich das Märchen schon früher sogar in zwei Sprachen, deutsch und englisch, aber in leicht verwehenden Zeitschriften veröffentlicht habe, so mag es doch hier eine festere Stelle finden. Der Titel heißt: „Der Steinmetz von Nagasaki“ und es lautet wie folgt:

1.

„Unter den sengenden Strahlen der Mittagssonne arbeitet ein Steinmetz am Fuße eines steilen Felsens in der Nähe von Nagasaki. Da kommt der Gouverneur der Stadt vorbei, von vier Kerai in bequemer Sänfte getragen und begleitet von zahlreichem Dienergefolge. Die Menge macht ihm ehrfurchtsvoll Platz und beugt sich vor ihm. Auch der Steinmetz wirft Hammer und Meißel fort, um dem mächtigen Herrn seine Achtung zu bezeugen. Doch indem er sein Haupt vor ihm neigt, murmelt er grollend in sich hinein:

„„Welches Verdienst hat jener Mann, daß er also seinem Vergnügen nachgeht, während ich hier im Schweiße meines Angesichts arbeiten muß? Ungerechte Götter! Ich bin ein Mensch gleich ihm. Warum macht Ihr mich nicht zum Bungio von Nagasaki? Alle meine Wünsche wären dann erfüllt.“

„Und die Götter erfüllten seinen Wunsch. Die Regierung ernannte den, welcher bisher ein Steinmetz war, zum Gouverneur der Stadt.

2.

„Nun war er glücklich! In der ganzen Stadt sah er keinen Menschen über sich. Alle mußten seinen Befehlen gehorchen. Doch am letzten Tage jeden Monats ruft die Pflicht

ihn nach Kagosima, der Residenz des Daimio von Satsuma. Zusammen mit den übrigen Bungios der verschiedenen Städte muß er dort der Befehle des Fürsten harren, muß zu ihm sprechen mit unterthänigen Worten und einen reichen Tribut an Seide, Fischen, Früchten und Münzen darbringen. Doch nur auf seinen Lippen wohnt Unterwürfigkeit. Sein Herz ist erbittert, und er spricht zu sich:

„„Was frommt es mir in Nagasaki zu herrschen, wenn zwölfmal des Jahres ich mich in Kagosima erniedrigen muß? Oh, Götter, gewährt meine Bitte! Macht mich zum Daimio der Provinz, und ich werde zufrieden sein.“

„Und die Götter gewährten seine Bitte. Der, welcher Bungio war von Nagasaki, bestieg den Fürstenthron von Satsuma.

3.

„Nun war er glücklich! Eine ganze Provinz liegt vor ihm auf den Knieen. Doch sämmtliche Daimios des „Sonnenaufgangsreichs“ sind verpflichtet, einmal des Jahres sich nach Jedo zu begeben, um dort den großen Sjôgun, ihren mächtigen Herrscher, zu verehren. Im prachtvollen Thronsaal hingestreckt, berührt ihre Stirn die Matten, welche des Kaisers geheiligte Füße betreten haben. Sie dürfen die Augen nicht aufschlagen zu dem goldglitzernden Thronsessel. Aber je demuthsvoller die Lage des neuen Daimio, desto höher pocht sein ehrgeiziges Herz.

„„Keine Freude kann es mir bringen, ein Jahr hindurch eine Provinz vor mir im Staube zu sehen, wenn an dessen Ende ich hier wie ein elender Hund zu des Sjôgun's Füßen liegen muß. Nehmt, Götter, die Würde zurück, mit der Ihr mich bekleidet habt. Sjôgun will ich werden. Setzt mich auf diesen Thron, und mein Ehrgeiz ist befriedigt.“

„Und wieder erwiesen die Götter sich ihm gnädig. Sie schmückten den, welcher Daimio war von Satsuma, mit den kaiserlichen Insignien von Nippon.

4.

„Nun war er glücklich. In dem weiten Inselreiche giebt es Niemand, der an Macht sich ihm vergleichen kann. Daimios werfen sich vor ihm nieder wie Sklaven. Doch zu Kioto lebt, fern von dem Geräusche der Welt, in abgeschlossenem Palaste der Mikado, der Sohn des Sonnengottes, der geistliche Herrscher von Japan. Wie einem überirdischen Wesen nahen sich ihm die Menschen. Opfer bringen sie ihm, Weihrauch verbrennen sie ihm, eintönige Hymnen singen sie ihm, und er sitzt, ein Gott, unempfindlich da und blickt starren Auges auf die Schaaren der Andächtigen hinab, auch auf den Sjôgun, der vor den Stufen des Altars kniet. Ja, sogar der erhabene Sjôgun, der Erste unter den Sterblichen, ist durch das Religionsgesetz des Landes gezwungen, sich vor dem Sohne Gottes in Demuth zu beugen. Wie Schatten und Rauch verschwindet seine Größe vor des Mikado's göttlichem Glanze. Mit wilder Wuth im Herzen schreit er zu den Göttern:

„„Was habt Ihr mir bewilligt, karge Spender, wenn ich immer noch Einen anerkennen muß, der höher steht als ich! Nur zu immer neuen Demüthigungen habt Ihr mich verdammt. Macht mich zum Mikado, dann erst werde ich Euch danken!"

„Und der Götter Nachsicht war noch nicht erschöpft. Nochmals gewährten sie seine trotzige Forderung. Durch eine blutige Revolution wurde der Sjôgun zum Mikado erhoben.

5.

„Nun war er glücklich! Er fühlte sich Gottes Sohn. Wer konnte mit ihm sich vergleichen? Aber seine Macht war nur eine Chimäre. Angebetet von Jedermann, doch eingeschlossen in seinem vergoldeten Kerker, war er unglücklicher als Alle, denn er blieb ein Mensch mit menschlichen Bedürfnissen, Neigungen und Gefühlen, und er sollte einen Gott spielen. Wie vermochten Weihrauchsduft, Hymnengesang und des Volkes Gebete ihn zu erfreuen ohne Freiheit? Der Gottheit Maske wurde ihm un-

erträglich ohne der Gottheit Wesen. So wandelt er traurig und niedergeschlagen eines Tages in den schattigen Gärten seines Tempels einher, und mit sehnsüchtigen Augen zum Himmel aufblickend, spricht er:

„„O Vater, Du schweifest frei über Land und Meer. Habe Mitleid mit Deinem armen gefangenen Sohn! Du allein bist mächtig in der Welt, und ich werde nicht aufhören zu streben, bis ich Deinen Platz eingenommen habe.“

„Wiederum zeigten die Götter seiner Bitte sich willfährig. Sie entführten ihn seinem Tempel-Kerker und versetzten ihn als Tagesgestirn an das blaue Himmelsgewölbe.

6.

„Nun war er glücklich.

„„Ich bin das Licht der Welt“, ruft er aus in befriedigtem Stolz, „wer kann mich verdunkeln?“

„Doch schau! Am fernen Horizont bildet eine Wolke sich. Anfangs unscheinbar und klein, wächst sie lawinengleich in eiligem Fluge. Dunkler und drohender wird ihr Antlitz. Schon zucken Zornesblitze aus ihren Augen, schon ertönen Donnerworte aus ihrem Munde. Und die Sonne sie zittert.

„„Wehe mir und meinem Lichte! Die Wolke wird mich besiegen. Seid verflucht, Götter, und verflucht seien Euere trügerischen Gaben! Wandelt mich in die Wolke! Ich will nicht, daß es auf der Welt einen Mächtigeren gebe als mich.“

„Die Götter handelten seinem Willen gemäß. Als finstere Wolke verdunkelte er die strahlende Sonne. Unter seinem Schatten erstarb ihr Licht.

7.

„Nun war er glücklich. Auf triumphirenden Schwingen zieht er dahin an der Oberfläche der Erde. Doch plötzlich erhebt sich vor ihm ein zackiger Felsrücken. Gleich Fischgräten starren die scharfen Spitzen in die Luft, und der Wolke Leib muß

elendiglich zerrissen werden, wenn er die verhängnißvolle Klippe berührt.

„„Der Felsen will ich werden! Der Felsen ist mächtiger denn ich.“

„Und mit weiser Absicht verziehen von Neuem die Götter dem Manne, den sie durch wiederholtes Gewähren zu immer unverschämterem Fordern angespornt hatten. Verwandelt in einen Felsen, stellten sie ihn hin nahe der Stadt Nagasaki.

8.

„Nun war er glücklich! Wie der wüthende Stier aufgespießt auf seinen Hörnern den unvorsichtigen Menschen trägt, so trägt er die Wolke auf seinem Grate, unerweicht durch ihre in Regenströmen herabfließenden Thränen. Sein steinernes Herz empfindet nur Freude über seinen Triumph. Aber horch! Was für ein regelmäßiges Hämmern und Klopfen ist das an dem Fuße des Felsens? Aufgeschreckt aus der Trunkenheit des befriedigten Ehrgeizes blickt er um sich, woher jenes seltsame Geräusch wohl komme? Und ein Steinmetz war es, ein armer Mann, der mit kräftigen Hammerschlägen seine Keile in den Bauch des Felsen treibt und einen Block nach dem andern herabrollen läßt.

„„Noch giebt es ein Wesen, das mächtiger ist als ich? Noch bin ich nicht angelangt am Ende meiner Laufbahn? Als Sonne wurde ich besiegt durch die Wolke, als Wolke durch den Felsen, den Felsen besiegt — — Oh Götter! Macht mich wieder zum Steinmetz. Er ist der Mächtigste in der Welt.“

* * *

„Der lange Traum war verflogen. Am Fuße des Felsens nahe bei Nagasaki erwachte der Steinmetz von seiner Siesta. Er war geheilt von seinem Ehrgeiz und lebte fortan glücklich und zufrieden mit seinem bescheidenen Loose.“

Das Original war, nach der holländischen Uebersetzung zu schließen, viel breitspuriger angelegt. Ich habe vorgezogen, meiner

Nachbildung eine knappere Form zu geben, und glaube recht damit gehandelt zu haben. Ich sagte schon, in der Grundidee stimme das japanische Märchen mit unserem: „De Vischer un syn Fru“ überein. Beide predigen im Interesse der besser situirten Minderheit das Sichbescheiden mit dem trübseligen Loose, zu welchem die Mehrheit der Menschen durch den blinden Zufall der Geburt sich verurtheilt sieht. Beide suchen dieser Mehrheit den ebenso natürlichen wie gerechten Wunsch auszureden, gleichfalls am Bankett des Lebens einen Platz einzunehmen, anstatt die abfallenden Brosamen aufzulesen. Beide verherrlichen in pseudo-philosophirender Form das angeblich in der Armuth liegende Glück, wie ein Aehnliches das Christenthum thut mit seiner Verklärung des Elends, mit seinem Spruche: Besser ist Unrecht leiden, als Unrecht thun, mit seinem Befehl, der Obrigkeit zu gehorchen, handle diese auch noch so willkürlich und ungerecht, mit seinem tröstenden Hinweis auf ein fabelhaftes Jenseits, wo der große Ausgleich stattfinden werde, und Lazarus im Paradiese, der gewaltthätige Reiche in der Hölle ihren Platz angewiesen erhalten. So ist denn das Christenthum weit weniger eine Religion für die Schwachen, wie man zu sagen liebt, als eine im Interesse der Starken ausgebeutete.

Der Unterschied zwischen den beiden Märchen, dem japanischen und dem deutschen, liegt darin, daß während dieses, anstatt die letzte Bitte des Fischers zu erhören und ihn zum „leewen Gott“ zu machen, gewaltsam ihn in sein früheres jammervolles Dasein zurückschleudert, jenes seinen Steinmetz einen den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes analogen Kreislauf vollziehen und an seinen Ausgangspunkt zurückgelangen läßt.

Die japanische Literatur ist reich an Erzählungen, in denen eine ähnliche Tendenz zu Tage tritt. Ich habe viele davon, sie zum Theil den Manuskripten meines Schwagers entnehmend, gesammelt und an verschiedenen Orten veröffentlicht.

Im Studium der Sprache Nippon's machte ich nur geringe

Fortschritte, und was ich damals im Haag gelernt, ist längst vergessen. Mich schreckten namentlich die mannigfachen Schriftzeichen zurück. Die der Katakana, der gewöhnlichen Schreibweise, sind einfach; ihr Alphabet besteht aus 47 Charakteren, von welchen jeder eine Sylbe darstellt; daneben giebt es die Hirakana, welche hauptsächlich für lyrische Gedichte und Liebesbriefe, gebraucht wird. Das Schlimmste jedoch ist, daß der Japaner chinesische ideographische Zeichen mit den heimischen untermischt und durch jene ganze japanische Worte bezeichnet. Mit der Geographie, Geschichte und den inneren Einrichtungen des Landes und Volkes machte ich mich hingegen schneller vertraut, so daß, als ich im Jahre 1873 zu der japanischen Gesandtschaft in Wien in nähere Beziehungen trat, ich mich auf ziemlich bekanntem Boden bewegte.

Das Holländische hatte ich mir auffallend schnell angeeignet; meine Kenntniß des Plattdeutschen und des Englischen kam mir dabei zu Statten. „Mooi meisje“ hübsches Mädchen, waren, glaube ich, die ersten Worte, die ich lernte, vielleicht weil ich sie für die nothwendigsten hielt; die andern folgten, und schon nach wenigen Monaten war ich im Stande, nicht nur jene im Vergleich zur deutschen um eine Entwicklungsstufe zurückgebliebene Sprache zu lesen und in ihr zu plaudern, sondern sogar Reden darin zu halten. Schön klingt sie freilich nicht, man gewöhnt sich jedoch daran, und als ich Einblick in die Literatur gewann, war ich erstaunt, wahre Perlen zu entdecken. Giebt es z. B. eine tiefere und großartigere Idee als die in Van den Vondel's Trauerspiel „Lucifer“ enthaltene, wo der böse Engel sich deshalb entschließt, das erste Menschenpaar zu verderben, weil er Neid empfindet über ihre gegenseitige Liebe und Wuth, selbst dieses Gefühls unfähig zu sein? Wie später die hysterische heilige Teresa vom Teufel sagte: „Der Arme, er kann nicht lieben!“ —

Wesentlich gefördert durch die genaue Kenntniß, welche Siebold von Holland und den Holländern besaß, vermochte ich

ebenfalls bald mir ein Urtheil über sie zu bilden. Günstig fiel es, was die politischen und gesellschaftlichen Zustände anbetrifft, nicht aus.

Auch in einer durch parlamentarische Institutionen gemilderten Monarchie übt der Monarch in der Regel einen bestimmenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte aus, und ist es ziemlich gleichgültig, ob er dieses offen thut oder, hinter den Coulissen stehend, mit fremden Händen, nämlich mit denen seiner Minister, operirt. Aber selbst wo das nicht geschieht, wo er seine mehr passive Rolle als konstitutioneller König oder Kaiser richtig begreift und sich mit der bloßen Repräsentation der Staatsidee begnügt, ist seine Stellung in vieler, besonders in moralischer Hinsicht, maßgebend für seine Unterthanen. Wie oft ist nicht ein Volk durch das vom Throne herab gegebene schlechte Beispiel verdorben worden! Für die Unsittlichkeit, welche im vorigen Jahrhundert die meisten europäischen Staaten zerfraß, sind in erster Linie die Herrscher verantwortlich zu machen. Durch sie wurden zunächst die sich eng um sie drehenden Hofkreise corrumpirt, durch diese der Adel, durch diesen der Bürgerstand u. s. w. in absteigendem und zum Glück sich allmälig abschwächendem Maße. Eine ähnliche Thatsache konnte ich gegen Ende der vierziger Jahre in Holland konstatiren. Die damals dort herrschende Immoralität mußte auf den König zurückgeführt werden.

Schon als Sohn seines Vaters erfreute er sich keines guten Rufes. Dieser, nachdem er die Hälfte seines Landes durch die belgische Revolution verloren, spekulirte wie der geschickteste Banquier in holländischen Staatspapieren. Da er sich in der glücklichen Lage befand, den Schatten, welchen die kommenden Ereignisse vor sich her werfen, früher als die tiefer stehende Menschheit zu erblicken, ja bisweilen es von ihm selbst abhing, schlechtes oder gutes politisches Wetter zu machen, so konnte es ihm nicht schwer fallen, die Conjuncturen zu seinem persönlichen Vortheil auszunützen, und — zu seiner Schmach sei es gesagt! — er that dieses in ausgiebiger Weise.

Nachdem König Wilhem I. sein Schäfchen auf Kosten vieler seiner unväterlich von ihm geschorenen Landeskinder in's Trockene gebracht, zog er sich vom Geschäft zurück und dankte ab, um sich in Berlin einem otium sine dignitate hinzugeben, einer Muße, die nur alle halbe Jahre durch die wenig anstrengende Arbeit des Couponsabschneidens unterbrochen wurde, wobei ihn seine frühere Maitresse und spätere links angeheirathete Frau, die Gräfin d'Oulremont, welche der Berliner Volkswitz das „Mahagoni-Gerippe" getauft hatte, kräftig unterstützte.

Der Sohn war nicht weit vom Vater gefallen, würde Wippchen gesagt haben. Seine widerwärtige Spezialität bildete die allbekannte Hinneigung zu einem gewissen altgriechischen und maurischen Laster. Jedermann im Haag und im ganzen Lande machte verächtliche Glossen über des Königs auffallend schmucke und auffallend junge Adjutanten.

Bei der in Holland herrschenden Preßfreiheit nahmen auch einzelne Zeitungen keinen Anstand, über den Mangel an Anstand seitens des Herrschers Bemerkungen zu machen. Ich lernte den Chefredakteur eines französisch geschriebenen pikanten Wochenblattes — im Haag wurde, beiläufig gesagt, mindestens eben so viel französisch als holländisch gesprochen — „L'Asmodée" kennen, Adrien van Beeverdoorde mit Namen. Der Titel allein war ein Programm, denn mit seltener Rücksichtslosigkeit hob die Zeitung nach dem Beispiel des „hinkenden Teufels" die Dächer ab, um bis in das schmutzigste Innere mancher Häuser hineinzublicken und das dort Geschaute ihrem Leserkreise mitzutheilen. In einer Nummer schrieb einmal Beeverdoorde mit nackten Worten:

„Je n'estime pas le roi, car je n'estime qu'une personne estimable."

Darauf erfolgte natürlich eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung. Die Sache kam vor die Geschworenen. Wie feindselig die Stimmung im Volke gegen den König war, bewies das

freisprechende Verdikt der Jury, welches auf den dichtgedrängten Tribünen mit brausendem Beifall aufgenommen wurde. Nicht zufrieden aber damit, hoben einige Männer den kleinen Redakteur auf die Schultern, trugen ihn, von einer zahllosen jubelnden Menge gefolgt, vor das Palais des Königs, und brachten dort — Herrn van Beeverdoorde laute und wiederholte Hochs aus. Wilhelm II. mögen die Ohren unangenehm gegellt haben.

Auch von dem Kronprinzen, dem jetzt regierenden König, wußte die chronique scandaleuse viel zu erzählen. Mit seiner Gemahlin lebte er auf möglichst schlechtem Fuße, weil er gern außereheliche Vergnügungen suchte. Er that dies so ganz sans gène, daß ein in einem verrufenem Hause eigens für ihn reservirtes Zimmer als oranje kamer allgemein bekannt war und über die dort von ihm gefeierten Orgien die detaillirtesten Berichte umliefen. Prinz Axel in Daudet's: „Die Könige im Exil" unterschied sich nur darin von seinem Vater, daß er den Schauplatz seiner Ausschweifungen vom Haag nach Paris verlegt hatte.

Eines hübschen Calembourgs erinnere ich mich aus dem „Asmodée." Ein, dem Namen nach zu urtheilen, deutscher Componist, Vogel, hatte eine heroische Oper verbrochen: „Le siège de Leyde", an welcher eigentlich nur die exakte Reproduktion auf der Bühne des 1816 in Rubens Manier von van Brée gemalten großartigen Bildes Interesse erregte, welches im Rathaussaale zu Leyden hängt und den Augenblick darstellt, wo der wackere Bürgermeister van der Werff dem Volke, das, zur Verzweiflung gebracht durch die in Folge der langen Belagerung seitens der Spanier ausgebrochene Hungersnoth, stürmisch die Capitulation verlangte, seinen Degen hinreicht, sich das Wamms aufreißt und die heldenmüthigen Worte spricht: „Nehmt meinen Leichnam und theilt Euch darein, die Stadt aber übergebe ich nicht!" Die Musik hingegen war eine allerorten zusammengestohlene. Beeverdoorde meinte nun einfach in seinem „Asmodée:" „Que voulez-vous, c'est la nature de l'oiseau de — voler!"

So sehr ich ein Anhänger der Preßfreiheit bin trotz eventueller Ausschreitungen, denn gleich der Lanze des Achilles heilt sie die Wunden, welche sie geschlagen, so sehr hasse, verdamme und verachte ich die Revolverpresse. Obgleich es damals noch keine Revolver gab, die Bezeichnung also der Zeit vorgegriffen ist, existirte doch 1846 ein ekelhaftes Specimen davon im Haag: „het blaauw boekje“ — das „blaue Büchlein“, in den schlechtesten Typen auf grauem Löschpapier gedruckt und mit einem der Ausstattung entsprechenden Inhalt. Jeder, der sich eine von der gesellschaftlichen Moral verpönte Handlung vorzuwerfen hatte, namentlich verheirathete Herren oder Damen, welche mit „Federmesserschnitten“ den Ehecontrakt durchlöcherten und zugleich zahlungsfähig waren, erhielten plötzlich eine Nummer des Schandblattes zugeschickt, in der die ganze Geschichte haarklein erzählt war, sogar unter Nennung der Namen, nur daß anstatt der fünf Vokale die correspondirenden Zahlen 1 bis 5 standen, also 1 = a, 2 = e u. s. w. und dazu die dringende Aufforderung, je nach der Schwere des Vergehens und der socialen Stellung des Schuldigen, sich auf eine bestimmte Anzahl von Exemplaren zu abonniren, unter selbstverständiger Pränumerando-Entrichtung des Abonnementsbetrages. Nur unter dieser Bedingung erschien die den Ruf oft einer ganzen Familie gefährdende Nummer nicht. „Het blaauw boekje“ war, wie man sieht, ein würdiger Vorläufer des Berliner „Unabhängigen“. Sein Herausgeber, der alle Hintertreppen kannte, an allen Boudoirthüren zu horchen wußte, erfreute sich einer hübschen Einnahme, von der er freilich einen Theil an ces dames abführen mußte, durch deren berechnete Indiskretionen er zur Kenntniß jener petits péchés gelangt war. An Stoff fehlte es, Dank der leichten Lebensauffassung der soit-disant besseren Stände in der königlichen Residenzstadt von Holland, niemals.

Diese Erfahrungen aus den allerhöchsten, höchsten und hohen Kreisen trugen erheblich dazu bei, mich in meinen anti-monarchischen

und anti-aristokratischen Ansichten zu bestärken. Wenig harmonirte ich darin mit Schwager Siebold. Dieser befleißigte sich vielmehr eines förmlichen Cultus für Alle, die auf den obersten Stufen der gesellschaftlichen Rangleiter standen. In seinem vielfachen persönlichen Verkehr mit gekrönten Häuptern verzog unwillkürlich sein damals völlig bartloses Gesicht sich zu devotestem Lächeln. In seiner Correspondenz mit ihnen, z. B. mit dem Czaren Nikolaus, welcher ihm besonders wohlwollte, erschien mir der Ton, den er darin anwandte, viel zu submiß für einen geistig so hoch stehenden Gelehrten und erinnerte mich an das ähnliche, mir ebenso unangenehme Gebahren Alexander von Humboldts, mit dem er auch sonst sich selbst gern verglich. Spaßhaft deutete er mit etwas gewagter Etymologie dessen Namen und seinen eigenen: Humboldt = ein Mann, der auf der Erde — humus! — umhergeschweift, der zweite Theil nach dem Mittelhochdeutschen „bold", und Siebold = ein Mann, der auf der See — sie — vielgereist ist!

Sonst aber verstand ich mich ganz gut mit ihm, und es that mir leid, daß ich zum Frühjahr 1847 den Haag und ihn verlassen mußte, um die Leydener Universität zu beziehen. Auch dort blieb ich jedoch in reger Verbindung mit ihm.

In der Nähe jener Stadt, auf welche, wie die Geschichte lehrt, das Wort: nomen est omen eine wie selten passende Anwendung findet, besaß er nämlich einen reizenden Landsitz, den er, in Erinnerung an seine japanischen Erlebnisse, „Nippon" getauft und dessen Wohnhaus er, analog dem Namen, in annähernd japanischen Baustyl hatte aufführen lassen, wie auch einzelne Gemächer desselben nach japanischem Geschmack möblirt waren. Dort brachte er mit seiner Familie in der Regel den Sommer zu. Wiederholt habe ich ihn in seinem „Nippon" besucht.

Das Werthvollste waren die Treibhäuser. Siebold hatte von der holländischen Regierung das Monopol der Einführung und Akklimatisirung von Pflanzen und Blumen, die im „fernen Sonnen-

aufgangsreiche" heimisch waren, erhalten. Häufig langten ganze Schiffsladungen davon an. Seinen eifrigen Bemühungen gerade auf diesem Gebiete verdankt die botanische Wissenschaft bedeutende Fortschritte und Europa eine Menge von bis dahin in diesem Welttheil unbekannten Zier- und Culturgewächsen. Die unter seiner Leitung von Zuccarini herausgegebene Flora japonica ist ebenfalls eine Frucht jener botanischen Studien. Es ist deshalb erklärlich, daß viele gelehrte Gesellschaften, welche sich vorwiegend mit diesem Zweige der Naturwissenschaften beschäftigen, Siebold zum Ehrenmitglied ernannten und ihm sonstige Beweise ihrer Anerkennung gaben. Das hat z. B. auch, obgleich erst mehrere Jahre nach seinem Tode, die österreichische Gartenbau-Gesellschaft gethan, indem sie ihm in Wien in ihrem an der Ringstraße gelegenen Garten ein Denkmal setzte, bestehend aus einem großen, von Japan herübergeschafften schwarzgrauen Schieferblock, auf welchem in Basrelief zierliche, in japanischem Geschmack ausgeführte Ranken und Blätter eingegraben sind, und der an seinem Fuße das mit dem Namen Siebold versehene bronzene Medaillonportrait des Gefeierten trägt.

Zur Zeit, als ich in Leyden weilte, passirte ein merkwürdiges Ereigniß. Wieder war ein Schiff mit Erzeugnissen aus dem Pflanzenreiche für meinen Schwager aus Japan angekommen. Beim Löschen ergab sich aber, daß in Folge der Ungeschicklichkeit des Gärtners, welcher sie herübergebracht hatte, sie sämmtlich zu Grunde gegangen, die darauf verwendeten nicht unerheblichen Summen somit verloren waren. Nur einige Knollen nahm der mit der Leitung der Treibhäuser auf dem Landsitze „Nippon" betraute Botaniker mit sich, in der unbestimmten Hoffnung, daß sie, obgleich dem Anschein nach ebenfalls abgestorben, doch vielleicht noch Lebenskeime in sich bergen und wieder treiben möchten. Diese Hoffnung erwies sich als begründet. Aus den Knollen entwickelten sich im Sommer 1847 dreißig neue Arten der prachtvollsten Päonien, jede von verschiedener Farbe. In aller Eile mußte,

nachdem sie zu voller Blüthe gelangt waren, ein geschickter Blumenmaler genaue Bilder von ihnen anfertigen, und diese wurden an die herrorragendsten Handelsgärtner zur Ansicht versandt. Ein in Brüssel wohnender erstand auch sofort die ganze Collektion, wenn ich nicht irre, um 30,000 Francs, so daß damit mindestens ein Theil der Auslagen gedeckt wurde.

Kein Fremder verweilte in Leyden, ohne den in „Nippon" aufgehäuften vegetabilischen und Kunstschätzen einen Besuch abzustatten. Der erste galt jedoch immer dem japanischen Museum in der Stadt selbst, welches die von Siebold bei seinem Aufenthalte in Japan gesammelten Gegenstände enthielt, soweit sie der Confiscation der dortigen Behörden entgangen waren, und die er für eine verhältnißmäßig geringe Entschädigung der holländischen Regierung abgetreten, nachdem er aus Patriotismus für sein Adoptivvaterland das ihm von der französischen gemachte weit höhere Angebot zurückgewiesen hatte. Diese großmüthige Handlung machte ihn damals sehr populär, und da es ihm Spaß gewährte, in den Straßen von Leyden und dem Haag, gefolgt von einem chinesischen Diener echtester Race mit dem Originalcostüme angethan, spazieren zu gehen, der, wenn die Sonne schien, einen riesigen Schirm über seinem Haupte halten mußte, so war er bald in jenen beiden Städten eine der bekanntesten Persönlichkeiten geworden.

Da mein Schwager mit den Leydener Professoren auf gutem Fuße stand, so fand auch ich durch seine Empfehlung eine freundliche Aufnahme bei ihnen, besonders bei dem damaligen Dekan der juristischen Fakultät, dem Senator van Assen, einem Gelehrten von vornehmer Erscheinung, sowie dem aus derberem Holze geschnitzten Professor Thorbecke, der, glaube ich, Geschichte des römischen Rechts las. Letzterer, damals schon Abgeordneter und Führer der liberalen Opposition, hat bekanntlich später als Ministerpräsident wiederholt an der Spitze der holländischen Regierung gestanden. Da er auch auf deutschen Universitäten hospitirt hatte,

in Gießen sogar Privatdozent gewesen und sich mit einer Deutschen verheirathet hatte, so trug seine Häuslichkeit, in der ich viel verkehrte, einen vorwiegend deutschen Charakter.

Außer mir war übrigens nur noch ein einziger deutscher Student an der Universität immatrikulirt, ein junger Doktor der Philologie aus den preußischen Rheinlanden. Die gleiche Abstammung führte bald zu einer Annäherung, und schließlich schlugen wir gemeinsam unsern Wigwam auf.

Anfänglich kostete es mir Mühe, mich in die Sitten und Gewohnheiten einer holländischen Hochschule einzugewöhnen, da sie so ganz anders geartet waren als die, welche ich von Jena und Berlin her kannte. Die Unterrichtsgegenstände wurden damals, wenigstens in den meisten juridischen Collegien, lateinisch behandelt. Die Professoren hatten nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, an ihre Zuhörer, als wären sie Gymnasiasten, Fragen zu stellen, selbstverständlich ebenfalls in der Sprache Ciceros, und ebenso selbstverständlich mußten wir sie in derselben Sprache beantworten. Mein Aufenthalt in Schulpforta hatte mich ziemlich ferm in ihr gemacht; außerdem übten wir sie privatim in einem von mehreren strebsamen Jüngern der Wissenschaft gegründeten Theeclub, der alle Donnerstage, gerade wie der „Rütlibund" früher bei Lauch, sich versammelte, und wo nicht nur die Discussionen, sondern die ganze Unterhaltung ausschließlich lateinisch geführt wurden, wobei wir uns gezwungen sahen, für die modernen Gegenstände entweder neue Bezeichnungen zu erfinden oder uns der sonderbarsten Umschreibungen zu bedienen. Für jedes holländisch gesprochene Wort wurde Strafe gezahlt.

Ich arbeitete nicht nur, ich „büffelte", und so erlangte ich auch nach kurzer Zeit schon ein juridisches Diplom für eine Abhandlung, in welcher ich die Behauptung aufstellte, es sei Zeitvergeudung, die Justinianischen Institutionen und die Pandekten nebst den Codices und Novellen gesondert zu studiren; das ganze

corpus juris civilis müsse vielmehr zu gleicher Zeit absolvirt werden. Zu diesem Zweck hatte ich den Versuch einer derartigen Verschmelzung der genannten Materien in Form eines Hand- und Lehrbuches beigelegt. Was aus der recht mühsamen, lateinisch verfaßten Arbeit, zu deren Anfertigung ich in der Leydener Bibliothek kostbare Behelfe gefunden hatte, geworden ist, weiß ich nicht. Ich besitze sie nicht mehr, habe sie völlig vergessen, und so wird auch schwerlich ein Anderer ihrer noch gedenken.

Lange aber behagte mir diese Thätigkeit nicht. Bald wurde ich des trockenen Tones satt. Ich sehnte mich nach anderem Umgang, anstatt des Wühlens im gelehrten Staube der Vergangenheit nach Beschäftigung mit den gegen Ende 1847 immer brennender werdenden Fragen der Gegenwart, und — warum soll ich es leugnen? — auch nach größerer Zerstreuung. Diese ist für den Studenten ebenso nothwendig wie für das Kind das Spielen. Ein junges Füllen muß nach rechts und links ausschlagen, bevor es in das Joch gespannt wird; dadurch kräftigen sich seine Glieder und werden geschmeidig. Ein junger Mann muß sich tüchtig austoben, ehe er in das Philisterium übergeht; sonst schrumpfen vorzeitig seine freiheitlichen Triebe ein. Eine Periode körperlicher wie geistiger Ungebundenheit ist von unerläßlichem Bedarf für die spätere Entwicklung. Deshalb tadle ich auch scharf das Bestreben mancher Professoren, — den retrograden Regierungen verarge ich es nicht, es gehört zu ihrem Metier — die studirende Jugend von der Betheiligung an der Tagespolitik zurückzuhalten. Haben denn die Perrücken aus der Geschichte nicht gelernt, daß neue weltumstürzende und weltverbessernde Ideen zumeist in Conventikeln jugendlicher Geister geboren wurden? Ist nicht z. B. die deutsche Einheit — auf die Freiheit harrt das deutsche Volk immer noch mit michelhafter Geduld — eine Frucht der Burschenschaften? Und wenn jene Ideen häufig ein utopisches Gepräge tragen, hat der große Philosoph Feuerbach nicht die herrlichen, die ganze Weltge-

schichte resumirenden Worte gesprochen: „Erst Phantom, dann Problem, dann Wirklichkeit?"

Ich emancipirte mich also von meinem lateinischen Theeclub, ich verließ meinen fleißigen jungen deutschen Collegen und stürzte mich kopfüber in das wildeste Leben derjenigen holländischen Studenten, welche außer und neben dem Collegienbesuch noch Zeit fanden, sich zu amüsiren.

Allerdings entbehrten ihre Amüsements des idealen, poetischen Schwunges. Von Verbindungen nach deutscher Art war keine Rede. Bei ihren Zusammenkünften wurde nicht nur übermäßig stark getrunken, sondern auch übermäßig stark gegessen. Die Kneipabende gestalteten sich zu Banketten, auf welchen anstatt des Bieres der vornehmere Wein in Strömen floß. Und diese gastronomische Beschäftigung wurde fast niemals mit Gesang gewürzt. Der Holländer, auch der junge, kann nicht singen, die Sprache eignet sich absolut nicht dazu. Die schönen deutschen Studentenlieder, so innig, so gefühlvoll, so tief, immer von Neuem wie aus einer unerschöpflichen Quelle hervorsprudelnd, sie sind ihm unbekannt. Wenn es hoch kam, verstiegen meine commilitones sich zum Absingen in ewiger langweiliger Wiederholung des aus dem Mittelalter überkommenen lateinischen Chores mit monotoner Melodie:

„Jo vivat, io vivat
Nostrorum sanitas.
Si nihil est in poculo,
Tum repleatur denuo —
Jo vivat, io vivat
Nostrorum sanitas!"

Zu Tollheiten waren sie aber immer aufgelegt.

Die Wochen lang dauernde Kirmeß, auf welcher eine ungezügelte Lustigkeit zu herrschen pflegte außerhalb wie innerhalb der berüchtigten Waffelbuden mit ihren in friesische Tracht gekleideten Kellnerinnen, bot reiche Gelegenheit zu Zerstreuungen.

Dann kam die Erinnerungsfeier an den Entsatz Leydens durch den Prinzen von Oranien am 3. Oktober 1574, bei der jeder Bürger einen sauber gedeckten, mit Tellern voll Weißbrot und Häring besetzten Tisch vor die Thüre seines Hauses auf die Straße stellte, zum beliebigen Gebrauch aller Vorübergehenden, weil jene beiden Nahrungsmittel die ersten gewesen waren, welche man der hungernden Bevölkerung auf Booten zugeführt hatte — und andere Feste ähnlicher Art.

Eines Abends waren wir, wohl zwanzig Mann hoch und außer mir durchgehends den ersten Familien Hollands und Holländisch-Indiens angehörende Studenten, nach dem nahen Haag hinübergefahren, um die Rachel zu hören, die in Corneille's „Polyeucte" auftrat und mit ihrem begeisterten Ausruf: „Je suis chrétienne", sie die strenggläubige Jüdin, ein unvermeidliches Lächeln auf unsere spottsüchtigen Lippen rief. Nach dem Theater Souper, nach dem Souper — „ja, was fangen wir nun an?" war die allgemeine Frage. Zunächst wurde beschlossen — der genossene Wein war der Vater dieses Beschlusses — möglichst viel Lärm auf den nächtlich stillen Straßen zu machen. Ein Polizist verbot es uns. Da versuchte ein junger javanischer Prinz Desentjè aus Surabaya ihn zu bestechen. Aber womit? Sein Bruder hatte dem nichts ahnenden Vertreter der öffentlichen Ordnung während des Parlamentirens einige der blanken Knöpfe von seiner Uniform abgeschnitten, und diese wurden ihm nun feierlichst angeboten. Als er den ihm gespielten Streich merkte, wurde wüthend und wollte Desentjè verhaften. Da kam er aber schön an. Obgleich dieser klein von Statur war, besaß er doch eine phänomenale Körperkraft; er hob den armen Polizisten hoch in die Luft und warf ihn auf's Pflaster. Wir suchten das Weite.

Ich darf mich aber nicht schlechter machen, als ich war. Eine aktive Rolle habe ich bei solchen Szenen niemals übernommen, und nach kurzer Zeit schon war ich dieses rohen Treibens

gründlich überdrüssig. Ich begann statt dessen die Politik, die ja von jeher mein Steckenpferd gewesen, auf's Tapet zu bringen. Allmälig fanden die Freunde auch ihrerseits Geschmack daran, und so wurden denn größere Versammlungen veranstaltet, in welchen ich und andere Redner, angehaucht von dem heißen Luftstrome, der von Paris herüberwehte und nach wenigen Monaten den Birnen-König über den Canal blasen sollte, in glühenden Worten und nicht erfolglos Propaganda zu machen suchten für die nämlichen Ideen, welche ich schon im Berliner „Rütlibund“ vertheidigt hatte.

Um dem Kessel, in dem eine neue Zeit gebraut wurde, näher zu sein, trat ich gegen Ende des Jahres 1847 meine erste Reise nach Paris an.

Dort suchte ich sofort Georg Herwegh auf, der ziemlich zurückgezogen an der Seite seiner liebenswürdigen und geistreichen Frau, einer geborenen Siegmund aus Berlin, lebte. Nach den Gedichten, für die ich immer noch schwärmte, hatte ich mir den Dichter anders vorgestellt. Er gefiel mir nur mäßig. In einen türkischen Schlafrock gehüllt, empfing er mich, auf einen Lehnstuhl vor dem flammenden Kamin in gebeugter Stellung sitzend — ein Bild der Energielosigkeit. Ich begann mein volles Herz vor ihm auszuschütten; ich sprach von meiner Hoffnung auf eine bessere Zukunft, von der Ueberzeugung, die mich beseelte, daß es nun bald losgehen müsse und werde. Meine Rede rief nur ein schwaches Echo bei ihm wach. Er schien entnüchtert, seine Frau allein stimmte lebhaft mir bei. Dann brachte ich das Gespräch auf seine Gedichte. Ich lobte sie, weil sie mir des Lobes werth schienen. Aber auch damit vermochte ich ihn nicht seiner Apathie zu entreißen. Er nahm den ihm gespendeten Beifall als schuldigen Tribut an und nickte nur zuweilen mit selbstgefälliger Miene. Diese Eitelkeit erkältete mich noch mehr. Mehrere Male noch habe ich ihn wieder gesehen, immer weniger aber sympathisirte ich mit ihm. Vielleicht hatte er Alles, was er zu

geben im Stande war, in seinen Dichtungen niedergelegt und sich so stark verausgabt, daß ihm wenig übrig blieb. Seine spätere, nicht gerade glorreiche Betheiligung an der badischen Revolution scheint für meine Ansicht zu sprechen.

Siebold war nicht einverstanden gewesen mit meinem schnellen Verlassen Leydens. Da aber zu jener Zeit nicht die geringste Aussicht vorhanden war, daß er wieder nach Japan zurückkehren würde, — dies geschah auch thatsächlich erst zwölf Jahre später, 1859, nach Abschluß eines neuen Handelsvertrages zwischen Holland und Japan, dem jedoch andere mit den Vereinigten Staaten, England und Rußland zu Stande gekommene vorhergegangen waren, und nach Aufhebung des gegen meinen Schwager von der Regierung des Sjôgun erlassenen Ausweisungsdekrets — so hatte mein fernerer Verbleib in Holland keine raison d'être.

Die damalige Reise war von ihm im Auftrage der holländischen Handels-Maatschappy unternommen worden. Nachdem der für ein Jahr mit derselben abgeschlossene Vertrag abgelaufen war, trat er im Frühling 1861 in die Dienste des Sjôgun und wurde nicht allein mit wissenschaftlichen Aufgaben betraut, sondern auch in politischen Fragen als Rathgeber benützt. Leider erregte seine einflußreiche Stellung am Hofe zu Jedo die Eifersucht des holländischen Agenten de Witt, welcher so lange bei der japanischen Regierung intriguirte, bis diese sich entschloß, Siebold zu entlassen. Er ging nun zunächst nach Nagasaki, und schiffte sich dann, falschen Versprechungen vertrauend, nach Batavia ein. Als er sich aber überzeugte, daß man nur die Absicht gehabt, ihn aus Japan zu entfernen, ohne ihn in Java eine seinen Verdiensten entsprechende Stellung anzuweisen, so kehrte er nach Holland zurück, wo man ihm den Posten eines Gesandten in Japan in Aussicht gestellt hatte. Seine Gegner waren jedoch auch dort mit ihren Verleumdungen thätig gewesen. Sogar der König, welcher bis dahin seine Partei genommen, ließ ihn fallen. Mit Undank belohnt, verließ Siebold grollend

sein Adoptivvaterland, um sich in seiner Geburtsstadt Würzburg niederzulassen.

Nichtsdestoweniger fuhr er fort, sich für den holländischen Einfluß in Japan zu interessiren. Dies geht aus folgender Bemerkung hervor, die sich in einem zu Ende 1864 von ihm über die damaligen politischen Zustände des „Sonnenaufgangsreichs" veröffentlichten Artikel befindet, worin er die Revolution vorhersagte, welche die Macht des Taikunats, früher Sjôgunat genannt, endgiltig brach und die Herrschaft des Mikado wiederherstellte. Die Stelle lautet: „Niederland, dessen Regierung Japan zur Eröffnung seiner Häfen ermahnte und für den Handelsverkehr mit dem Auslande vorbereitete und das mit bewunderungswürdiger Aufopferung seiner ihm seit Jahrhunderten octroyirten Vorrechte einen thätigen Antheil an der friedlichen Lösung dieser" — durch den amerikanischen Commodore Perry 1853 in Fluß gebrachten — „Welthandelsfrage genommen hatte, hätte niemals seine einflußreiche Stellung als Rathsmann, die er bei der japanischen Regierung, den Großen des Reichs und selbst bei dem Volke eingenommen hatte, verlassen, noch weniger aber, als die einzige von frühester Zeit bis jetzt in diesem Reiche zugelassene handeltreibende Nation, den Vorsitz bei der Vergegenwärtigung der übrigen Mächte, welche allmälig mit Japan Tractate geschlossen und erneuert haben, abtreten sollen."

Von der holländischen Regierung mit seinen vernünftigen Rathschlägen hartnäckig zurückgewiesen, hatte Siebold sich am 8. Oktober 1863 mit einem Exposé an den General Ignatieff gewendet, um den Czar Alexander II. zu veranlassen, zu Gunsten des Mikado eine russische Intervention in's Werk zu setzen, in welchem Falle sich die politische Umwälzung in Japan vermuthlich früher, vielleicht sogar ohne Blutvergießen vollzogen, freilich auch Rußland dort zur einflußreichsten Stellung verholfen haben würde. Wohl mit Rücksicht auf die Eifersucht Englands fand er jedoch auch in Petersburg kein Gehör.

Im Mai 1864, als ich Kriegsgefangener in Frankreich war, erhielt ich einen sehr herzlichen Brief von Siebold, in welchem er mir unter Anderm Folgendes schrieb: „Kann ich Dir durch meine Verwendung bei S. M. Kaiser Maximilian von Mexiko nützlich sein, so sage es mir umgehend. Ich kenne den Kaiser sehr gut, und er setzt in mich Vertrauen. Sage mir genau, was ich schreiben soll, und ich werde es mir zur Pflicht machen, Dir einen Brief an S. M. zuzusenden."

Der gute Schwager! Ich war ihm aufrichtig dankbar für sein von der besten Absicht eingegebenes Anerbieten; natürlich lehnte ich es ab. Ihm schien gar nicht der Gedanke gekommen zu sein, daß ich als Republikaner nicht meinen Grundsätzen, als Officier nicht meiner Fahne untreu werden könne. Er würde vielmehr in solcher doppelten Apostasie lediglich eine Rückkehr auf den richtigen Weg, nämlich den monarchischen, erblickt haben. Ob ein Bissel Treubruch dabei unterlief, verschlug ja nichts des guten Zweckes wegen.

Wiedergesehen habe ich Siebold erst 1865, drei Jahre nachdem er von seiner dieses Mal in ethnographischer Hinsicht besonders erfolgreichen Mission aus Japan heimgekehrt war. Ich besuchte ihn in Würzburg und traf ihn mit dem Ordnen einer zweiten, noch reichhaltigeren Sammlung japanischer Erzeugnisse beschäftigt, die er zunächst in seiner Vaterstadt aufgestellt hatte. Gegenwärtig befindet sich dieses kostbare Museum als Eigenthum des baierischen Staates in München, wo ich selbst es von Neuem bewundert habe.

Während meines kurzen Aufenthaltes in Würzburg feierte die dortige Verbindung „Moenania" ihr fünfzigjähriges Stiftungsfest. Mein Schwager als ältester „alter Herr", das graue, bärtige Haupt mit der bunten Mütze bedeckt, präsidirte dem Commers. Rechts neben ihm saß, der alte Hoffmann von Fallersleben, im Aeußern eher einem harmlosen Spießbürger gleichend, als einem Dichter. Auf Siebolds linker Seite hatte

ich Platz genommen. Er war ganz wieder jung geworden in der Erinnerung an die frohe Studentenzeit. Dabei von seltener körperlicher wie geistiger Rüstigkeit und wie immer voll neuer weitaussehender Pläne und Projekte. Vor allen Dingen wollte er nochmals eine Reise nach seinem geliebten „Sonnenaufgangsreich“ unternehmen.

Da ereilte ihn am 18. Oktober 1866, mitten in seinen Vorbereitungen für die Reise, in München der Tod. Er starb mit der Feder in der Hand, bis zum letzten Augenblick an der Vollendung seiner Werke arbeitend. Sein wissenschaftliches Wirken wurde nach seinem Tode durch ein ihm im Oktober 1882 in Würzburg gesetztes Denkmal — seine wohlgetroffene Büste auf hohem Sockel im Renaissancestyl darstellend — anerkannt. Die der japanischen Fauna und Flora entnommenen Motive der Ornamentik zeigen den Hauptschauplatz seiner Thätigkeit an. In der Geschichte wird Siebold dem Nachfolger Kämpfer's und Thunberg's, der rühmende Beiname: „Neuentdecker Japans“ verbleiben.

Baldomero Espartero.

Es war im Frühling des Jahres 1848. Nachdem ich Paris auf den Barrikaden gesehen, folgte ich der Aufforderung eines Bekannten, des Basken Chaho, des späteren Herausgebers eines baskisch-französischen Wörterbuchs, welcher von dem damaligen Minister des Innern Ledru Rollin zum Commissär der neu errichteten Republik für das Departement der Basses Pyrénées ernannt worden war, ihn auf seiner propagandistischen Expedition zu begleiten. Ich wollte die Gelegenheit benützen, das in vielfacher Hinsicht eigenthümliche Volk der Basken — euscaldunac, wie sie selbst sich nennen — aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Ich hielt mich darum auch nur kurze Zeit in Bayonne auf.

In dem Hotel, in welchem ich abgestiegen war, machte ich zufällig die Bekanntschaft eines italienischen Tenors, eines jungen bildschönen Mannes, welcher soeben durch Beschluß der spanischen Regierung aus Madrid und Spanien ausgewiesen worden war, weil — wie malitiös französische Blätter behaupteten — Isabella II. sich capricionirt hatte, mit jenem Herrn bis Morgens 3 Uhr Duette zu singen, und ihre Minister diese die Nacht hindurch andauernden Gesangsübungen wenig zuträglich für die Gesundheit der jungen Königin hielten. Anfänglich spielte der hübsche Tenor mir gegenüber den Verschwiegenen; stets schwarz gekleidet, trug er eine tiefe Melancholie zur Schau. Allmälig aber thaute er auf und erzählte mir so genaue und pikante Details über jene nächtlichen Gesangsübungen, daß, wollte ich sie

wiedergeben, ich hier ein Kapitel hochroth gefärbter chronique scandaleuse einschalten müßte.

Später begab ich mich nach dem damals ganz verfallenen Hafenort Hendaye, am Ausfluß der smaragdgrünen Bidassoa in den biscayischen Meerbusen gelegen und als Schmugglernest berüchtigt. Das Gasthaus, in welchem ich mir ein Paar Zimmer gemiethet, hatte zum Wirth eine Art von Mezzofanti, einen geborenen Dänen, der außer seiner Muttersprache noch sechs andere geläufig sprach. Der Mann war viel in der Welt umhergekommen und wußte Interessantes zu erzählen. Gerade bei ihm verkehrten hauptsächlich die Schmuggler der ganzen Gegend. Durchwegs Basken von diesseits und jenseits der Bidassoa und, abgesehen von ihrem Berufe, dessen sie sich übrigens nicht im Geringsten schämten, ganz charmante Leute. Aus Lust an Abenteuern habe ich sie manches Mal auf ihren verwegenen Fahrten begleitet: bald in dunkler Nacht auf leichtem Boot mit umwickelten Rudern lautlos den Golf durchschneidend, um an einem Kauffahrteischiffe anzulegen, das heimlich Anker geworfen hatte, und mit Contrebande beladen an einen einsamen Punkt der Küste zurückzukehren, — bald auf nur ihnen bekannten Gebirgsstegen in langem Zuge, Einer voll bepackt hinter dem Andern marschirend, und aufmerksam durch die Nacht nach allen Seiten hin horchend und spähend, ob kein Zollwächter in der Nähe, bis die geschmuggelten Waaren in verschiedenen geheimnißvollen Depots untergebracht waren.

Abwechselnd in Hendaye und in dem Grenzdörfchen Béhobie, von welchem eine Brücke über den Fluß auf spanisches Gebiet führt, schlug ich meinen Wohnsitz auf.

Der Bequemlichkeit halber und um mich, dem Aeußern nach, so wenig wie möglich von den Landesbewohnern zu unterscheiden, hatte ich die kleidsame Nationaltracht angenommen und durchstreifte, die rothe boina auf dem Kopfe, die Jagdflinte über dem Rücken, die lederne Weinflasche — bota — umgehängt und an

den Füßen die mit elastischen, aus Hanf geflochtenen Sohlen versehenen Sandalen — alpargatas — die malerische Gebirgsgegend diesseits und jenseits der Grenze, überall unter der liebenswürdigen, gastfreundlichen durch partriarchalische Sitten sich auszeichnenden Bevölkerung Bekanntschaften anknüpfend und meine Sprachkenntniß im Baskischen wie im Spanischen erweiternd.

Die Basken selbst behaupten, ihre Sprache sei die älteste der Welt und bis zum Thurmbau von Babel die der ganzen Menschheit gewesen. Thatsächlich ist sie eine celtisch-iberische und die der Ureinwohner Spaniens. Ohne genügende Fortentwickelung, ist sie eine der ärmsten geblieben, welche mir vorgekommen. Bezeichnungen für nicht rein sinnliche Begriffe fehlen ihr beinahe ganz; sie mußten aus dem Spanischen entnommen werden. Anstatt der Präpositionen bedient sie sich der Flexionen, so daß ihre Deklination eine außergewöhnlich große Menge von Fällen besitzt, wie dies aus den beim Bekreuzigen gesprochenen Worten hervorgeht: „aitaren eta semearen eta izpiritú saindoaren icenean. Halabiz —“ im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. — Darin bedeutet icene = Namen, icenea = der Name, icenean = in dem Namen. Zu zählen vermögen die Basken mit selbstständigen Zahlwörtern nur bis zwanzig = hogoi; dreißig heißt: hogoi eta hamar = zwanzig und zehn; vierzig: birhogoi = zweimal zwanzig; fünfzig = birhogoi eta hamar; sechszig = hirurhogoi = dreimal zwanzig u. s. w. Schade, daß ich später keine Gelegenheit mehr gehabt habe, mich mit dem Baskischen zu beschäftigen.

Auch die auf steil in das Meer hineinragender Klippe gelegene kleine Festung Fuenterrabia besuchte ich bisweilen, um von der Höhe aus den großartigen Blick auf den in der Regel sturmbewegten biscayischen Meerbusen zu genießen.

Einmal trat ich dort in eine düstre Klosterkirche ein. Ueber einem der Altare hing ein seltsames Madonnenbild, wie ich ein

ähnliches früher noch nicht gesehen hatte. Auf meine Frage nach demselben erwiderte mir ein Mönch:

„Das ist die virgen de Guadalupe, die Schutzpatronin von Mexiko."

Und er erzählte mir die Fabel von deren wunderbarer Erscheinung.

„Wie glücklich wäre ich, das Originalbild an Ort und Stelle schauen zu können!" rief ich aus.

Damals ahnte ich nicht, daß fünf Jahre später mein Wunsch in Erfüllung gehen, und daß das Land, welches jene Jungfrau in ihren Schutz genommen haben soll, mein zweites Vaterland werden würde.

Ebenso machte ich Ausflüge nach der alterthümlichen, durch seinen Thunfisch und Sardinenfang bekannten französischen Hafenstadt Saint Jean de Luz. Nachdem Ludwig XIV. sich 1660 mit der spanischen Prinzessin Maria Teresa auf der in der Bidassoa liegenden, schon 1848 fast ganz verschwundenen, weil langsam vom Wasser zernagten kleinen Fasaneninsel, wo ein Jahr vorher der pyrenäische Friede abgeschlossen war, verheirathet hatte, war ursprünglich verfügt worden, das königliche Ehepaar solle sein erstes Nachtlager in jenem Orte halten. Es kam aber nicht dazu. Der Hof fuhr nur hindurch, weiter nach Bayonne. Seitdem ärgert man die Bewohner mit folgenden Spottversen:

„Saint Jean de Luz
Petit Paris —
Le roi y a passé
N'y a pas couché."

Einer hübschen Episode muß ich hier noch erwähnen. Eines Tages hatte ich mich auf spanischer Seite im Gebirge verirrt. Schon warfen die Felsen längere Schatten, die Sonne sank tiefer und tiefer, und rings um mich nichts als eine steinige Wüstenei. Von dem vielen Umherklettern ermüdet, klebte die Zunge mir am Gaumen; längst hatte meine bota ihren letzten

Tropfen gespendet. Schon machte ich mich gefaßt, die Nacht à la luna de Valencia, wie die Spanier sagen, campiren zu müssen, als ich plötzlich hinter einem Felsblock Rauch aufsteigen sah. In wenigen Minuten stand ich vor der Thür einer Hütte, die völlig einem der im „fernen Westen" Amerikas üblichen Blockhäuser glich. Im Begriff anzuklopfen, erschien ein alter Mann von riesigem Wuchs auf der Schwelle, mit weit ausgestrecktem Arme mir den Eintritt wehrend.

„Kein verfluchter Franzos", sagte er auf spanisch, „betritt mein Haus."

„Aber ich bin kein Franzos", erwiderte ich, „sondern ein Deutscher."

„Ein Deutscher? Nun dann sei willkommen, Spanier und Deutsche waren ja einst vereint unter einem Herrscher. Wir sind Bundesgenossen."

Er hatte als Freiwilliger unter dem kühnen Guerrillaführer Mina gegen französische Truppen gekämpft, 1814 an der Schlacht von St. Martin gegen den Marschall Soult theilgenommen, alle seine Angehörigen in jenem furchtbaren Kriege verloren — daher sein Grimm — und dann, fern von den Menschen, sich diese Einsiedelei errichtet. Stolz war er, das Ave Maria auf deutsch herplappern zu können.

„Wenn ich eine schwerere Sünde begangen habe", sagte er mir vertrauensvoll, „so bete ich es so."

Was seine ärmliche Wohnung zu bieten vermochte, stellte er mir zur Verfügung. Gestärkt und erfrischt verließ ich am nächsten Morgen die gastliche Hütte, nachdem der Alte mir den kürzesten Weg angegeben, der mich nach Béhobie zurückführte.

Bei einem andern meiner Ausflüge gelangte ich in den auf französischer Erde gelegenen Flecken Urrugue. Wie ich erfuhr, hielt sich dort gerade General Elio auf, früherer Generalstabschef des carlistischen Anführers Zumalacarreguy, welcher während der 1833 ausgebrochenen Insurrection der drei baskischen

Provinzen, Guipuzcoa, Alaba und Biscaya, sich berühmt gemacht hatte, und dessen frühzeitiger Tod am 24. Juni 1835 dem damaligen Befehlshaber der Cristinos, General Baldomero Espartero, sehr gelegen gekommen war.

In kurzer Zeit wurde ich genauer mit Elio bekannt. Weil ich außer jeder Beziehung zu den politischen Parteien Spaniens stand, gewann er bald volles Vertrauen zu mir und theilte mir rückhaltlos seine Pläne mit, zu Gunsten des Grafen von Montemolin, ältesten Sohnes des damals im Exil zu Triest lebenden Carlos V., welcher aber 1845 zu dessen Gunsten seinen Rechten auf die spanische Krone entsagt hatte, und deshalb von Elio nie anders als mit dem Titel und Namen: König Carlos VI. bezeichnet, im Schooße jener tapfern, gewissermaßen republikanisch organisirten und auf ihre verbrieften fueros eifersüchtigen Bergstämme eine neue Erhebung hervorzurufen.

Unter allen möglichen Verkleidungen wanderten die Agenten des Generals von Ort zu Ort, eifrigst und nicht ohne Erfolg bemüht, die Bevölkerung in den Grenzdistrikten aufzustacheln, auf daß sie nochmals die Waffen ergreife, um den rechtmäßigen Herrscher auf den Thron zu setzen, vor allen Dingen aber — denn das ist die häufig mißverstandene und unterschätzte Haupttendenz aller Carlistenkriege, bei denen das specifisch katholische Element eine nur accidentelle Bedeutung hat, — um ihre durch die Regierung der Königin Isabella II. geschädigten und verkümmerten Privilegien in ihrer vollen Ausdehnung und Wirksamkeit wieder herzustellen. Unter den Basken spielt die Fueros-Frage stets die erste Rolle; die der Legitimität des Herrschers wird erst in zweiter Linie in Betracht gezogen und erst in dritter kommt die klerikale.

Man darf eben nicht vergessen, daß die rein celtischen euscaldunac niemals von den Spaniern erobert wurden, sondern freiwillig sich der Krone von Castilien unterwarfen, dabei aber ganz bestimmte Bedingungen zur Aufrechthaltung ihrer theil-

weisen Unabhängigkeit gestellt hatten, welche natürlich ihnen mit Freuden bewilligt worden waren. Sie waren z. B. befreit von der quinta — der Rekrutirung; — daher die Menge rüstiger junger Männer im Lande, für ihr Gebiet galten nicht die im übrigen Spanien zur Anwendung gelangenden Zolltarife, und wenn eine königliche Ordre an sie erging, so beriethen die Stammesältesten erst unter dem historischen Baume von Guernica in Guipuzcoa, ob es den eigenen Interessen zuträglich sei, sie zu befolgen. Wenn nicht, sandten sie dieselbe nach Madrid zurück mit dem lakonischen Bescheide: „se acata, pero no se cumple“ — wir ehren sie, aber erfüllen sie nicht.

Selbst der politische Liberalismus ist wohl vereinbar mit dem Carlismus. General Elio hatte Verbindungen sogar mit der sogenannten centralistischen Partei angeknüpft, welche um jene Zeit von General Atmeller in den Provinzen Aragonien und Catalonien mit einem nahezu republikanischen Programm gebildet worden war. Besonders lag ihm jedoch daran, in den Reihen der Armee Anhänger zu gewinnen, da diese in den häufigen Revolutionen, von welchen die iberische Halbinsel im Laufe dieses Jahrhunderts heimgesucht wurde, den wichtigsten und Ausschlag gebenden Faktor bildet. Gelang es ihm, einige hervorragende Generale und höhere Officiere des isabellinischen Heeres zum Treubruch zu verleiten, so konnte er mit ziemlicher Sicherheit auf den Triumph des von ihm vertretenen Montemolinismus rechnen.

Hierzu war der Augenblick ein günstiger.

Vor Kurzem erst war Espartero aus seiner Verbannung von London nach Madrid zurückgekehrt. Ein Dekret der Königin hatte ihn in alle seine Würden wieder eingesetzt, nachdem er fünf Jahre früher, 1843, von der provisorischen Regierung, bestehend aus Lopez, Caballero und Serrano, zum Verräther am Vaterlande erklärt worden war und, der Verfolgung des ihm nachsetzenden Generals Concha nur mit Mühe entgehend, sich

in Cadix nach England eingeschifft hatte. Am 13. Januar 1848 hatte der Siegesherzog — duque de la victoria — seinen Sitz im Senat wieder eingenommen. Da starb sein treuer Adjutant und Waffengefährte, General Linage; eine neue Spannung trat zwischen Espartero und dem an der Spitze des Cabinets stehenden Narvaez ein, so daß Ersterer unmuthig und verdrossen sich nach Logroño, der reizenden, vom Ebro durchströmten Hauptstadt der wein- und olivenreichen Rioja zurückzog. Logroño war nämlich der Heimatsort seiner Gemahlin, einer Marquesa de Santa Cruz, die daselbst reich begütert war und einen stattlichen Palast besaß, während er selbst, ein armer Stellmachersohn, der neunte in der kinderreichen Familie, aus dem Dorfe Granatula in der Mancha stammte.

Die Kunde von diesen Ereignissen war natürlich auch zu Elio's Ohren gedrungen. Den Ehrgeiz des wiederum in einer Art von Exil, wenn auch innerhalb der Grenzen des Vaterlandes, lebenden früheren Regenten von Spanien kennend, kam ihm die Idee, dessen zum Theil nicht ungerechtfertigte Verstimmung für die carlistische Sache auszunützen, wußte er doch sehr wohl, daß er seinem Wesen wie seiner Erziehung und Entwickelung nach in die Kategorie der Glücksritter gehörte.

„Können wir Espartero's Unterstützung erlangen“, sagte mir Elio, „so ist unser Sieg unzweifelhaft, denn noch erfreut er sich großer Sympathien und eines bedeutenden Prestiges bei den Truppen.“

„Aber wie sollte der einstige siegreiche Anführer der Cristinos sich dazu verstehen, sein Schwert für einen Mann zu ziehen, dessen Vater er so ernergisch bekämpft und zum Aufgeben aller seiner Hoffnungen, zur Flucht in die Fremde gezwungen hat?“ wendete ich ein.

„Unmuth ist ein guter Rathgeber in solchen Fällen“, meinte Elio, der seine Landsleute besser kannte als ich. „Außerdem hat der König — der Graf von Montemolin — ganz

andere Anschauungen als sein erhabener Vater. Er ist freisinnig, er ist constitutionell gesinnt, er will die liberalste Verfassung, welche Spanien je besessen, die vom Jahre 1812, proklamiren, sobald er den Thron seiner Vorfahren wieder bestiegen, das Princip der Volkssouveränetät anerkennen und das allgemeine Wahlrecht einführen. Das sind Reformen, welche noch viel weiter gehen als die bisher von Espartero vertheidigten, und zu deren Verwirklichung er, unbeschadet seiner politischen und militärischen Vergangenheit, wohl beitragen könnte, abgesehen davon, daß er, fast allein durch unverdientes Soldatenglück zu der hohen Stellung erhoben, welche er vor Jahren eingenommen, von der Schwäche, Grundsätze zu haben, ziemlich frei ist. Die einzige Schwierigkeit besteht für mich darin, eine verläßliche, zugleich aber unauffällige Person zu finden, welche ihm mündlich meiue Vorschläge unterbreiten, auseinander setzen und anempfehlen möchte, denn ohne Zweifel ist er von Spionen seines Rivals Narvacz sorgfältig überwacht. Leider kann ich deshalb keinen meiner Vertrauten nach Logroño schicken. Ein solcher würde, sobald er sich dem Herzog zu nähern versuchte, Argwohn erregen und ein derartiger Argwohn allein schon genügen, die Mission scheitern zu machen. Aber da kommt mir ein Gedanke — —"

Elio unterbrach sich und sah mich lange mit forschendem Blicke an. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Aber — sollten Sie, mein lieber junger Freund, nicht geneigt sein, einen kleinen Abstecher nach Logroño zu machen? Sie verfügen frei über Ihre Zeit. Die Reise dorthin ist in hohem Grade lohnend. Man kennt Sie bereits in vielen baskischen Ortschaften bis jenseits Tolosas. Niemand wird etwas darin finden, daß Sie Ihre Streifereien weiter ausdehnen. Kurz, wollen Sie mir diesen Dienst erweisen?"

Der General hatte sich erhoben. Lächelnd streckte er mir seine Hand entgegen. Ich schwankte eine Weile, denn auch ich

mußte erst das Vorurtheil überwinden, welches den Carlismus als nothwendig identisch mit Rückschritt und Bigotterie ansieht; ich wollte durch Annahme dieser Sendung nicht etwa einer freiheitsfeindlichen Sache Vorschub leisten; doch Angesichts der Erklärungen Elio's, in deren Richtigkeit ich keinen Zweifel setzen konnte, und dann auch — warum soll ich ein Hehl daraus machen? — von der bei der Jugend gewiß entschuldbaren Lust nach Abenteuern fortgerissen, ergriff ich die mir dargebotene Hand und mit einem kräftigen „arreglado" verpflichtete ich mich, den mir ertheilten Auftrag nach besten Kräften auszuführen, ohne weiter an die Gefahren zu denken, mit welchen das Unternehmen aller Wahrscheinlichkeit nach verbunden sein mußte, ja vielleicht hauptsächlich durch sie angelockt, mich in dasselbe einzulassen.

Die Vorbereitungen zur Reise waren schnell getroffen. Von Elio mit Empfehlungen an seine Parteigenossen, deren er in jedem Orte, in jedem Hause der baskischen Provinzen besaß, ausgestattet, begab ich mich zunächst nach Tolosa, wo ich die Freude hatte, einem jener großartigen Ballspiele — juego de la pelota — beizuwohnen, bei welchem oft Hunderttausende von Pesetas in Wetten gewonnen und verloren werden, und wobei Priester als Schiedsrichter zu fungiren pflegen. Dort schloß ich mich einem Zuge von Maulthiertreibern an, mit welchem ich auf oft sehr unwegsamen Pfaden über die Sierra de Andia und das cantabrische Gebirge klomm, ihr frugales Mahl, meist aus kaltem Hammelfleisch, gekochten Zwiebeln und Weißbrodt bestehend, mit ihnen theilend, ihren eintönigen Gesängen lauschend, in einsamsten Hütten mit ihnen übernachtend — es handelte sich darum, mehr oder weniger geschmuggelte Waaren geheimnißvollen Käufern zu überliefern — bis ich eines schönen Nachmittags im Monat Mai, auf einem zartbeinigen, reich gesattelten Maulthier reitend, meinen Einzug in Logroño hielt.

Merkwürdig, wie im spanischen Volke die Erinnerung an die Maurenherrschaft haftet. Viele Bauwerke, namentlich Brücken,

führte es, zum Theil irrthümlich, auf jene Epoche zurück, in welcher der Halbmond über der ganzen Halbinsel mit alleiniger Ausnahme des asturischen Berglandes leuchtete. Eine Menge Sprichwörter stammen gleichfalls von da her. Der Spanier sagt z. B., um auf eine nahe Gefahr aufmerksam zu machen: „moros en la costa“ — es sind Mauren an der Küste. Eine arge Beleidigung ist in seinem Munde: „corazon de moro“ — Maurenherz. Dieses hörte ich häufig von meinen arrieros ihren Maulthieren gegenüber gebrauchen, wenn diese sich allzu störrisch erwiesen. Sie behaupteten, das böseste Thier, welches unempfindlich alle übrigen Schimpfwörter — und die spanische Sprache ist reich daran — um seine langen Ohren sausen lasse, senke diese wie beschämt und kommen seiner Pflicht nach, wenn ihm ein ingrimmiges corazon de moro zugerufen werde.

Gleich am nächsten Morgen machte ich mich von meiner Posada aus auf den Weg nach dem Palaste der Santa Cruz. Ich war ziemlich sicher, von Espartero empfangen zu werden, denn ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß ich am Abend meiner Ankunft in der Herberge die Bekanntschaft eines jungen schmucken spanischen Officiers gemacht hatte, der, wie der Wirth, an welchen ich ebenfalls von Elio empfohlen war, mir in's Ohr flüsterte, allgemein als ein natürlicher Sohn des Siegesherzogs galt. Ihm hatte ich mich angeschlossen, ihm meinen Wunsch, dem General vorgestellt zu werden, ausgesprochen und von ihm die freundliche Zusage erhalten, daß er meinen Besuch anmelden und meinen Empfang befürworten wolle. In der That genügte es auch, am nächsten Morgen dem die Thür öffnenden Diener meinen Namen zu nennen, um vor Espartero geführt zu werden.

Der Graf von Luchana und Herzog von Vittoria war damals ein Mann von 56 Jahren und sah, namentlich wenn er in Civil gekleidet war, wie er es in Logroño stets zu thun pflegte, noch älter aus, als er war. Mager und etwas gebeugt, machte er auf mich keineswegs den Eindruck eines Mannes, dessen Namen

sich einer über die Grenzen Spaniens hinausgehenden Berühmtheit erfreute, und welcher die höchsten Posten in seinem Vaterlande bekleidet hatte. Am Wenigsten ließ sich in ihm der Militär erkennen; nur der ergrauende Schnurr- und Knebelbart deutete darauf hin. Er erschien mir durchaus unbedeutend, und Alles, was ich später von ihm in Erfahrung brachte, hat mich in der Ansicht bestärkt, daß er nichts weiter war, als eine glänzende Mittelmäßigkeit in jeder Beziehung, als Militär sowohl wie als Politiker. Er glich, wie so manche von der Geschichte, dieser ewigen Lügnerin, als groß gepriesenen Männer der Pauke, die angeschlagen, desto stärker tönt, je größer der innere hohle Raum; oder, wie ein rumänisches Sprüchwort sagt: Leere Fässer machen den größten Lärm.

Seine Soldatenlaufbahn hatte er in Südamerika, in der zu jener Epoche noch spanischen Colonie Peru begonnen. Nach der Capitulation der iberischen Truppen in Ayacucho im Jahre 1824, durch welche die Unabhängigkeit der früheren Colonie besiegelt wurde, kehrte er, bereits zwei Jahre früher zum Obersten befördert, in das Mutterland zurück, arm an Ruhm, aber die Taschen ziemlich gefüllt mit im Spiel oder sonst wie gewonnenen Goldmünzen. Er hatte den lateinischen Spruch befolgt: „Lucri bonus est olor ex re qualibet“ — der Geruch des Gewinns ist ein guter, gleichviel woher er stamme.

Im Reiche der Blinden ist der Einäugige König. Aus Mangel an besseren Führern wurde Espartero, den unfähigen General Cordova ersetzend, zum Befehlshaber der gegen die baskischen Insurgenten operirenden Armee ernannt. Da, wie schon erwähnt, eine günstige Kugel ihn bald darauf von seinem bedeutendsten Gegner Zumalacarregui befreite, eine Kugel, deren Wirkung durch die Heilmethode eines erkauften Arztes, wie die Fama behauptet, so verstärkt wurde, daß sie den Tod des an und für sich nicht schwer Verwundeten herbeiführte; da ferner ihm erhebliche Unterstützung durch ein englisches Hilfscorps geleistet wurde, und da er später das Glück hatte, auf einen Verräther wie Rafael Maroto zu

stoßen, seinen frühern Waffengenossen in Peru, der, als General en chef der carlistischen Armee, um eine Million Duros sich zu der Uebereinkunft von Vergara verstand, durch welche jene Armee sich zur Waffenstreckung verpflichtete, und somit dem siebenjährigen Bürgerkrieg ein Ende gemacht wurde, so ist es nicht zu verwundern, daß sein Name überall als der des Friedensstifters gepriesen wurde, und daß man die erreichten Erfolge ausschließlich seiner Geschicklichkeit, seinem Talent, seiner strategischen Ueberlegenheit zuschrieb.

Der Glaube an die historische Wahrheit empfängt einen starken Stoß, wenn man Gelegenheit hat, sogenannte große Männer im Schlafrock zu sehen. Man gelangt da leicht zu der Ueberzeugung, daß die Größe vieler, ja der meisten unter ihnen, nur eine Talmi-Größe ist, die ihren Ursprung dem glücklichen Zusammtreffen verschiedener Zufälligkeiten verdankt.

So war es auch bei Espartero. Schon damals, im Mai 1848, hegte ich Zweifel, ob wirklich alles von ihm Errungene allein seinem eigenen Verdienst zugeschrieben werden dürfe. Trotzdem bemühte ich mich, ihn zu bewegen, daß er den Vorschlägen Elio's zustimme, sich an die Spitze der im Werden begriffenen Bewegung stelle, den Thron der tugendsamen Isabella über den Haufen werfe und für sein unter schwerem Drucke seufzendes Vaterland, mit Montemolin an der Spitze, eine Aera politischer Freiheit und administrativer Reformen anbrechen lasse.

Lange und eindringlich sprach ich in diesem Sinne zu Espartero, mich unwillkürlich für eine Sache begeisternd, die mich eigentlich nichts anging, allein gefangen genommen durch den Zauber, welchen das Wort: Freiheit, gleichviel wo und wie es zur That werden soll, auf jedes warm empfindende Menschenherz ausübt. Aufmerksam und mit augenscheinlichem Wohlwollen hörte er mir zu. Als ich aber geendet hatte und ihn um eine Antwort, um eine Entscheidung bat, da schien er erst

lange zu überlegen. Endlich sprach er mit müdem, zugleich aber selbstgefälligem Lächeln:

„Ich habe genug für mein undankbares Vaterland gethan. Meine einzige Sehnsucht ist jetzt nach Ruhe. Gleich Cincinnatus habe ich keinen höhern Ehrgeiz als den, meinen Kohl zu pflanzen.“

„Nach Ruhe, wo Spanien Ihres Armes bedarf?“ erwiderte ich mit Eifer. „Ist es Zeit, Kohl zu pflanzen, wo so viele große Aufgaben noch der Lösung harren, und Sie der berufenste Mann im Lande sind, diese Lösung in glücklichster Weise und auf leichtestem Wege herbeizuführen?“

Vergebens waren meine Bemühungen, ihn von seinem Entschlusse abzubringen; vergebens all' mein Drängen, ihn der Unthätigkeit, welcher er sich ergeben hatte, zu entreißen.

Während meines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Logroño hatte ich noch mehrfach Gelegenheit, über diese wichtige Angelegenheit mit ihm zu reden, da ich, seiner Einladung folgend, wiederholt mit ihm zusammenkam und ihn häufig auf weiten Ausflügen in die reizende Umgebung begleitete, auf leichtem Wagen dahinfahrend, während er selbst die Pferde lenkte. So oft ich jedoch auch auf das Thema unserer ersten Unterhaltung zurückkam: er verharrte bei seiner Ablehnung. Es war, als ob mit dem Tode Linage's alle geistige Spannkraft, jede Fähigkeit, eine Initiative zu ergreifen, von ihm gewichen sei.

Erst später raffte er sich noch einmal auf, um vorübergehend eine politische Rolle zu spielen. Noch später nahm er den ihm von König Amadeo verliehenen Titel eines „Prinzen von Vergara“ an, nachdem er anfänglich in geheuchelter Bescheidenheit ihn abgelehnt hatte. Hätte aber Espartero im Frühling 1848 seinen zu jener Zeit unbestreitbaren Einfluß auf das Heer für die Ansprüche Carlos' VI. in die Wagschale werfen wollen, die Geschicke Spaniens würden vielleicht eine glücklichere Wendung genommen haben. Zwanzigjähriges einer bodenlosen Mißregierung wären vermuthlich dem Lande erspart geblieben.

Meine Mission beim „Siegesherzog" war also gescheitert. Ich hatte in Logroño nichts mehr zu thun. Durch zuverlässige Boten war Elio von meinem Fiasco in Kenntniß gesetzt worden. Dennoch ertheilte er, nach ungenügenden Vorbereitungen, den Befehl zur Erhebung. General Alzà, an der Spitze einer kleinen, schlecht bewaffneten Schaar, proklamirte in Guipuzcoa den Grafen von Montemolin als Carlos VI. Auch in der Provinz Navarra, namentlich in der Umgegend von Estella, begann es sich zu regen.

Da ich nun schon einmal in vielfache Beziehungen zum damaligen, liberal angehauchten Carlismus getreten war, hielt ich es für meine Pflicht, ihm auch fernerhin meine Dienste zu weihen, obwohl ich mir nicht verhehlen konnte, daß auf Erfolg schwerlich zu rechnen sei. Zunächst hatte ich es übernommen, dem in Estella wohnenden Padre Izcue, dem einstigen Beichtvater Carlos' V. und einem der intellektuellen Leiter des damaligen Aufstandes, persönlich die Mittheilung von Espartero's ablehnender Haltung zu überbringen. Gleichzeitig freute es mich, jenem romantisch gelegenen Felsenneſt, das von jeher den Mittelpunkt aller carlistischen Bewegungen gebildet hat, einen Besuch abzustatten.

An einem herrlichen Junimorgen verließ ich denn die Hauptstadt der fruchtbaren Rioja, und nur von einem baskischen Diener begleitet, schlug ich den Weg nach Estella ein, ich zu Pferde, er, seinen langen Bergstock nach Art der Seiltänzer in der Hand schwingend, zu Fuß neben mir herlaufend, ohne selbst bei schnellster Gangart des Pferdes seine Unterhaltung mit mir zu unterbrechen. Es giebt auf der Erde, die Indianer in Mexiko und die Bergschotten ausgenommen, kaum bessere, unermüdlichere Fußgänger als die Basken.

In Estella angekommen, stieg ich in einer einfachen Posada ab. Wenige Tage später war ich bereits, Dank der freundlichen Einführung durch den Padre Izcue, in welchem ich einen wohl-

wollenden, nicht übermäßig fanatischen Priester kennen lernte, mit mehreren der einflußreichsten Familien der Stadt bekannt geworden, selbstverständlich fast ausschließlich mit solchen, die der wieder auflebenden Sache des Carlismus Sympathien entgegen brachten, obwohl sie sich hüteten, diese offen kundzugeben. Ueberall wurde ich mit der herzlichen, aufrichtigen Gastfreundschaft aufgenommen, wie sie die dortige Bevölkerung in allen Schichten der Gesellschaft auszeichnet. Auch in der Umgegend im Kreise der Landleute gewann ich schnell Freunde und lernte zufällig unter ihnen den Mann kennen, welcher im Sommer 1839 den Zwischenträger zwischen Espartero und Maroto gemacht, um die Uebereinkunft von Vergara zu Stande zu bringen, und für seine Dienste 10,000 Duros erhalten hatte. In seiner Begleitung besuchte ich die auf einer Estella beherrschenden Höhe liegende Kapelle el Puy, in deren Vorhof jener Maroto mehrere carlistische Generale, von welchen er wußte, daß sie niemals sich seinem Verrathe anschließen würden, hatte erschießen lassen.

Hauptsächlich aber im Hause des Señor Galareta fühlte ich mich schon nach wenigen Wochen so heimisch, als ob ich seit Jahren in demselben verkehrt hätte. Die größte Zeit des Tages brachte ich dort zu und nahm Theil an allen Besprechungen, welche den Zweck hatten, sich des in strategischer Hinsicht überaus wichtigen Platzes durch einen Handstreich zu bemächtigen. Eine im nahen Gebirge gebildete Bande von ungefähr 300 mit trabucos bewaffneten Parteigängern des Prätendenten sollte ihn im Einverständniß mit den innerhalb der Stadt wohnenden Gesinnungsgenossen ausführen.

Ich will gestehen, daß weniger die Politik als ein zarteres Gefühl mich zu jener gastlichen Familie hinzog. Der Magnet war die jüngste Tochter des Hauses, ein liebliches, kaum sechszehnjähriges, schwarzäugiges Mädchen mit dem poetischen Namen Cándida. Ihretwegen wäre ich im Stande gewesen, selbst einen trabuco zu ergreifen und auf die Anhänger der Regierungspartei zu schießen.

Mittlerweile war der Plan des Ueberfalls nach allen Seiten reiflich erwogen und die Ausführung auf die nächste Sonntagsnacht festgesetzt worden. Unglücklicherweise traf vor Ende der Woche ganz unvermuthet der General Villalonga, aus Valencia herbeordert, mit 3000 Mann und einigen Geschützen in Estella ein und schlug sein Hauptquartier in einem außerhalb der Stadt gelegenen Kloster auf. Die Regierung hatte nämlich Wind bekommen von der in jenem Theile Navarra's herrschenden Gährung, in Folge dessen den Belagerungszustand über die Provinz verhängt, und sich beeilt, den am meisten exponirten Punkt militärisch zu besetzen. Im ersten Augenblick glaubte ich in dieser so rechtzeitig getroffenen Maßregel die Hand Espartero's zu erblicken. Er hatte mir zwar feierlichst, noch bevor ich zu reden begann, versprochen, über alle Mittheilungen, welche ich ihm zu machen hätte, gegen Jedermann das tiefste Schweigen zu beobachten, wie immer seine Entscheidung ausfallen möge. Da er mir jedoch als nicht gerade sehr zuverlässig geschildert war, so entbehrte mein Zweifel nicht der Begründung. Nichtsdestoweniger gab ich ihn auf. Selbst seine entschiedensten Gegner erklärten Espartero einer solchen Handlungsweise für unfähig.

„Ueberdies", meinte Padre Izcue mit ironischem Zucken um die Mundwinkel, „würde er nicht allzu betrübt sein, wenn die Regierung ohne sein Zuthun eine Schlappe erlitte; er ist dem Narvaez, dem Pidal und den übrigen Machthabern gar nicht grün. Vielleicht erblickt er in der Ferne die Möglichkeit, nochmals „der Retter des Landes" zu werden, und wohl nur diese Hoffnung hat ihn abgehalten, den Anerbietungen Elio's willfahrend, ihm ungewohnte politische Pfade zu betreten."

Noch ein schlimmeres Ereigniß hatte stattgefunden. General Alzà war nach einem unglücklichen Gefechte, welches er in der Nähe von Azpeitia in Guipuzcoa gegen überlegene Streitkräfte der Regierung zu liefern gezwungen worden, in die Hände des ehemaligen Carlistengenerals Urbiztondo, derzeitigen General-

Capitäns von Navarra und den baskischen Provinzen, gefallen, und dieser hatte ihn, uneingedenk der früheren Waffenbrüderschaft, unverzüglich erschießen lassen. Außerdem war Graf von Montemolin durch die französischen Behörden verhindert worden, die spanische Grenze zu überschreiten, um sich persönlich an die Spitze seiner Anhänger zu stellen.

Trotz alledem hielten die Carlisten Estella's an ihrem ursprünglichen Entschluß fest, die Ueberrumpelung der Stadt zu wagen. Es handelte sich aber nicht mehr allein um die Ausführung eines strategischen Planes, sondern zugleich um einen Akt der Menschenliebe und des kameradschaftlichen Interesse. Zwei Tage zuvor waren sechs Carlisten, ein Oberst mit Namen Chaleco, zwei Subalternofficiere und drei Gemeine, in einem Scharmützel mit den isabellinischen Truppen nach verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt worden. Wenn irgend möglich, mußten die Armen aus der sie so nahe bedrohenden Gefahr gerettet werden. Der zweite alcaide — Schließer — des ziemlich in der Mitte der Stadt gelegenen Gefängnisses, in welchem sich die sechs Carlisten befanden, war gewonnen worden und hatte fest versprochen, jenen Thür und Thor zu öffnen, sobald die eindringenden trabuqueros sich dem Gebäude nähern würden. Gerade wegen der Waghalsigkeit des Unternehmens hoffte man auf ein Gelingen.

Die verhängnißvolle Nacht war gekommen. Am nächsten Morgen schon sollte das Bluturtheil vollstreckt werden. Tiefe Stille lagerte auf der Stadt. Nicht einmal der Tritt von Schildwachen war vernehmbar. Man hatte es für zu gefährlich gehalten, sie in den Straßen aufzustellen, sondern sie innerhalb einzelner Häuser an offenen Fenstern postirt, namentlich in dem dem Gefängniß gegenüberliegenden Gebäude. Soeben war eine starke Patrouille in das zur Kaserne umgewandelte Franziskanerkloster zurückgekehrt, vermuthlich mit der Meldung, daß nichts zu

melden sei. Von fünf zu fünf Minuten ertönt der vorschriftsmäßig langgezogene Ruf, von Wachposten zu Wachposten sich fortpflanzend: „centinela aler — — — — — ta!“ Sonst ist Alles ruhig!

Da — die Uhren an den Kirchthürmen hatten gerade Mitternacht geschlagen — begann es an den Abhängen der die Stadt einschließenden Berge sich geheimnißvoll zu regen. Auf leisen Sohlen schlichen, sorgfältig im Schatten der Häuser sich haltend, in mehr oder minder starken Gruppen und immer einer hinter dem andern gehend, die dreihundert trabuqueros, von denen ich schon gesprochen und welchen sich manche Einwohner Estella's angeschlossen hatten, durch die leeren Gassen, von verschiedenen Seiten her sich dem Gefängniß nähernd. Strenger Befehl war gegeben worden, nur im äußersten Nothfall von der Schießwaffe Gebrauch zu machen, keinesfalls früher, als bis die Befreiung der sechs Kameraden in's Werk gesetzt wäre. Jede vorzeitige Alarmirung der so zahlreichen Garnison mußte vermieden werden.

Alles ging im Anfang gut. Das Ziel war beinahe erreicht. Plötzlich kracht ein Schuß durch die stille Nacht. Andere folgen. Ein wildes Geknatter bricht los; Hornsignale schmettern, Trommeln wirbeln Generalmarsch. Schon erscheinen Truppendetachements an den Ausgängen mehrerer Straßen. Es war die höchste Zeit, uns zurückzuziehen, wollten wir nicht sämmtlich abgeschnitten werden.

Der Handstreich war mißglückt durch die Schuld eines der trabuqueros, welcher der Versuchung nicht hatte widerstehen können, auf eine sich an einem Fenster zeigende Schildwache seine Büchse abzudrücken. Disciplin war ja überhaupt schwer unter jenen militärisch ungeschulten, wenn auch tapferen, todesmuthigen und von glühender Begeisterung für die von ihnen vertheidigte Sache erfüllten Bergbewohnern einzuführen. Zum Glück verloren wir bei unserm überstürzten Rückzuge keinen einzigen

Mann, aber das Schicksal der zum Tode verurtheilten Gefährten war nun nicht mehr abzuwenden.

Vor Tagesgrauen schlich ich mich, durch Nebengassen meinen Weg nehmend, in die von mir bewohnte Posada zurück, deren Wirth wie fast sämmtliche Einwohner von Estella ein überzeugungstreuer Carlist war.

Früh am Montagsmorgen wurden die sechs Gefangenen, jeder von einem Beichtvater begleitet und von einem Infanteriepiquet escortirt, auf den mit Steinplatten gepflasterten, von einer niederen Brüstung eingefaßten Vorplatz der Franziskanerkirche geführt. Eine dichtgedrängte Menge, die nur mit Mühe von den Soldaten zurückgedrängt werden konnte, umstand in tiefem, traurigem Schweigen die Richtstätte. Mit lauter feierlicher Stimme sprachen die Priester den Opfern, welche mit dem Gesicht gegen die Mauer aufgestellt waren, um von rückwärts erschossen zu werden, das Glaubensbekenntniß vor. Als sie bis zum „eingeborenen Sohn" — único hijo — gelangt waren, erhob der die Exekution leitende Adjutant seinen Säbel. Vierundzwanzig Schüsse fielen; sechs kräftige Männer lagen als blutige, zuckende Leichen auf den Steinfliesen ausgestreckt. Einigen die sich noch regten, mußte von je einem Korporal durch einen in's Ohr abgegebenen Gnadenschuß der Schädel zerschmettert werden. So lange hatte das Volk seine Aufregung, seine Erbitterung bekämpft. Plötzlich aber brach es in einen furchtbaren Weh- und Wuthschrei aus und stürzte sich auf die Truppen.

Ich stand in der vordersten Reihe. Beim Vorübergehen hatte Oberst Chaleco mich gegrüßt und mich gebeten, seiner Frau und seinem Töchterchen seine letzten Grüße zu überbringen.

„Das Crucifix, welches ich auf meinem Todesgange trage" — er preßte es mit beiden Händen an seine Brust — „bewahren Sie als Andenken an einen Freund!" rief er mir im Weiterschreiten zu.

Schon diese Scene hatte die Aufmerksamkeit der Gegner auf mich gezogen. Als das Volk vorwärts drängte, bemühte ich mich es zurückzuhalten.

„Freunde“, sprach ich zu den mir zunächst Stehenden, „seid nicht wahnsinnig, wir haben keine Waffen!“

Diese unvorsichtigen Worte waren von unberufenen Ohren gehört worden; sie sollten mir verhängnißvoll werden.

Die Menge wurde mühelos auseinandergesprengt. Ich selbst eilte heim in meine nahe Posada, um schnell meine wichtigsten Sachen zusammenzupacken. Unzweifelhaft war ich verdächtig geworden; in Estella konnte deshalb meines Bleibens nicht länger sein. Ich mußte fort in's Gebirge. Dort allein war ich sicher. Der Boden brannte mir unter den Füßen, und so schwer es mir wurde, ohne Abschied von Cándida die Stadt zu verlassen, sah ich doch ein, daß ich vor allen Dingen auf meine persönliche Rettung bedacht sein mußte.

Es klopfte. Schon glaubte ich, man käme, um mich in's Gefängniß abzuführen; doch nein. Ein Landmann trat ein und überbrachte mir im Auftrage des Priesters, der dem Obersten Chaleco in seinen letzten Augenblicken Trost und Hoffnung zugesprochen, das Crucifix, welches dieser bis zum Tode in seinen gefalteten Händen gehalten und mir vermacht hatte. Es war von Blut überströmt — ein einfaches Kreuz von Ebenholz mit einem Christus von Messing. Ich besitze es heute noch.

Ich dachte, die Gefahr sei vorüber. Ich hatte mich getäuscht. Kaum war der Bote gegangen, so vernahm ich den schweren Schritt von Soldaten auf der Treppe, die zu meinem Zimmer emporführte. Die Thüre wurde aufgerissen. Ein Officier mit gezogenem Säbel und vier Mann, das Gewehr auf der Schulter, drangen ein: ich war ein Gefangener.

Meine Sachen wurden durchsucht; alle Schriftstücke, übrigens unverfänglicher Art, darunter mein deutsch geschriebenes Tagebuch, in welchem jedoch die Ereignisse der letzten Monate mit Still-

schweigen übergangen waren, Briefe aus der Heimat und dergleichen in ein Bündel geschnürt und mit Beschlag belegt. Mich selbst führte man in dasselbe Gefängniß, das die Nacht zuvor Chaleco beherbergt hatte. Eine enge, halb dunkle Zelle mit einer hölzernen Pritsche als einzigem Möbelstück wurde mir zum Aufenthalt angewiesen. Dröhnend fiel die schwere, eisenbeschlagene Thür in's Schloß, der Schlüssel rasselte — ich blieb allein mit meinen nicht allzu trostvollen Gedanken.

Die etwas leichtsinnig übernommene Mission bei Espartero fing an bittere Früchte zu tragen.

Wenige Stunden später wurde ich abgeholt, um unter militärischer Bedeckung vor ein aus sechs Hauptleuten, unter dem Vorsitz eines Oberstlieutenants gebildetes Kriegsgericht geführt zu werden. Als ich die Treppe zu dem Saal hinaufstieg, in welchem es sich versammelt hatte, drückte mir ein kleiner Bube verstohlen einen Zettel in die Hand. Es gelang mir, ihn unbemerkt zu lesen und dann zu vernichten. Mit schmerzlicher Freude hatte ich Cándida's geliebte Schriftzüge erkannt.

„Du verstehst nur deutsch!" lautete der spanisch geschriebene Inhalt.

Ich begriff den in diesen Worten enthaltenen klugen Rath und befolgte ihn. Auf alle von dem Vorsitzenden des Gerichts an mich gerichtete Fragen antwortete ich hartnäckig in absichtlich schlecht gesprochenem Spanisch: „yo poco entender español" — ich wenig spanisch verstehen. Glaublich mußte diese Behauptung allerdings nicht erscheinen, doch sie schützte mich wenigstens vor der Gefahr, eine unüberlegte Antwort zu geben. Bestimmte Thatsachen lagen so wie so nicht gegen mich vor, nur Verdachtsgründe, freilich ziemlich schwerwiegender Natur. Man hatte sich erkundigt, ob ich die vergangene Nacht in meiner Posada zugebracht hatte; der Wirth, entgegen der Wahrheit, erklärte, ich hätte meine Wohnung seit neun Uhr Abends nicht verlassen. Wohl sprach mein Ausruf bei der Hinrichtung gegen mich.

Dieser allein konnte indessen schwerlich ein Urtheil auf „Schuldig“ begründen. Leider schadete mir ein anderer Umstand, an dem ich durchaus unschuldig war.

Bei den ungebildeten Klassen der Bevölkerung Estella's und noch mehr unter den Bewohnern der umliegenden Dörfer und Weiler, mit welchen ich auf meinen häufigen Ausflügen viel verkehrt, hatte sich nämlich das alberne Gerücht verbreitet, ich hätte mir einen falschen Namen beigelegt und sei, unter meinem Incognito, in Wahrheit der Infant Don Juan, jüngerer Bruder des kinderlosen Grafen von Montemolin. So mußte ich also eine Zeit lang, mir wahrlich nicht zum Heile, für den Vater des gegenwärtigen Prätendenten Don Carlos VII. und seines heute in Graz lebenden Bruders, des Infanten Don Alfonso gelten. Die Mitglieder des Kriegsgerichts glaubten vermuthlich selbst nicht an dieses Gerücht. Vielleicht lag ihnen aber daran, sich zu stellen, als ob sie ihm Glauben schenkten, um durch meine Verurtheilung einen niederschmetternden Eindruck auf die Masse der Carlisten hervorzubringen. Der Spruch lautete demzufolge auf: „Tod durch Erschießen“. Eigenthümlicherweise wurde mir jedoch das Urtheil nicht mitgetheilt und ich in völliger Unkenntniß über mein Geschick in das Gefängniß zurückgeführt.

Zwei lange, bange Tage verbrachte ich dort in einsamer Haft. Am dritten, gegen zwei Uhr Nachmittags, holte eine Escorte mich ab; noch immer wußte ich jedoch nicht, wohin? Bald sollte ich es erfahren.

Als ich aus dem Kerkerthore heraustrat, flüsterte mir der carlistisch gesinnte zweite alcaide die Worte in's Ohr:

„Bereiten Sie sich vor, man führt Sie zum Tode!“

Die Jugend glaubt schwer an den Tod. Hoffnung ist ihr Element. So erschütterte mich jene entsetzliche Mittheilung weit weniger, als man anzunehmen geneigt sein möchte. Auch als ich durch die, von einer dichten Volksmenge erfüllten Straßen Estella's dahinging, von allen Seiten unter Schluchzen mir

„Lebewohl, lebewohl für immer“ — adios, adios para siempre — zugerufen wurde, und Frauen und Mädchen sich herandrängten, um mir die Hand zu küssen und mit Thränen zu benetzen, selbst dann behielt ich meine Seelenruhe bei. Ich hatte das Gefühl, daß ich noch nicht sterben würde, nicht sterben könnte, nicht sterben dürfte. Freundlich mit der boina grüßend, schritt ich durch die Menge, bis ich auf einen Platz anlangte, der am Ausgange des Orts an der nach Pamplona führenden Straße lag. Ein Infanterie-Detachement hatte Quarré formirt. Mich führte man in einen offenen Hausflur — zahuan. Dort sollte ich, wie der escortirende Officier mir sagte, die Ankunft des Priesters erwarten.

Eine Publicirung des Urtheils hatte aber noch nicht stattgefunden. Nur der nämliche Officier fragte mich:

„Wünschen Sie noch etwas, bevor Sie sterben?“

Immer noch gleichmüthig, immer noch nicht glaubend, daß mein letzter Augenblick nahe, gab ich — es lag kein Grund mehr vor, meine Kenntniß der spanischen Sprache zu verheimlichen — mit sorgloser Stimme die einem furchtlosen Gemüthe entspringende Antwort:

„Gern wechselte ich noch schnell die Wäsche. Seit drei Tagen habe ich mich nicht umkleiden können, und das Gefängniß war nicht allzu sauber.“

„Pah“, entgegnete mit rohem Spott der Officier, „für Das, was Sie noch vorhaben, wird wohl die schmutzige Wäsche ausreichen.“

Ich wendete ihm den Rücken und würdigte ihn keines weiteren Wortes. Meine Gedanken schweiften von Cándida zur Heimat und zurück von der Heimat zu Cándida. Minute um Minute verrann. Bereits war eine halbe Stunde vergangen; kein Priester ließ sich blicken.

Da macht sich plötzlich eine lebhafte Bewegung in der Menge bemerkbar. In athemloser Hast drängt Padre Izcue sich durch die Soldaten, stürzt auf mich zu, schließt mich in seine Arme und ruft mit ausbrechendem Jubel:

„Gerettet! Gerettet! — Die Hinrichtung ist verschoben!“

Unmittelbar darauf erschien ein Adjutant des Generals Villalonga, welcher dem das Piquet commandirenden Major die schriftliche Ordre einhändigte, die Urtheilsvollstreckung sei — vorläufig — sistirt. Ich aber solle unter sorgfältiger Ueberwachung nach der Citadelle von Pamplona gebracht und dort in einer Casematte eingeschlossen werden.

In kurzen Worten erklärte mir Padre Izcue diese wunderbare Wandlung, wunderbar in der That, denn General Villalonga galt nicht als ein Mann, der dem Mitleid zugänglich sei. Gerade ihn, welcher als besonders energisch, um nicht zu sagen grausam, bekannt war, hatte man von Valencia in die aufständische Provinz entsandt, um mit den Rebellen aufzuräumen. Die Sache hatte sich folgendermaßen zugetragen.

An demselben Tage, an welchem ich die Welt verlassen sollte, befand sich die Familie Galareta, gegen welche man als eine der angesehensten der Stadt ungeachtet ihrer bekannten Sympathien für den Carlismus Rücksicht zu nehmen hatte, beim General zum Diner eingeladen, natürlich auch Cándida. Sie vornehmlich hatte darauf gedrungen, die sonst wenig willkommene Einladung anzunehmen.

Als ob es sich um etwas Gleichgiltiges handelte, sagte Villalonga zu ihr während eines längeren Gesprächs:

„Soeben wird der junge Preuße erschossen.“

Mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung verstand Cándida ihre schmerzliche Aufregung zu beherrschen, obwohl sie vorher schon gewußt hatte, daß nur Minuten mich vom Tode trennten. Mit keiner Miene verrieth sie, daß sie mich kenne, daß sie mir zugethan sei.

„General“, erwiderte sie in schmeichelndem Tone, „ich habe eine Bitte an Sie. Heute ist mein Geburtstag, da müssen Sie mir ein Geschenk machen. Wollen Sie?“

„Gern, wenn es in meiner Macht steht, es zu thun.“

„So schenken Sie mir das Leben des jungen Verurtheilten!“

Nach kurzer Ueberlegung antwortete der General, einen Blick auf seine Uhr werfend:

„Gut, ich will Ihre Bitte erfüllen. Mein Wort ist mir heilig; nur fürchte ich, es wird zu spät sein.“

Es war nicht zu spät gewesen.

Absichtlich hatte Padre Izcue, der sich angeboten hatte, mich zum Tode vorzubereiten, so lange wie irgend möglich und unter allerlei Vorwänden gezögert, sich zu mir zu begeben, hoffte er doch, daß eine Wendung zu meinem Gunsten eintreten würde, denn er hatte mit Cándida verabredet, daß sie beim General Villalonga um mein Leben bitten und der Gewährung ihrer Bitte sich durch einen geschickten Kunstgriff thunlichst im voraus vergewissern sollte. Die Geschichte von dem Geburtstage war eine Fabel gewesen. Des Priesters Voraussicht wurde nicht getäuscht.

Es giebt ein wenig höfliches spanisches Sprichwort: „Alles Uebel kommt von der Frau!“ Nun in diesem Falle hatte es sich wahrlich nicht bewährt. Ohne die Liebe Cándida's, ohne ihre Fürsprache hätte damals in Estella meine letzte Stunde geschlagen.

In den vierziger Jahren lag das spanische Gefängnißwesen, namentlich in den kleineren Ortschaften, sehr im Argen. Hoffentlich ist es heute besser damit bestellt. Zur Zeit, als ich Gelegenheit hatte, es aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, wurden die Gefangenen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, welcher Vergehen oder Verbrechen wegen sie eine Untersuchungshaft durchzumachen oder eine Strafhaft abzubüßen hatten, es sei denn, sie wurden in die sogenannten presidios abgeführt, bunt durcheinander in große Säle gesperrt, durch deren eisenvergitterte Fenster sie nicht selten ungestörten Verkehr mit den auf der Straße vorübergehenden Personen pflegen konnten. Nur den

aus politischen Gründen Inhaftirten erwies man insofern eine größere Aufmerksamkeit, als man sie in der Regel strenger bewachte und härter behandelte. Bisweilen auch, wenn sie eine besondere Wichtigkeit hatten, oder ihnen eine solche zugeschrieben wurde, hielt man sie, wie es bei mir der Fall gewesen, incomunicados, in Einzelnhaft. Außer dem alcaide und der allwöchentlich eine Art von Inspectionsvisite vornehmenden richterlichen Deputation war Niemandem der Zutritt zu ihren Zellen gestattet.

Die übrigen presos führten gar kein so schlechtes Leben. Den landesüblichen Schmutz der Gefängnißräume empfanden sie kaum. Bei der großen Mäßigkeit und Bedürfnißlosigkeit, durch welche das spanische Volk sich hervorthut, genügte ihnen die in der That nicht reichliche Kost, welche ihnen verabreicht wurde. Die Hauptsache aber war, daß sie nicht zu arbeiten brauchten; ununterbrochen konnten sie sich dem in südlichen Ländern so hoch geschätzten dolce far niente hingeben. Zum Zeitvertreib sangen sie von früh bis spät Lieder, oft mit Guitarrebegleitung, meistens improvisirte seguidillas, eine Art von Schnadahüpfln, in welchen sie entweder ihr eigenes Loos beklagten oder, was noch häufiger, den Richterstand verspotteten.

Ein Beispiel ersterer Art, dessen ich mich aus jener Zeit erinnere, sind folgende, einen unter den geschilderten Umständen ziemlich ungerechtfertigten Pessimismus athmenden Verse:

„Hinter harten Kerkermauern
Klag' ich einsam und allein,
Denn, von Glas die Freundschaft fürchtet
Zu zerschellen an dem Stein."

Probe eines Spottliedes ist dieses:

„Es hängt eine Traube im Himmel,
Die Traube der Richter genannt;
Noch fehlt ihrer Beeren nicht eine,
Kein Richter zum Himmel noch fand."

Daß es an mehr oder minder unanständigen Dichtungen ebensowenig fehlte, braucht nicht erst versichert zu werden.

Häufig hörte ich sie folgendes, wenn ich nicht irre, dem Don Quixote entnommene witzige Lied singen, welches ich aber nur im Urtext anführen will:

„Es de vidrio la muger,
Pero no se ha de probar,
Si se puede ó no quebrar,
Porque tods podría ser.

* * *

„Y es mas fácil el quebrarse;
Y no es cordura ponerse
A peligro de romperse,
Lo que no puede soldarse."

Was die Lage der Gefangenen hauptsächlich erleichterte, war das Mitleid, das ihnen durchgehends gezollt und bethätigt wurde. Für den Spanier ist jeder seiner Freiheit Beraubte ein — pobrecito, ein armer Kerl. Man denkt viel weniger an seine Schuld, als an die ihm auferlegte Sühne. Dazu kommt, daß die ohnehin in Spanien wie in Italien bis zum Mißbrauch getriebene öffentliche Wohlthätigkeit, welche das Bettlerunwesen so sehr befördert — Espronceda, der spanische Byron, nennt darum treffend in einem seiner berühmtesten Gedichte den Bettler „den König der Erde" — „yo soy el rey del mundo" — am Liebsten sich zu Gunsten von Gefangenen zu äußern pflegt. Kein Almosen wird für verdienstlicher angesehen, keines erzielt höhere Interessen im Himmel, als das jenen gespendete.

Dem Gefängniß in Estella gegenüber sah ich an der Straßenecke eine Blechbüchse befestigt, welche die Aufschrift trug: „para los pobres presos" — für die armen Gefangenen. Diese selbst ermangelten nicht, vom Fenster aus die Vorübergehenden durch lauten, bittenden Zuruf auf die in jenen Worten liegende Mahnung aufmerksam zu machen, und selten nur wurde ihr

keine Folge gegeben. Im Allgemeinen ist der Begriff des Almosengebens nach spanischer Auffassung so untrennbar verbunden mit dem Christenthum, daß in einer Diskussion, welche ich einmal mit dem Padre Izcue über die Nothwendigkeit der Einführung socialer Reformen hatte, um den bestehenden Unterschied zwischen arm und reich allmälig auszugleichen, dieser sich entschieden dagegen erklärte.

„Wenn es keine Armen mehr gäbe", meinte er, „wie sollten denn da noch Almosen gespendet werden? Und doch schreibt Christus diese ausdrücklich vor."

Ich habe mich zu dieser kleinen Excursion auf das Gebiet des spanischen Gefängnißwesens und der in jenem Lande gegen die Gefangenen geübten Wohlthätigkeit bestimmen lassen, weil ich an mir selbst ein Beispiel davon erleben sollte.

Noch an demselben Nachmittage, an welchem ich, Dank der rechtzeitigen und geschickten Intervention Cándida's, dem Erschießungstode entgangen war, mußte ich, zwischen zwei berittenen Officieren einhergehend und von einem Truppenpiquet gefolgt, den Marsch nach Pamplona antreten, um zunächst in der dortigen Citadelle die Entscheidung über mein ferneres Schicksal seitens der Regierung von Madrid abzuwarten.

Spät Abends langte ich mit meiner Escorte in dem am Flusse Arga gelegenen Städtchen Puente de la Reina — Königinbrück — an.

Der Arga ist ein Nebenfluß des Ebro und giebt mit zwei andern Nebenflüssen Anlaß zu den Versen:

„Arga, Erga y Aragon
Hacen el Ebro varon"

Arga, Erga und Aragon machen den Ebro zum Mann, d. h. schiffbar.

Das mir ungewohnt gewordene zu Fuß Marschieren, sowie die Aufregung des Tages hatten mich in hohem Grade ermüdet. Man sperrte mich die Nacht über in ein kellerartiges Gewölbe

ein, das mir provisorisch als Gefängniß zu dienen hatte. Am nächsten Morgen nämlich sollte der Marsch nach Pamplona fortgesetzt werden. Um meine Bedürfnisse kümmerte man sich nicht; Officiere und Soldaten waren wohl selbst froh, in's Quartier zu gelangen, sie hatten darüber ganz vergessen, daß auch ich Hunger und Durst empfinden könnte.

Es war nahezu Mitternacht geworden, als ich von der Straße her im Flüsterton die Worte vernahm:

„Preso, suba“ — Kommen Sie herauf, Gefangener!

Zuerst glaubte ich, der Wachposten rufe mich; als aber die Worte wiederholt wurden, und ich eine weibliche Stimme erkannte, stieg ich die wenigen Stufen, welche bis zu der auf dem Niveau der Straße liegenden Gitterthür führten, empor, und in dem Dunkel der Nacht bemerkte ich ein altes Mütterchen, das mir durch die ziemlich weit auseinander stehenden Eisenstäbe eine kleine Tasse — pocillo genannt — mit Chokolade und ein Stückchen Weißbrodt hereinreichte.

„Sie werden Hunger haben, Sie Aermster“, sagte sie, „da, nehmen Sie!“

Die alte Frau hatte mich, als ich vor der Thür ihres in der Vorstadt liegenden Häuschens vorbeigeführt wurde, erblickt und sich beeilt, mir diese Labung zu bringen. Sie war glücklich, daß es mir so gut schmeckte; der Posten sah nichts oder wollte nichts sehen. Nachdem sie den Segen aller Heiligen auf mein Haupt herabgefleht, drückte sie mir noch zum Abschied einen cuarto — eine Kupfermünze — in die Hand, sich entschuldigend, die Gute, daß sie bei ihrer Armuth außer Stande sei, mir mehr zu geben. Es kam mir natürlich nicht einen Augenblick in den Sinn, das so herzlich dargebotene Almosen auszuschlagen. Mit den üblichen Dankesworten: „Dios se lo pague“ — Gott bezahle es Ihnen! — steckte ich die Münze ein und bewahre sie als Andenken bis auf den heutigen Tag. Da ich mich nach dem Namen und der Wohnung der guten Alten

erkundigt hatte, fand ich später Gelegenheit, ihr den mir geleisteten Liebesdienst einigermaßen zu vergelten, indem ich ihr eine Goldunze zusendete.

Dankerfüllten Herzens streckte ich mich auf die harte Pritsche nieder und mit dem Namen „Cándida" auf den Lippen schlief ich ein. Beim Morgengrauen weckte mich Trommelwirbel. Der Marsch wurde in ähnlicher Weise wie am Tage vorher fortgesetzt, nur sah ich mich von den Officieren mit größerer Achtung behandelt. Ich mußte lachen, als sie mich wieder und wieder fragten, ob ich nicht wirklich der Infant Don Juan, der Bruder des Grafen von Montemolin sei. Ich machte mir den Spaß, ihnen ausweichende, unbestimmte Antworten zu geben und bestärkte sie dadurch in dem Glauben.

Um die Mittagszeit erreichten wir die Festung Pamplona, welche vornehmlich deshalb berühmt ist, weil, wie bekannt, bei deren Vertheidigung gegen die Franzosen 1521 Ignaz von Loyola verwundet und in Folge hiervon zu dem unseligen Plan bestimmt wurde, jenen Orden zu gründen, unter dessen geheimnißvoller Macht auch die heutige Welt noch schwer leidet. Pamplona ist somit die eigentliche Wiege der Gesellschaft Jesu. An der Stelle, wo Ignatius seine verhängnißvolle Wunde empfing, steht jetzt eine Kapelle.

Durch die von Menschen gefüllten Straßen wurde ich, fortwährend von sympathischen Zurufen begleitet, zuerst in die Citadelle und dann — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — unverzüglich in das Stadtgefängniß geführt. Nachdem die üblichen Formalitäten der Einregistrirung meines Namens u. s. w. beendigt waren, schloß man mich in ein ebenerdiges, hohes, großes aber vollständig leeres Gemach ein, dessen einziges, stark vergittertes und nahe der Decke angebrachtes Fenster auf einen innern Hof hinausging, mir selbst jedoch jeden Ausblick verwehrte. Wegen der zu beschaffenden einfachen Möbel sowie wegen der Beköstigung traf ich mit dem Schließer ein für ihn

vortheilhaftes Abkommen. Mein Geld, welches man mir während des Transports abgenommen hatte, war mir zurückgegeben worden, und so vermochte ich mir das Nöthigste zu verschaffen.

Nach einigen Tagen erhielt ich den Besuch des General-Capitains Urbiztondo, jenes Mannes, welcher nach dem Vertrage von Vergara im Jahre 1839 aus einem Saulus sich in einen Paulus, aus einem enragirten Carlisten in einen noch enragirteren Isabelliner umgewandelt hatte. Bitter beklagte ich mich ihm gegenüber wegen der mir widerfahrenen Unbill, indem ich jede Betheiligung meinerseits an dem schon im Erlöschen begriffenen carlistischen Aufstande als eine unsinnige Annahme hinstellte. Von meinem Aufenthalt in Logroño, von meinen Unterredungen mit Espartero, von meinem Verkehr mit den trabuqueros schien glücklicherweise keine Kunde zu ihm gedrungen zu sein. Mit kühler Höflichkeit hörte er mich an, zuckte die Achseln und nach einem zu nichts verpflichtenden „ya verémos“ — wir werden schon sehen — verließ er mein Gefängniß, um sich niemals wieder blicken zu lassen.

Wochen vergingen, ohne daß meine Lage sich änderte. Ich fing an mich entsetzlich zu langweilen. Die wenigen Bücher, ausschließlich religiösen Inhalts, welche mir der Schließer geliehen hatte, waren längst durchgelesen, sein Vorrath davon längst erschöpft und — vierundzwanzig Stunden schleichen langsam hin, wenn man nur auf seine eigene Gesellschaft angewiesen ist und nicht die geringste Beschäftigung hat. Gern hätte ich geschrieben, an Stoff würde es mir wahrlich nicht gefehlt haben; mein Gesuch um die dazu nöthigen Materialien wurde mir jedoch kurzweg abgeschlagen. Dazu die Ungewißheit, was man eigentlich mit mir vorhabe, die nicht unbegründete Furcht, man könne mich absichtlich oder unabsichtlich in meinem einsamen Kerker vergessen. Zudem war ja mein Todesurtheil nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. In der That, eine keineswegs beneidenswerthe Situation! Ich empfand an mir selbst, wie recht La Rochefoucauld mit

seiner Behauptung hat: „Die Philosophie triumphirt über zukünftige und vergangene Leiden; die gegenwärtigen dagegen triumphiren über die Philosophie."

Aus Verzweiflung begann ich zu singen. Ich erinnerte mich der Verse Heine's:

„Wenn die Kinder sind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüth,
Uud um ihre Angst zu bannen,
Singen sie ein lautes Lied."

Mein ganzes Lieder-Repertoir, was immer mir durch den Kopf summte, gab ich mit heller Stimme zum Besten, unter Anderen auch die seit wenigen Monaten wieder im Nachbarlande en vogue gekommene Marseillaise, unter deren Klängen ich die zweite französische Republik hatte erstehen sehen.

Plötzlich hörte ich, vom Hofe hereintönend, eine andere singende Menschenstimme. Erstaunt, erfreut horche ich auf. Es war die bekannte Melodie einer chanson, aber die Worte! die Worte! Man hatte andere untergelegt und — sie waren an mich gerichtet. Der unbekannte Sänger sagte mir, er sei ein Graf aus Palermo, ebenfalls als politisch verdächtig in Haft, doch dürfe er frei innerhalb des Gefängnisses umhergehen und brieflich mit der Außenwelt verkehren. Er bot mir seine Dienste an; er wolle für mich thun, was in seiner Macht stehe. Ich könne getrost, französisch singend, ihm antworten; Niemand in unserer Umgebung verstehe diese Sprache.

Unverzüglich kam ich der liebenswürdigen Aufforderung nach. Unser musikalisches Zwiegespräch war bald im besten Gange. Nach der Melodie: „Ach Du lieber Augustin" bat ich ihn, mir vor Allem Papier, Feder und Tinte zu verschaffen. Er versprach es mittelst der Klänge des „ça ira". Abends spät sah ich vor meinem Fenstergitter einen dunkelfarbigen Strumpf schweben. An einem Bindfaden befestigt, war er von einem oberhalb des meinigen befindlichen Fenster des ersten Stocks herabgelassen

worden. Auf den Tisch kletternd, zog ich ihn herein. O Glück! er enthielt das Gewünschte.

Schon am nächsten Morgen waren zwei Briefe fertig, einer an Cándida — was er enthielt, brauche ich wohl nicht zu sagen; der andere an den Vertreter Preußens am Madrider Hofe, den Grafen Raczinsky, gerichtet. Ausführlich setzte ich in dem Schreiben an den Gesandten meine peinliche Lage auseinander, unter Verschweigung einzelner Details, welche in seinen Augen mich etwa hätten compromittiren können, und bat ihn um seine Verwendung. Wieder diente ein Abends herabgelassener Strumpf mir als Briefkasten; Tags darauf wurde mir die erfreuliche Kunde zugesungen, daß der eine meiner Briefe sich auf dem Wege nach Estella, der andere auf dem nach der Hauptstadt befänden.

Im Schneckenschritt krochen die Tage dahin; von keiner Seite Antwort. Ich wäre verzweifelt, hätte mich nicht die rührende Theilnahme getröstet, welche mir von einem Theile der Bevölkerung Pamplonas bewiesen wurde. Mein Abenteuer war nämlich inzwischen bekannt geworden und bildete, mit romanhaften Ausschmückungen versehen, das Hauptgesprächsthema der Stadt. Fälschlicherweise hielt man mich für einen Märtyrer des Carlismus. Besonders aus den vielen Nonnenklöstern der Stadt erhielt ich wiederholte Kundgebungen des Interesse, welches man dort an meinem Schicksal nahm. Die guten Schwestern bemühten sich auf alle erdenkliche Weise, mich zu trösten, zu zerstreuen und — nicht allein durch geistige, besser gesagt, geistliche Nahrung, Gebetbücher, Skapularien u. dergl. — zu stärken. Jeden Morgen brachte man mir duftende Blumensträuße, Früchte und Süßigkeiten, wie letztere nur in Klöstern bereitet werden, und zwar in so großer Menge, daß ich wieder einen Export damit treiben konnte. Durch die Vermittlung des nach und nach gefälliger gewordenen Kerkermeisters schickte ich an viele Señoritas, welche er mir als die hübschesten der Stadt genannt hatte,

unbekannterweise kleine, sorgfältig gewundene Bouquets sowie Düten mit dulces und machte mich dadurch eigentlich einer Untreue gegen Cándida schuldig. Nebenbei half mir die musikalische Unterhaltung mit dem Grafen de Aceto — das war der Name meines unbekannten Freundes — über manche trübe Stunde hinweg. Ich glaube, ich habe selbst auf der Universität, wo man in dieser Beziehung doch etwas leistet, nicht mehr und ausdauernder gesungen als in dem Gefängniß von Pamplona. Endlich war mir auch durch die erwähnte Strumpfpost eine mich glücklich machende Antwort aus Estella zugegangen; von Madrid aber immer noch nichts.

Eines Morgens — ich lag noch lesend im Bette — vernahm ich ungewöhnliches Geräusch vor meiner Zellenthür, ein Umhergehen vieler Personen, das Aufstoßen von Gewehrkolben auf den steingepflasterten Boden. Ohne Zweifel ging etwas Besonderes vor. In aller Eile kleidete ich mich an. Da knarrte der Schlüssel im Schloß, die Thür ging auf, und mehrere Militärs traten ein.

Einer von ihnen war der Auditor. Er zog ein großes, mit amtlichem Siegel versehenes Couvert aus der Tasche, in welchem mehrere Schriftstücke enthalten waren, die er mir einhändigte. Das erste war ein an mich gerichteter, in französischer Sprache geschriebener Brief des Grafen A. Raczinsky. Da ich denselben noch unter meinen Papieren aufgefunden habe, so mag er hier in deutscher Uebersetzung seine Stelle finden:

„Madrid, den 9. Oktober 1848.

„Herr Baron!

„Ich beeile mich, Ihnen das Dekret zu übermitteln, welches, auf Grund eines Gnadenaktes Ihrer Majestät der Königin, Ihre Freilassung verfügt. Ich habe eine wahrhafte Freude darüber empfunden.

„Diese Entscheidung schließt, wie Sie aus der beigefügten Abschrift des Briefes des Herzogs von Valencia ersehen werden,

auch Ihre Abreise nach Frankreich in sich. Ich ersuche Sie, sich der Maßregel zu unterwerfen; ich werde keinen Versuch machen dieselbe widerrufen zu lassen oder deren Ausführung aufzuhalten, es sei denn, daß ich einen bestimmten Befehl von meiner Regierung erhalte.

„In dem Falle, daß die Summe, welche ich Ihnen seitens Ihrer Frau Mutter habe zustellen lassen, erschöpft sein sollte, ermächtige ich Sie auf mich bis zur Höhe von . . . Francs zu ziehen. Ich hoffe, daß, sobald Sie in Bordeaux, wo wir einen Consul haben, angekommen sind, Sie die Unterstützung, deren Sie etwa bedürfen mögen, finden werden. Ich wünsche, daß dieser Brief Ihnen als Einführung beim Herrn Consul diene, dem ich mitzutheilen bitte, daß das Ministerium Ihre Rückkehr zu Ihrer Frau Mutter wünscht.

„Sobald ich erfahren haben werde, daß Sie sich in Frankreich befinden, werde ich alle nöthigen Schritte thun, um Ihre Papiere zurückzuverlangen, und mich beeilen, das Packet an das Ministerium zu senden, selbstverständlich ohne mir zu erlauben, es zu öffnen.

„Am 26. August erhielt ich die erste Nachricht von Ihrer Haft. Erst nach sechs Wochen habe ich es durchgesetzt, Ihren Leiden ein Ende zu bereiten. Zweifeln Sie darum nicht an meinem Eifer. Ich habe in der That keine Zeit verloren."

Das liebenswürdige Schreiben schließt mit herzlichen Wünschen für mein ferneres Wohlergehen.

Der Brief, auf welchen in dem eben angeführten Bezug genommen ist, hat folgenden Wortlaut:

„An den Herrn Grafen von Raczynski, bevollmächtigten Minister S. M. des Königs von Preußen. Madrid.

„Als einen nicht mißzuverstehenden Beweis von der Bedeutung, welche ich Ihren Bemühungen zu Gunsten des Herrn Baron von Gagern beigelegt, und von dem sehr lebhaften Interesse, das ich an dessen peinlicher Lage genommen habe, sowie von

meinen guten Diensten beim Herrn Justizminister, beeile ich mich Ihnen die beifolgende Ordre zuzustellen, durch welche die Königin, meine erhabene Herrin, die Gnade gehabt hat, ihm die Strafe, die ihm noch hätte zuerkannt werden können, zu erlassen; damit Sie die Genugthuung haben, besagte Ordre dem Baron zu übermitteln. Diejenigen, deren die Behörden zur Freilassung des Barons und um ihn bis zur Grenze von Frankreich zu geleiten, bedürfen, sind gleichfalls abgesandt worden.

„U. s. w. Gez. Der Herzog von Valencia.

Im Palais, den 7. Oktober 1848."

In der That war in jenen Befehlen, von welchen in dem obigen Schriftstück die Rede ist, der Bestimmung, mich unverzüglich auf freien Fuß zu setzen, die Bedingung beigefügt, daß ich, als staatsgefährlicher Ausländer, Pamplona binnen vierundzwanzig Stunden und den spanischen Boden binnen drei Tagen zu verlassen habe, unter dem Versprechen, diesen niemals wieder zu betreten.

Also frei! frei! Ich war frei nach monatelanger Haft! Fast wäre ich vor Freuden dem Auditor um den Hals gefallen, ich begnügte mich, meinem Schließer die Hand zu drücken, und packte, so schnell ich nur konnte, meine Sachen zusammen, um jenen schwarzen, kalten Mauern den Rücken zu kehren. Mit tiefen Zügen sog ich die frische Luft des Herbstmorgens ein; mit innerem Jubel begrüßte ich die strahlende Sonne, deren Anblick ich so lange Zeit hatte entbehren müssen.

Ich setzte voraus, eine Eskorte würde bereit stehen, um mich sofort an die französische Grenze zu bringen. Aber nein; meine unbekannten Freunde hatten mir diese neue Unannehmlichkeit ersparen wollen. Statt Soldaten oder Gensdarmen nahm — ein junger Priester mich am Thore des Gefängnisses in Empfang, der Sekretär des Bischofs von Pamplona. Dieser hatte sich freiwillig für mich verbürgt und erklärt, er persönlich werde mich nach Irun begleiten.

Nach kurzem, herzlichem Abschied vom Grafen de Aceto, welchen ich bis dahin nur der Stimme nach gekannt hatte, und in dem ich jetzt einen etwa dreißigjährigen, vornehm aussehenden Mann fand, begab ich mich in's bischöfliche Palais, um dem gütigen Prälaten für seine Verwendung zu meinen Gunsten zu danken. Der Bischof war ein ehrwürdiger Greis von herzgewinnender Freundlichkeit und großer Jovialität. In seiner Jugend, bevor er die Weihen erhalten, war er gleich Pius IX. Militär gewesen und hatte es sogar zu einem höheren Grade als jener, bis zum Cavalleriemajor gebracht. Auch jetzt noch schien unter der Soutane das Herz eines Soldaten zu schlagen; seine Späße schmeckten bisweilen mehr nach der Kaserne als nach dem Presbyterium. Obgleich er carlistisch gesinnt war, entdeckte ich von Unduldsamkeit keine Spur in ihm, wie überhaupt die spanische Geistlichkeit, in jener Epoche wenigstens, in ihrer Mehrheit sich von Verfolgungssucht frei hielt, vielleicht weil es damals im Lande der Glaubenseinheit keine Ketzer zu verfolgen gab. Ich blieb bis zum folgenden Tage als Gast im Hause des Bischofs.

Ergötzlich war eine Geschichte, die er mir zum Besten gab. Bei seiner ersten Visitationsreise waren ihm, dem ziemlich ästhetisch gebildeten Manne, die oft scheusalähnlichen Heiligenbilder in vielen Kirchen seines Sprengels unangenehm aufgefallen. Er ließ deshalb auf seine Kosten neue, schönere anfertigen und sandte sie den verschiedenen Ortschaften zu. Nach wenigen Monaten erhielt er sie der Reihe nach zurückgeschickt. Die Pfarrer erklärten ihm, ihre Gemeinden verlangten einstimmig ihre alten Heiligen wieder, die neuen seien nichts nutz, sie erhörten keines ihrer Gebete; nur zu den früheren hätten sie Vertrauen.

„Und was thaten Sie, Hochwürden?“ fragte ich.

„Natürlich willfahrte ich den Wünschen der Gemeinden. Nur nahm ich mir vor, niemals mehr den Versuch zu machen, bei meinen Gläubigen Kunst mit Religion zu verquicken.“

In der Frühe des nächsten Tages ließ der Bischof seinen Wagen vorfahren, wir stiegen ein, und fort ging es — wieder nach Frankreich zurück. Längs des ganzen Weges knieten die Leute nieder, sobald sie das geistliche Gefährte erblickten, um des bischöflichen Segens theilhaftig zu werden, der eine Vergebung der läßlichen Sünden involviren soll. Der arme Prälat mußte deshalb fort und fort die mit dem Hirtenring geschmückte Hand bald rechts, bald links aus dem Wagenfenster strecken, um das Kreuz zu schlagen.

„Hochwürden", sagte ich lachend, „sollte es nicht auf das Nämliche herauskommen, wenn ich Ihnen diese Mühe abnähme?"

Er ging auf den Spaß ein, lieh mir seinen Ring und ich segnete, den Körper in die Wagenecke zurückgelehnt, lustig drauf los, vermuthlich mit dem gleichen Erfolg.

Hinter Irun, an der nach Béhobie führenden Bidassoabrücke, nahm der liebenswürdige Greis Abschied von mir. Er umarmte mich, als wäre ich sein Sohn, und gab mir eine Fülle von guten Rathschlägen mit auf die Reise, von denen ich freilich die wenigsten befolgt habe. Wie würde er sich gegrämt haben, hätte er erfahren, was für ein arger, verstockter Freigeist ich geworden bin oder vielmehr damals schon war, aber mich darum verdammen? Nein. Er war einer von den — leider! — immer seltener werdenden Priestern, der nach den schönen Worten Antigone's handelte: „Zu segnen, nicht zu fluchen bin ich da!" Noch ein freundliches Handwinken, und ich stand auf französischem Boden, die iberische Halbinsel mit ihrer oft nicht ungefährlichen Romantik hinter mir lassend.

Meine Papiere, welche dem Grafen Raczynski später von der spanischen Regierung ausgehändigt wurden, sind niemals mehr in meinen Besitz gelangt. Der Courier, der sie nebst amtlichen Dokumenten an die Grenze zu befördern hatte, wurde von einer carlistischen Guerrilla aufgehoben und der von ihm ge-

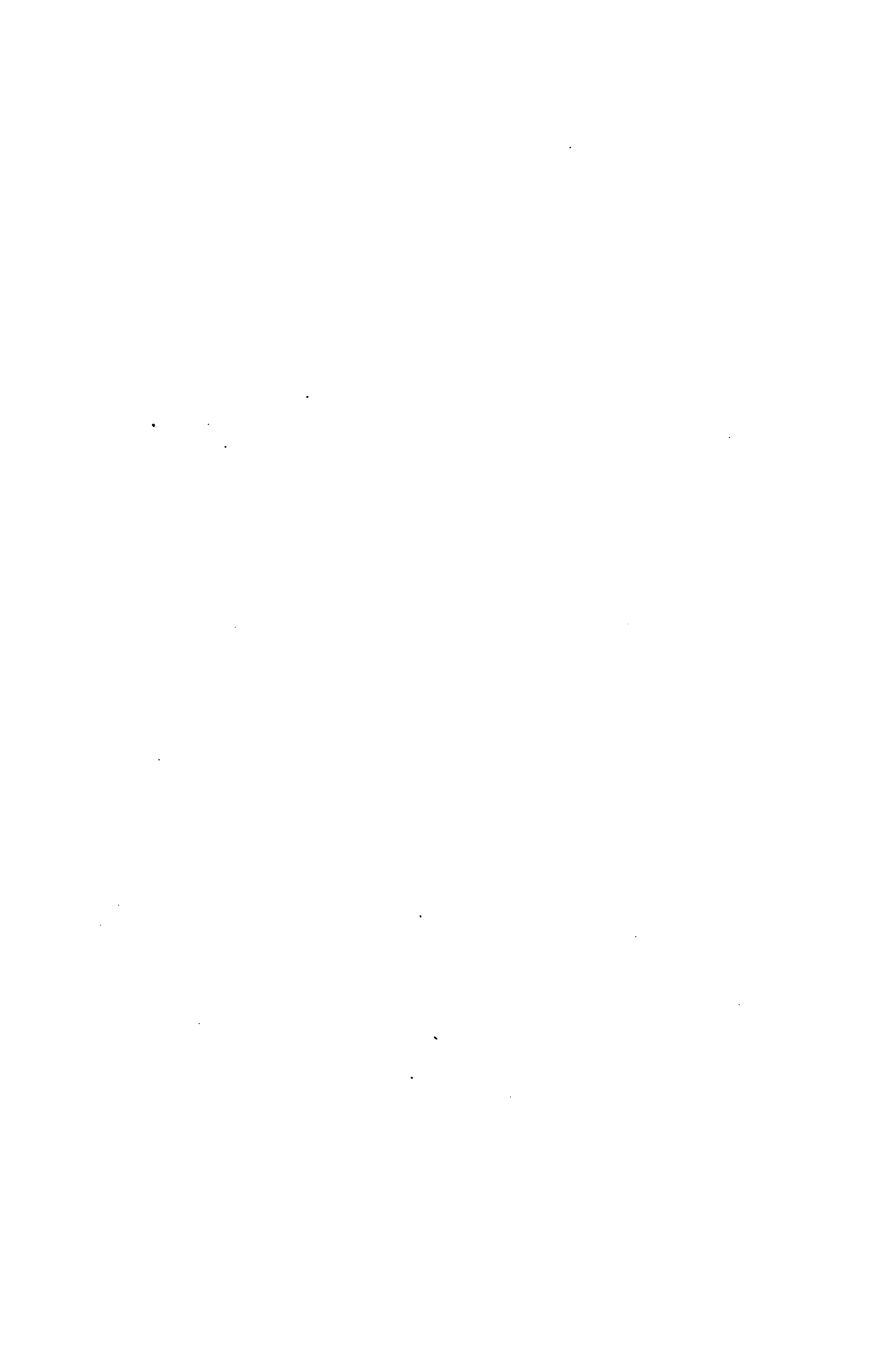
tragenen Mappe beraubt. Da meine Schriftstücke, weil in deutscher Sprache abgefaßt, für die Leute keinen Werth hatten, so machten sie kurzen Prozeß damit und warfen sie, wie ich später benachrichtigt wurde, in ihr Lagerfeuer.

General Elio traf ich nicht mehr in Urrugue an; ich erinnere mich nicht, wohin er sich begeben hatte, habe ihn auch niemals wieder gesehen. Jetzt ist er seit Langem todt. Ebenso Espartero, welcher indirekt die Veranlassung gewesen war zu der Reihe von Abenteuern, die ich in Spanien erlebt habe.

Und Cándida? Was wurde aus ihr? Auch mit ihr bin ich nicht mehr zusammen gekommen. Während meines Aufenthalts in der Habana im Jahre 1857 erfuhr ich zufällig, daß sie sich mit meinem früheren, in Estella nicht von ihr bevorzugten Rivalen Don Blas vermählt habe; ich aber werde dankbaren Herzens niemals vergessen, daß sie es gewesen, welche mich 1848 vom Tode gerettet hat.

Wenn ich heute auf die achtundvierziger Sommer- und Herbstmonate zurückblicke, so kann ich mir nicht verhehlen, daß ich damals recht unüberlegt gehandelt habe; doch aber möchte ich jene Episode aus meinem Leben nicht missen. Etwas theuer hatte ich freilich meine Bekanntschaft mit dem „Siegesherzog" bezahlen müssen.

Gustav Adolph Wislicenus.



Es war nicht wohlgethan von meiner Mutter, mich zu zwingen, von Neuem in die preußische Armee einzutreten, und zwar dieses Mal mit dem silbernen Porte-épée an der Seite. „Reisen sind", sagt ein arabisches Sprichwort, „Eroberungen; sie erweitern das Reich des Wissens mit neuen Provinzen." Da ich nun schon ein gut Stück Welt gesehen, einen großen Theil Deutschlands, Hollands, Belgiens, Frankreichs und Spaniens, viel erlebt und erfahren, bei großen Ereignissen, wie bei der französischen Februar-Revolution, dem montemolinistischen Aufstand in Spanien und den ersten Erfolgen Louis Napoleon's keineswegs immer nur die Rolle eines Zuschauers gespielt und mit hervorragenden Persönlichkeiten oft nahe Beziehungen angeknüpft hatte, so war mein geistiger Gesichtskreis ein zu ausgedehnter geworden, als daß ich im Rekrutenexerciren und in ähnlichem Dienst hätte Befriedigung finden können. Nein, das war keine Laufbahn, die unter den damaligen Zuständen Preußens mir zusagen konnte. Außerdem stand sie in diametralem Gegensatz zu meinen politischen Ansichten. Unmöglich vermochte ich mich wohl zu fühlen in des „Königs Rock", weil unter ihm kein königlich gesinntes Herz schlug.

Als Einjährig-Freiwilliger hatte ich den militärischen Dienst als eine unvermeidliche, nicht gerade angenehme, doch weil von kurzer Dauer, erträgliche Pflicht angesehen. Nun stand die Sache anders. Von König Friedrich Wilhelm IV. waren denjenigen jungen Leuten, welche ihre wissenschaftlichen Vorstudien

absolvirt hatten, besondere Vergünstigungen für den Fall gewährt worden, daß sie definitiv sich dem Officierstande anreihen wollten. Meine Mutter hielt es für angemessen, mich an diesen Vergünstigungen Theil nehmen zu lassen, in dem Glauben, daß die neue Umgebung mit ihrem einseitigen, scharf ausgeprägten esprit de corps einen ihrer Meinung nach wohlthätigen Einfluß auf mich ausüben und allmälig das verloren gegangene monarchische Gefühl in mir wiedererwecken würde. Unterstützt wurde sie in dieser Auffassung von meinem Vormunde, dem jetzt schon lange verstorbenen Herrn von Levetzow auf Gossow, einem alten Freunde und Gutsnachbarn meines Vaters und Vater des gegenwärtigen Präsidenten des deutschen Reichstages. Ueberaus liebenswürdig, aber selbstverständlich streng conservativ, hatte er meine Abweichungen von der Linie, auf welcher ein junger, preußischer Edelmann sich zu bewegen habe, oft bitter beklagt.

In seiner Familie wie in der meinen galt ich als bête noire, richtiger als bête rouge. Mit allen Mitteln sollte ich auf den richtigen Pfad zurückgeführt werden, und als wirksamstes wurde die militärische Zucht erachtet. Wie man in jenen Kreisen über mich urtheilte, bewies mir folgende Reminiscenz. Als ich jüngst in Berlin den Posten eines Militär-Attachés bei der mexikanischen Gesandtschaft bekleidete, als welchem mir, weil ich inzwischen Bürger einer Republik geworden war, meine freisinnigen Ansichten von der Gesellschaft nicht mehr verübelt werden konnten, machte ich zufällig die Bekanntschaft des so plötzlich seinen zahlreichen Freunden durch den Tod entrissenen Eduard Lasker. Die Rede fiel auf Albert Levetzow, und ich erwähnte, daß wir als Kinder viel mit einander verkehrt hätten. Lasker erzählte diesem von unserem Zusammentreffen, und das Erste, was Levetzow ihm erwiderte, nachdem er lebhaft den Wunsch eines Wiedersehens geäußert hatte, war, daß von Jugend an seine Mama, eine liebe, herzensgute Dame, ihn vor meinem Umgang gewarnt habe, in beständiger Besorgniß, ich könne ihn

mit meinem Liberalismus anstecken. Das ist nun, wie man weiß, nicht geschehen. Ebensowenig aber hat das allerdings nur kurze Zeit getragene preußische zweifarbige Tuch auf meine Gesinnungen abgefärbt.

Da ich zu Anfang des Jahres 1849 noch minorenn war — die Majorennität mit vollendetem einundzwanzigsten Jahre wurde erst später eingeführt — mußte ich mich der durch meine Mutter und meinen Vormund repräsentirten patria potestas unterwerfen. Es half kein Widerstreben. Ich wurde dem sechsten, damals in Breslau in Garnison stehenden Jägerbataillon zugetheilt.

Uebrigens konnte die Epoche für meinen Wiedereintritt in das Heer nicht ungünstiger gewählt sein. Noch war die freiheitliche Bewegung in Deutschland nicht vollends niedergeworfen. Noch hatten die durch die Revolution von 1848 aufgewühlten Wogen sich nicht ganz wieder geglättet. In vielen Herzen kochte und gährte es noch. Der Ingrimm über den jähen Verlust der kaum errungenen Freiheit fraß wie ein Krebs am Gemüthe der edelsten Männer und trieb zu neuen, leider immer schnell, oft blutig unterdrückten Ausbrüchen. Der Zwiespalt, welchen die erhitzten Parteileidenschaften zwischen die verschiedenen Klassen des Volkes gerissen hatten, klaffte wie eine offene Wunde. Selbst Mitglieder einer und derselben Familie standen sich in verschiedenen Lagern feindlich gegenüber. In solchem Augenblicke mußte ich, der Liberale, der Revolutionär, der Republikaner, mich einem Kreise von Kameraden einfügen, die in keiner Weise zu mir paßten wie ich nicht zu ihnen. Natürlich vermied ich es, vor ihnen meine Meinungen auszusprechen; trotzdem und ohne daß ich es hindern konnte, sickerten sie durch. Schon der Umstand, nicht aus der Pflanzschule der monarchischen Loyalität, dem Kadettencorps, hervorgegangen zu sein, sondern meine Studien auf Gymnasien und Universitäten gemacht zu haben, schadete mir. Mein Compagniechef, ein Graf zu Dohna, später, so

viel ich weiß, Inspecteur der Jäger und Schützen und gegenwärtig zur Disposition gestellt, ärgerte sich schwer über diesen anormalen Gang meiner Erziehung. Verächtlich bezeichnete er sie als „Conversationslexikonbildung“, so oft ich in der Unterhaltung mich über einen dem Militärwesen fern liegenden Gegenstand unterrichtet zeigte.

In dieser Hinsicht ist es seitdem im preußischen Officierstande viel besser geworden. Das Wissen in den verschiedensten, auch außermilitärischen Fächern wird nicht nur nicht gering geschätzt, im Gegentheil überall gefördert und belohnt. In keinem Heere der Welt giebt es gegenwärtig so viele vielseitig gebildete und darum bis zu einer gewissen Grenze tolerant urtheilende Officiere als in dem preußischen. Auch für diese gilt das tout comprendre c'est tout pardonner.

Vor vierunddreißig Jahren war es anders damit bestellt. Eine entsetzliche Engherzigkeit herrschte vor, eine geistige Beschränktheit, die zur nothwendigen Folge eine Verknöcherung des Herzens hatte. Spielhagen schildert den damaligen preußischen Officierstand mit treuer Feder in seinem 1848 und 1849 spielenden Roman „Die von Hohenstein“.

Ich erinnere mich noch deutlich des Falles, der mich trotz aller Vorsicht, die ich anwandte, um Conflikte zu vermeiden, in den Augen meiner Kameraden als „argen Liberalen“ enthüllte.

In meiner Kindheit hatte ich zwei Brüder zu Freunden, Söhne eines Cavallerieobersten, der später zum General und Flügeladjutanten des Königs Friedrich Wilhelm's III. befördert wurde. Da der eine dieser Brüder noch lebt und eine hohe Stellung im Staatsdienste einnimmt, so verschweige ich den Namen. Vom Vater erzählte man sich folgende hübsche Anekdote.

Bei der am preußischen Hofe üblichen Weihnachtsbescheerung hatte der König seinem Adjutanten, dessen habituelle Geldverlegenheit ihm wohl bekannt war, ein hübsch eingebundenes Büchel

geschenkt, dessen Seiten aus Tresorscheinen bestanden. Am nächsten Tage fragte er ihn in seiner kurzen Weise:

„Vergnügen gehabt an Lektüre?"

„Das Buch war hochinteressant, Majestät", lautete die Antwort, „ich bin gespannt auf die Fortsetzung."

Am nächsten Weihnachtsabende erfolgte diese in der That; auf dem Umschlag des gleich ausgestatteten Buches standen aber von des Königs eigner Hand die Worte geschrieben: „Zweiter und letzter Band."

Die einer hochadeligen Familie angehörende Mutter der beiden Brüder war früher Hofdame bei einer preußischen Prinzessin gewesen, der Eltern Anhänglichkeit an das Königshaus somit durchaus gerechtfertigt.

Zur Zeit der Märzrevolution studirte der jüngere Bruder auf der Berliner Universität. Er war aber in „schlechte" d. h. in freisinnige Gesellschaft gerathen, und als der Kampf um die Volksrechte losbrach, eilte er, an der Spitze einer Schaar von Borsig'schen Arbeitern, zur nächsten noch unfertigen Barrikade. Nach kurzer, heldenmüthiger Vertheidigung wurde sie von den Truppen genommen. Auf ihren Trümmern brach der junge Student, dem ein Säbelhieb den Schädel gespalten hatte, zusammen und wurde in ein Lazareth geschafft. Dort lag er volle drei Wochen zwischen Leben und Sterben. Seine Mutter befand sich in Berlin, er war bis dahin ihr Lieblingssohn gewesen und hing seinerseits mit glühender Liebe an ihr. Tagtäglich schickte er einen Boten zu ihr mit der flehentlichen Bitte, sie möge ihn besuchen; nur einmal noch vor seinem Tode wolle er sie umarmen. Die Antwort der königstreuen Dame war aber jeden Tag die nämliche:

„Ein Mensch, der gegen seinen Herrn und König die Waffen ergriffen hat, ist nicht mein Sohn!"

Sie ließ ihn sterben, ohne ihn wiedergesehen zu haben. Die Hand eines Lazarethdieners drückte ihm die Augen zu; die Mutterhand hatte diesen letzten Dienst ihm verweigert.

Als ich am Schluß des Jahres 1848 von Spanien und Frankreich nach Berlin zurückgekehrt war und mich nach meinem Jugendfreunde erkundigte, erfuhr ich dessen trauriges Ende. Bei der gemeinschaftlichen Tafel der Officiere des 6. Jägerbataillons und des 1. Kürassierregiments erzählte ich eines Tages diese Geschichte und konnte nicht umhin, das Benehmen der Mutter verdientermaßen als lieblos und grausam zu brandmarken. Ich war der Einzige, der so urtheilte. Alle Uebrigen billigten es, Alle priesen die Frau als einen weiblichen Brutus, und weil ich bei meiner Meinung beharrte, galt ich ihnen fortan als — Liberaler!

Will man da es mir verargen, daß ich mir andern Umgang suchte, daß ich mit Gesinnungsgenossen zu verkehren trachtete? Unter der damals sehr revolutionären und auch heute noch ihrer Mehrheit nach freisinnigen Bevölkerung Breslau's wurde es mir leicht, solche zu finden. Natürlich durfte ich nur im Geheimen mit ihnen zusammentreffen und kam dadurch in eine eigenthümliche Lage. Den Tag über versah ich pflichtschuldigst meinen monotonen Dienst; des Abends jedoch und einen Theil der Nacht hindurch entschädigte ich mich für den mir auferlegten Zwang, indem ich in bürgerlicher Kleidung für meine Grundsätze Propaganda machte. Ich wurde sogar Präsident eines hochrothen Arbeitervereins, vor dem ich von wilder Freiheitssehnsucht durchglühte Vorträge hielt, wie ich auch schon 1845—46 als Mitglied des „Rütlibundes" derartige Vereine wiederholt in Berlin besucht hatte.

Einmal passirte mir dort eine komische Episode. Ich war gewohnt, meinem äußeren Menschen große Sorgfalt angedeihen zu lassen, namentlich hatte ich sehr gepflegte Hände; war und ist doch mein Ideal die Verschmelzung demokratischer Ideen mit aristokratischen Formen, ähnlich wie später einmal der österreichische Minister Carl Freiherr von Bruck sagte:

„Die Demokratie wird in Deutschland erst siegen, wenn sie in weißer Cravatte und im Frack erscheint."

Niemals habe ich geglaubt, daß Unsauberkeit und Rohheit nothwendige Correlate der Freiheit seien. Mein ästhetisches Gefühl sträubt sich dagegen, und wenn ich auch nicht mit Schiller der Ansicht huldige, daß auf dem Wege der Schönheit man zur Freiheit gelange, wie er es in seiner „ästhetischen Erziehung des Menschen“ ausgesprochen hat, so sollen beide doch wenigstens Hand in Hand mit einander gehen.

Es war mir nun zu Ohren gekommen, daß einige Mitglieder des Vereins sich über meine weißen Hände lustig gemacht und mir deshalb den Namen eines Aristo beigelegt hatten. In der nächsten Versammlung, welche, wie gewöhnlich, unter dem Schleier der Nacht und in einem vor dem Eindringen der Polizei thunlichst gesicherten Lokale abgehalten wurde, begann ich meine Rede folgendermaßen:

„Auch ich, meine Freunde, bin ein rückhaltloser Anhänger der allgemeinen Gleichheit; ich will sogar, daß sie sich bis auf die Hände erstrecke. Nur kommt es darauf an, in welcher Weise dies bewerkstelligt werde. Sie kommen von der Hobelbank, Sie von der rußigen Schmiedeesse, Sie haben soeben erst den Pechdraht fortgelegt oder andere ähnliche Arbeiten vorgenommen und dabei die Hände sich beschmutzt; ich bin von meinem Schreibtisch aufgestanden, wo ich höchstens Gelegenheit hatte, mir einige Tintenflecke zu machen. Bevor ich mich jedoch hierher begab, habe ich mir die Hände gewaschen; Sie haben es nicht gethan, und daher die Ungleichheit. Was ist nun richtiger, um dieselbe herzustellen? Daß ich mir die Hände wieder beschmutze, damit sie den Ihren, oder daß Sie sie sich waschen, damit sie den meinen gleich werden?“

Damals erzielte jenes **argumentum ad — manum**, das ich weiter ausführte und verallgemeinerte, den von mir erwünschten Erfolg. Heute würde es wahrscheinlich wirkungslos bleiben, hat sich doch unter den Arbeitern, welche der socialdemokratischen Fahne folgen, eine absonderliche Art von Kasten-

geist ausgebildet, aus dem heraus sie die geistige Arbeit perhorresciren und zu ihren Führern am liebsten Autodidakten und als solche in der Regel Leute von erstaunlicher Selbstüberhebung wählen, als ob das Loos der Arbeiter des Geistes nicht oft ein noch elenderes und der Besserung bedürftigeres wäre als das der Handarbeiter. Für eine neue Aristokratie der schwieligen Faust, ausgestattet mit dem ganzen unberechtigten Exklusivismus der alten, bedanke ich mich. Das wäre keine Reform der Gesellschaft, wenn es sich lediglich darum handeln soll, die Rollen von Hammer und Amboß zu vertauschen.

Begreiflicherweise pflegte ich auch Umgang mit den höheren Gesellschaftsschichten; ich frequentirte sie jedoch hauptsächlich der in ihnen zu findenden Zerstreuungen wegen. Freundschaftlich näher trat ich eigentlich nur dem Grafen Eduard Bethusy-Huc, dem späteren Führer der freiconservativen Partei, mit welchem ich eine gemeinschaftliche Wohnung bezogen hatte. Er war eine ideal angelegte Natur von lebhaftem Geiste und warmem Herzen, und stets denke ich mit Freuden an die gastliche Aufnahme zurück, welche ich während kurzer Ausflüge auf seinem nahe der russischen Grenze gelegenen Schlosse Bankau fand, wo zu jener Zeit noch seine schöne Mutter waltete. Zu meinem Bedauern habe ich ihn niemals später wiedergesehen. Unsere Lebenswege führten uns zu weit auseinander.

In unsern Zimmern vereinigte sich häufig eine kurios gemischte Gesellschaft, bei welcher der bekannte Komiker Wohlbrück, ein wahres Genie im Anpumpen und Nichtwiedergeben, selten fehlte und mit seinem auch außerhalb der Bühne bethätigten Humor die Anwesenden oft zu lautem Lachen reizte. Als nach langem Warten auf die Rückgabe einer ihm geliehenen nicht unbedeutenden Summe er wieder wie gewöhnlich mit leeren Händen bei mir eintrat, recitirte er mit weinerlicher Stimme:

„Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht,
Mit Deinem Wohlbrück hadre nicht.

Du bist des Geldes ledig,
Dem Schuldner bleibe gnädig!“

Jenes Geldes blieb ich in der That für immer ledig, und doch vermochte ich dem Schuldner meine Gnade nicht zu entziehen.

Ueber uns wohnte die reizende Sängerin Emma Babnigg. Hingerissen von ihren Tönen und ihrer Liebenswürdigkeit, veröffentlichte ich ein Lobgedicht auf sie, in welchem ich ihr den Namen der „schlesischen Nachtigall“ beilegte, der ihr dann auch verblieb. Als wir vor zehn Jahren, allerdings Beide etwas älter geworden, uns in Wien wiedersahen, erkannten wir uns anfänglich gar nicht; es bedurfte erst einer förmlichen Vorstellung. Sic transit — nicht der Ruhm allein.

Mit wachsender Ungeduld sehnte ich den Tag meiner Großjährigkeit herbei, um Breslau zu verlassen, und als endlich die Stunde der Erlösung schlug, zog ich die Uniform aus und eilte von dannen um nach reiflicher Ueberlegung und in freier Wahl, an der Seite meiner jungen Frau, mich einer meinen Neigungen und meinen Grundsätzen mehr entsprechenden Thätigkeit zu widmen.

Schon auf dem Gymnasium hatte ich eine ausgesprochene Vorliebe für Alles, was sich auf Religion bezieht, in näherem oder fernerem Zusammenhang mit ihr steht, nicht aus sogenanntem religiösen Gefühl, mit welchem angeblich alle Menschen behaftet sein sollen, sondern aus philosophischem Forschungsdrange. Bei Lichte besehen, ist ja jenes Gefühl nichts als eine Verkoppelung zweier allerdings allgemeiner und natürlicher Gefühle, nämlich der Furcht und der Hoffnung, wie Grabbe im „Herzog von Gothland“ sagt:

„Der Mensch glaubt, was er hofft, glaubt, was er fürchtet.“

Obgleich mir, als willenlosem, vielleicht nur durch mein Geschrei protestirendem Kinde das Haupt mit protestantischem Taufwasser benetzt worden war und meine erste religiöse Erziehung sich nach protestantischer Schablone vollzogen hatte, war

mir von jeher der Protestantismus unsympathisch. Er wirkte auf mich erkältend. In den Kirchen vermißte ich das Element der Schönheit. Der nüchterne Gottesdienst erweckte in mir nur Langeweile. Meine Großeltern, bei denen ich von meinem siebenten bis zum neunten Jahre in Berlin lebte, zwangen mich allsonntäglich, mit dem dicken schwarzen Gesangbuch bewaffnet, entweder die ihrer Wohnung zunächst gelegene Dreifaltigkeits- oder die Deutsche Kirche auf dem Gensdarmenmarkte zu besuchen.

Eines Tages nahm mich ein mir befreundeter katholischer Mitschüler, der später Franziskanermönch wurde, in die Hedwigskirche mit. Der Eindruck, welchen ich dort empfing, war ein überwältigender. Ich verstand damals nicht das Geringste von der katholischen Lehre, ebenso blieb mir die Bedeutung ihrer Ceremonien verschlossen. Trotzdem fühlte ich mich wohl in dem prunkvollen, kuppelüberwölbten Tempel. Mit einer Art von halb geistiger, halb sinnlicher Wollust ließ ich mich durch den sanften, von den pianissimo-Tönen der Orgel begleiteten Chorgesang bis zur Extase erbauen. Gierig sog ich den Duft der Weihrauchswolken ein. Auch der Priester in seiner reichen Gewandung, vor dem im Lichterglanz erstrahlenden, blumengeschmückten Altare stehend und der Menge der Gläubigen während des langen Gottesdienstes fast unaufhörlich den Rücken zuwendend, erschien mir wie ein Wesen aus höherer Sphäre, enger verbunden mit dem Gotte, vor dem er sich beugte, als mit der Menschheit, welche betend zu seinen Füßen kniete. Diese Stimmung dauerte in mir an, auch nachdem ich an jenem Sonntag die katholische Kirche verlassen hatte, und seitdem stahl ich mich zu ihr zurück, so oft sich irgend eine Gelegenheit dazu bot. Ich war ganz Empfindung. Ich stand unter dem Banne des Mystischen.

Bei weiter vorgeschrittenem Alter, als ich in das Komödienhafte des katholischen Cultus Einblick gewann, löste sich wohl dieser Bann. Darum schwand aber keineswegs meine Antipathie gegen die protestantische Confession. Im Gegentheil. Dieselbe

stieg in dem Maße, als ich deren Dogmen genauer kennen lernte.

Mein Religionslehrer war der berühmte Consistorialrath Dr. Hoßbach, einer der begabtesten Schüler Schleiermacher's und als solcher ein innerhalb der Grenzen des Christenthums aufgeklärter Rationalist, dabei als Theologe von ausgebreitetem Wissen und als Mensch von herzgewinnender Güte.

Nach wenigen Unterrichtsstunden schon hatte er mein lebhaftes Interesse an den von ihm vorgetragenen Gegenständen bemerkt. Ich begnügte mich nicht, genau seine Vorträge nachzuschreiben; ich arbeitete sie sorgfältig aus und fügte ihnen meine eignen, selbstständigen Bemerkungen und — Zweifel bei. Mir allein von allen übrigen Schülern seines Confirmationsunterrichts gewährte er deshalb die Erlaubniß, ihn mit Fragen zu unterbrechen. Oft, wenn die Lehrstunde vorüber war, behielt er mich zurück, um privatim mir die gewünschten Aufklärungen über manche mir dunkel gebliebene Glaubenspunkte, so weit er selbst es vermochte, zu geben. Auch lieh er mir aus seiner reichen Bibliothek religiöse Werke verschiedenster Art, damit ich zu Hause sie läse. Auf diese Weise erlangte ich einen für einen Sekundaner nicht unbeträchtlichen Schatz von theologischem Wissen. Namentlich wurde ich mit den Luther'schen Schriften vertraut, auch mit denjenigen, welche man sonst jungen Leuten nicht in die Hände zu geben pflegt. Das Resultat dieses bis in die Nacht hinein mit Eifer fortgesetzten Studiums war jedoch, wie, glaube ich, die Scholastiker sagen, ein contraproducentes. Je mehr ich lernte und forschte, desto mehr schwand mir der Glaube.

Lenau's Verse in seinem „Faust"

„Wer glaubt, gehorcht, des Fragens sich bescheidet,
Als frommes Rind sein Plätzchen Wiese weidet,
Dem wird wohl nimmer mit dem Futtergrase
Die Wahrheit freundlich wachsen vor die Nase" —

sie fanden schon in jener Epoche meines Lebens keine Anwendung auf mich. Ich vervollständigte den Spruch: „Selbstessen macht fett“ durch „Selbstdenken macht frei“. Von Andern vorgekauten Brei ließ ich mir nicht in den Mund schmieren. Mir wäre es als Feigheit erschienen, eine posthume Seligkeit auf dem Wege des alten lateinischen Kirchenliedes zu verdienen:

„Beati qui non viderunt
Et fortiter crediderunt,
Vitam aeternam habebunt.“

Glückselig, die nicht sahen und trotzdem kräftiglich glaubten, sie werden das ewige Leben haben. — Ich wollte sehen, ich will sehen und verzichte dafür gern auf jedes Jenseits.

An einem persönlichen Gott hielt ich freilich noch fest. Es ist ja schwer, sich von den mit der Ammenmilch eingesogenen und während der ersten Erziehungsjahre eingetrichterten Irrthümern und Vorurtheilen zu befreien. Der Fels, auf dem jede Religion, jede Kirche gegründet ist, nennt sich Gewohnheit, und es gehört eine gewaltige Kraftanstrengung dazu, deren Ketten zu brechen.

Die Berechtigung des Protestantismus erschien mir von Tage zu Tage fragwürdiger. Früh schon mit logischem Denken begabt, raisonnirte ich etwa folgendermaßen:

Die protestantische Religion, oder genauer gesprochen, der orthodoxe Protestantismus ist eine contradictio in adjecto. Haupt- und Beiwort bilden eine Dissonanz. Das Wesen des Protestantismus liegt, wie sein Name es andeutet, im Protestiren. Er hat einen negativen, keinen positiven Charakter. Sobald er anfängt Dogmen aufzustellen, allgemein giltige, über jeden Zweifel erhabene Glaubenssätze, tritt er in Widerspruch mit seinem Ursprung. Der Protestantismus ist hervorgegangen aus dem unbestreitbaren Rechte der freien Forschung. Wenn aber dieses Recht vor dreihundert und so und soviel Jahren von einem Ex-Augustinermönch in Anspruch genommen wurde, um

die eine oder die andere Lehre der Kirche zu bekämpfen, wer kann mich hindern, den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragend, mit der Bekämpfung anderer Lehren fortzufahren? Diejenigen nicht ausgeschlossen, welche von jenem Reformator für absolut wahr erklärt wurden. Wenn z. B. Luther von den sieben Sakramenten aus eigener Machtvollkommenheit, die ich ihm willig zuerkenne, fünf über Bord werfen durfte, steht es mir, seinem Epigonen, nicht frei, ein Gleiches mit den beiden übrig gebliebenen zu thun? Indem ich also verfahre, folge ich nur dem mir von ihm gegebenen Beispiele, trete ich nur, einen Schritt weiter vorwärts thuend, in seine Fußstapfen.

Der Protestantismus ist seinem innersten Wesen nach partikularistisch, mit dem unverkennbaren Zuge zum Individualismus, während es der katholischen Kirche, ihrem Namen „für Alle“ — entsprechend, als wesentlicher Zweck gilt, unter den Menschen das Bewußtsein der religiösen Einheit und Allgemeinheit, wohlverstanden nach Abdankung der eigenen Forschung und des eigenen Denkens, zu pflegen. Jeder Katholik ist ausdrücklich verpflichtet, sich als Glied der ganzen Kirche zu bekennen und zu bethätigen, während in logischer Folgerung der Protestantismus zur allmäligen Zersplitterung in zahllose Sekten führte, und man schließlich zur Concession gelangte, Jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen, was gleichbedeutend ist mit der Auflösung jedweder kirchlichen Gemeinschaft. Aus Furcht vor einer solchen Auflösung hat sich darum innerhalb der protestantischen Kirche von ihrem Entstehen an eine Richtung geltend gemacht, welche die von Luther proklamirten Dogmen als ein noli me tangere betrachtet. Indem aber die Vertreter dieser Richtung mit Hartnäckigkeit an jenen Dogmen festhalten, hören sie auf Protestanten zu sein und neigen sich naturgemäß wieder dem Katholicismus zu, während die Vertreter der entgegengesetzten Richtung, von Fortschritt zu Fortschritt eilend und eine Consequenz aus der andern ziehend, zum Unglauben als letztem Ziele kommen müssen.

Auch die Bibel, das Buch κατ' ἐξοχήν, erschien mir nicht geeignet als ausschließliche Glaubensnorm zu dienen, schon der in ihr mit Vorliebe zur Anwendung gelangenden mystischen, bilderreichen, symbolischen und an vielen Stellen absichtlich dunkeln Ausdrucks- und Darstellungsweise wegen, abgesehen von der oft unkorrekten Uebersetzung aus dem Hebräischen und Griechischen. Hierdurch mußte unvermeidlich zu den mannigfachsten Deutungen Anlaß gegeben werden, und in der That hat das Buch diesen Anlaß gegeben. Jeder Einzelne las in die Bibel hinein, was er aus ihr herauslesen wollte. Oder er verzichtete auf ein Verständniß, wie David Strauß schrieb: „Man glaubt die Bibel zu verstehen, weil man von Jugend an sich gewöhnt hat, sie nicht zu verstehen." Zum Canon, zur Richtschnur taugt sie absolut nicht. Wenn man nun im gewöhnlichen Leben sich in Unklarheit befindet über diesen oder jenen Passus irgend eines Buches, so appellirt man, Aufklärung heischend, an den Verfasser. So zu sagen, Verfasserin der Bibel in ihrer heutigen Form als Complex der sogenannten canonischen Bücher ist aber ohne Zweifel die katholische Kirche. Vor Jahrhunderten traf sie, gemäß dem in ihr selbst befindlichen Canon, die Auswahl aus der Menge der vorhandenen christlichen und jüdischen Bekenntnißschriften und sagte: Das ist die Bibel. Sie muß also am Besten wissen, wie man deren Inhalt zu verstehen hat. Andererseits hat sie niemals zugestanden, daß allein in jenem Buche die ganze christliche Wahrheit enthalten sei. Der richtige Protestant wird sich dagegen im Conflikt befinden zwischen dem Wortlaut der Schrift und dem, seiner individuellen Meinung nach, durch sie ausgedrückten Geist. Giebt er seinen Geist der lutherischen Deutungsweise gefangen, so sieht man nicht recht ein, warum er einen papiernen Papst an die Stelle des lebendigen gesetzt hat. Bewahrt er sich aber sein volles persönliches Auslegungsrecht, sinkt die Bibel nach und nach zu dem Range einer vom Standpunkt der menschlichen Culturentwicklung immerhin interessanten und

bedeutsamen Sammlung verschiedenartiger, von verschiedenen mehr oder minder begabten Autoren verfaßter Schriften herab, verliert dabei jedoch durchaus den Charakter eines den Glauben autoritativ bestimmenden und regelnden Buches.

Ich will nicht behaupten, daß ich als Gymnasiast schon in der obigen präcisen Form meine Schlußfolgerungen formulirte. Im Großen und Ganzen bildeten sie jedoch bereits damals die Basis meiner Ueberzeugung, und ich nahm keinen Anstand, diese meinem verehrten Lehrer Dr. Hoßbach gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Als Rationalist wurde es ihm schwer, mich zu widerlegen, und so verlor ich schließlich den protestantischen Glauben.

Der Tag der Confirmation kam heran. Stets beflissen, nur dem von mir als wahr Erkannten mich zu unterwerfen, weigerte ich mich entschieden, auf das protestantische Glaubensbekenntniß hin mich einsegnen zu lassen. Auf Hoßbach's Vorschlag wurde mir gestattet, noch ein zweites Jahr dem von ihm geleiteten Confirmationsunterrichte beizuwohnen. Anstatt indeß meine Zweifel behoben zu sehen, wurde ich in ihnen bestärkt. Nach Ablauf des zweiten Jahres war ich noch ungläubiger als am Schlusse des ersten und wiederholte meine Weigerung, mich confirmiren zu lassen. Nun war guter Rath theuer, da ja in protestantischen Ländern die Einsegnung, abgesehen von ihrer kirchlichen Bedeutung, gewissermaßen auch den Charakter einer Verleihung der toga virilis trägt. Wie gewöhnlich bei Fällen, wo ich gegen die hergebrachte Sitte handelte, trat ein Familienrath zusammen. Alle Versuche jedoch, die er machte, um meinen Starrsinn zu beugen, schlugen fehl. Ich verharrte bei meinem non possumus. Zuletzt fiel mir folgender Ausweg ein. Ich erklärte mich bereit, in Gemeinschaft der übrigen Confirmanden in die Kirche zu gehen. Auf die nach Verlesung des Credo an dieselben vom Geistlichen gerichtete Frage: „Wenn Ihr dieses glaubt, so bekräftiget es mit einem

lauten vernehmlichen „Ja“, würde ich aber ein lautes vernehmliches „Nein“ rufen, das allerdings unter den hunderten Ja's unbemerkt von der Mehrzahl der Anwesenden verhallen würde. Nur dann könnte ich mit innerer Ruhe ein salvavi animam meam sprechen.

Langer Pourparlers bedurfte es, um zuerst meine Mutter und meine Verwandten, dann meinen Religionslehrer, welcher nur schweren Herzens seine Zustimmung gab, zu dieser Transaktion zu bewegen. Es blieb aber kein anderes Mittel übrig. Auf mein „Nein“ wurde ich confirmirt, ließ mir eine Oblate in den Mund geben, trank aus dem vergoldeten Kelche einen Schluck Wein und war nun, nach Empfang des heiligen Abendmahls, in den Augen der Welt ein — bewußt gläubiger protestantischer Christ.

Auf dem Gymnasium zu Stargard in Pommern wurde ich, um ungefähr zwei Jahre älter geworden, mit dem Pfarrer der dortigen kleinen katholischen Gemeinde, einem Pater Thomas, befreundet. Er war ein junger, auffallend schöner Mann, wenn ich nicht irre, Mitglied des Ordens Jesu. Mit ihm setzte ich in meinen Mußestunden, in der Regel spät Abends, meine theologischen Studien fort und diskutirte, wie früher mit Hoßbach die protestantischen, so jetzt mit ihm die katholischen „Heilswahrheiten“, las viele von den Kirchenvätern, die er mir lieh, mit besonderer Vorliebe den Augustinus, und übersetzte sogar und commentirte dessen Confessiones. Auch mit den polemischen Schriften der katholischen gegen die protestantische Kirche machte ich mich bekannt und kam zu der Erkenntniß, daß an Folgerichtigkeit kein Religionssystem sich mit dem von Rom aufgestellten zu vergleichen im Stande ist.

An jenen Priester fesselte mich neben seiner stupenden Gelehrsamkeit die bei Leuten seines Standes seltene Milde des Urtheils über Andersgläubige und seine bis zum Heldenthum getriebene Kraft des Leidens.

Als ich eines Abends zur gewohnten Stunde bei ihm vorsprach, theilte mir seine alte Haushälterin thränenden Auges mit, Hochwürden sei beim Besuche, den er einem armen Sterbenden gemacht, um ihm das Viatikum zu bringen, von der engen, steilen Treppe hinabgestürzt und habe sich den linken Arm gebrochen; er liege jetzt im Bette, und ich könne unmöglich eintreten, weil der Arzt die größte Ruhe anempfohlen habe.

Da ertönte aus dem Nebengemach die klangvolle Stimme des Geistlichen:

„Nur herein, mein junger Freund."

Ich begab mich an sein Schmerzenslager, um ihm mein Beileid über den erlittenen Unfall auszudrücken. Er aber erwiderte gleichmüthigen Tones:

„Lassen wir das! Gestern Abend blieben wir bei der Charakteristik der heiligsten Jungfrau Maria stehen. Haben Sie darüber nachgedacht und wollen Sie mir Ihre Einwände vorbringen?"

Vergebens bat ich ihn, sich zu schonen. Die Diskussion entspann sich und nahm ihren gewohnten Verlauf wie an allen vorhergehenden Abenden, nur daß ich bisweilen ein kurzes schmerzliches Zucken über des Pfarrers Züge gleiten sah.

Jene nächtlichen Unterrichtsstunden sind mir von großem Nutzen gewesen. Ich lernte den Katholicismus aus katholischen Quellen kennen und sah, daß er wenig jenem Zerrbild glich, als welches die Protestanten ihn darzustellen lieben. Damals verstieg ich mich zu der Behauptung, daß, wolle man mir den Dualismus im Makrokosmos — Gott und Welt — sowie den Dualismus im Mikrokosmos — Geist und Körper — zugeben, ich aus diesen beiden Prämissen sämmtliche katholische Dogmen, einschließlich der Dreifaltigkeitslehre, logisch abzuleiten vermöge. Auch heute noch halte ich diese Behauptung aufrecht, wenn auch bei den Deduktionen etwas Sophistik mit unterlaufen mag.

Freilich sind obige von den meisten Menschen als unan-

fechtbar angesehene Prämissen mir persönlich unter der unausgesetzten Bohr- und Minirarbeit des grübelnden Verstandes später zusammengestürzt und mit ihnen natürlich das ganze stolze Glaubensgebäude, welches sie zu tragen bestimmt waren; daß ich aber an vorübergehenden katholischen Rückfällen zu leiden hatte, will ich nicht leugnen.

Als ich 1845 die Universität von Berlin bezog, hatte ich z. B. mich noch nicht völlig von der Gottidee freigemacht. Auf dem Tagebuche, in das ich mehr noch meine inneren als meine äußeren Erlebnisse zu verzeichnen pflegte, stand damals in Silberschrift zu lesen:

„Pete summa, Deo juvante!"
Strebe nach dem Höchsten unter Gottes Schutz.

Bald aber ließ ich das Wort Deo ausmerzen und fortuna an dessen Stelle setzen.

Außer der katholischen und der protestantischen Religion wollte ich mich auch mit derjenigen vertraut machen, aus welcher beide als Tochter und Enkelin entsprossen sind, mit dem Judenthum. Erst als ich auf der Universität zu Leyden studirte, fand ich Gelegenheit dazu. Ein gelehrter Rabbiner war es, der als kundiger Führer mich durch das talmudische Labyrinth geleitete. Viel habe ich ihm zu verdanken, um so mehr, als er im Grunde seiner Seele sich der Lehre Spinoza's zuneigte, mit welchem bahnbrechenden Philosophen, nach den uns überkommenen Beschreibungen desselben zu urtheilen, er auch im Aeußeren wie im Charakter eine große Aehnlichkeit hatte.

Eine Fülle tiefsinniger Sentenzen schöpfte ich zu jener Zeit aus den talmudischen Büchern. Besonderen Eindruck machten mir die beiden folgenden:

Die erste lautet: „Reichthümer ohne Talente sind Schuhe ohne Füße, Talente ohne Reichthümer Füße ohne Schuhe."

Ich weiß nicht, ob ich das Recht habe, mir einiges Talent zuzuerkennen. Das aber weiß ich, daß, wenn in gewissen Augen-

blicken mir die nöthigen Mittel zu Gebote gestanden hätten, ich weniger oft meine Füße an den Kieseln und Dornen des Weges zerrissen und größere Erfolge, auch zum Vortheil der Gesammtheit, erzielt haben würde.

Die zweite Sentenz war in die Form einer Anekdote gekleidet: Ein gefangener Rabbi wurde vor König Cyrus gebracht. „Sage mir, wo Gott ist", redete der mächtige Beherrscher des Perserreiches ihn an, „und ich gebe Dir ein Talent!" „Sage mir, wo er nicht ist", antwortete schlagfertig der Jude, „und ich gebe Dir zwei."

In pantheistischer Auffassung machte ich daraufhin, das Räumliche auf das Zeitliche übertragend, folgende Verse:

„Greife die flüchtige Welle, sie wird in der Hand Dir zerrinnen,
Sprich: ich bin, und Du warst, eh' noch das Wort Dir entflohn.
Denn das Vergang'ne erdrückt und die Zukunft in engster Umarmung
Uns das Sein, und es ist, nur welcher ewig ist: Pan!"

Viele andere schöne Sinnsprüche sind mir im Gedächtniß geblieben, und mit Erbitterung habe ich die verleumderischen Beschuldigungen gelesen, welche ein Rohling im Interesse des Anti-Semitismus gegen den Talmud erhebt.

Nach dem Studium des Judenthums versuchte ich in das Verständniß des Korans einzudringen, dann in das des Buddhismus und anderer Religionen, bis ich am Ende einen ziemlich vollständigen Cursus vergleichender Mythologie, zu welcher ich auch das Judenthum, das Christenthum und den Islam rechne, absolvirt hatte. Eine ausnahmslos zwischen allen Religionen bestehende Familienähnlichkeit ist unverkennbar; allen gemeinsam ist die von einer besonderen Kaste befolgte Tendenz, ihr überlegenes Wissen, zunächst von der Natur und deren Erscheinungen, zur Bevormundung der unwissenden Massen zu verwenden. In ihrem Vortheil liegt es deshalb, die allgemeine Unwissenheit aufrechtzuerhalten. Jeder Lucifer, jeder Lichtbringer

gilt ihnen als Feind Gottes, als der Teufel, dessen Existenz, nach der Meinung des berühmten Kanzelredners Pater Ventura de Raulica, eines der Grunddogmen des Christenthums bildet, ohne welches dieses zerfallen müsse. Fälschlich nur wird der Teufel als „Geist der Finsterniß", als Mephotophilos — der das Licht nicht Liebende — bezeichnet. Die lichtsuchende Wissenschaft ist die geschworene Feindin jeder Religion, obwohl schmachvoller Weise manche ihrer Vertreter ihr immer noch Handlangerdienste leisten.

„Auch ist es Inconsequenz", wie Vischer richtig sagt, „bis zu gewissen Grenzmarken der modernen Wissenschaft ihr Recht einzuräumen, bei religiösen Fragen aber ihr Halt zu gebieten oder mit schönen Redensarten sich und Andern Einklang zwischen ihr und dem Dogma vorzutäuschen.

Wenn ich ein Gegner der Religion bin, so ist es, weil ich die feste Ueberzeugung habe von dem verhängnißvollen Einfluß, welchen sie auf die Entwickelung des Menschengeschlechts ausgeübt hat und noch ausübt, viel weniger weil deren Vertreter sie mir verleidet hätten. Im Gegentheil, Dr. Hoßbach, Pater Thomas und der Rabbi in Leyden waren jeder in seiner Art ausgezeichnete Menschen, an die ich mit Liebe mich angeschlossen hatte und die ich aufrichtig verehrte.

Der alte Lukrez wunderte sich, daß „tantum religio potuit suadere malorum", — daß so viele Schlechtigkeiten die Religion anrathen konnte. Ich wundere mich nicht darüber. Ich finde es vielmehr logisch, daß die Religion zur Unmenschlichkeit führt, weil in dem Maße daß unsere Gefühle sich zu Gott wenden, sie von den Menschen abgezogen werden. Die völlige Hingabe an Gott hat in der Regel die völlige Abwendung vom Mitmenschen zur Folge, wenn auch der milde Jesus die beiden Gebote, Gott und den Nächsten zu lieben, als gleichwerthig erklärte. Die Herzlosigkeit, welche sich oft bis zur entsetzlichsten Grausamkeit steigert, wie sie z. B. bei den frommen

„Bräuten Christi“ sich so häufig findet und, obschon in geringerem Grade, auch bei den protestantischen Betschwestern, entstammt naturgemäß der Ausschließlichkeit, mit der sie sich mit ihrem Gott beschäftigen.

Je mehr sich die Domäne der Aufklärung erweitert, desto mehr schrumpft das von der Religion beherrschte Gebiet zusammen. Zu seiner Erweiterung beizutragen, fühlte ich mich berufen. Den Degen hatte ich vorläufig aus der Hand gelegt; statt seiner wollte ich mit dem Worte mich wappnen, treu dem alten deutschen Spruche:

„Wer ein Schwert hat und ficht nicht,
Wer eine Zunge hat und spricht nicht,
Was ist Der, wenn ein Wicht nicht!“

und jener Schaar von Lichtfreunden mich anschließen, welche seit einigen Jahren mit unermüdlicher Energie und sittlichem Ernst gegen jede Form des religiösen Aberglaubens zu Felde zogen.

Ihr begabtester Vorkämpfer war damals Gustav Adolph Wislicenus. An ihn schrieb ich, um der von ihm vertretenen Sache meine Dienste anzubieten. Mit großer Herzlichkeit wurde mein Vorschlag angenommen. Ostern 1851 eilte ich, ihn in seinem Wohnsitz Halle aufzusuchen, und bald hatten die freien Gemeinden einen Sprecher mehr.

Ich verhehlte mir nicht, daß dieser Schritt den Wünschen und Anschauungen meiner Mutter und Familie direkt widersprach. „Wie das Weib“, sagt aber ein Schriftsteller, „die Eltern lassen soll, um an ihrem Manne zu hangen, so muß der Mann seiner Ueberzeugung folgen und wäre es auch um den Preis vorübergehender oder gänzlicher Entfremdung von denen, die ihm das Leben gaben.“ Ich befand mich in dieser Lage.

Siebenundvierzig Jahre war damals Wislicenus alt. Sein Aeußeres hatte etwas Apostelhaftes. Tief auf den Nacken herabwallendes, schon leicht ergrauendes Haar bedeckte das Haupt; das Gesicht war eingerahmt von einem ebenfalls in's Graue

schimmernden Bart. Volle Jugendlichkeit hatten seine Augen bewahrt. Im geistigen Kampfe mit einem Gegner sprühten sie Feuer und Flammen; im traulichen Verkehr mit Freunden und Gesinnungsgenossen nahmen sie einen unendlich sanften Ausdruck an. Seine Feinde behaupteten, er habe eine schiefe Nase, wenigstens setzten sie unter sein Bild die Spottverse:

„Dies hier ist Wislicen,
Deß Ruf die Welt durchlief,
Geht's seiner Nase nach,
So geht die Sache schief!"

Ich erinnere mich nicht, diesen körperlichen Fehler an ihm bemerkt zu haben. Wenn aber die Sache, wie es in der That geschah, wenige Jahre nach unserer Zusammenkunft anfing schief zu gehen, so war daran allein die unausgesetzte, oft mit den kleinlichsten Mitteln arbeitende Verfolgung der Behörden Schuld. Wäre sie nach Wislicenus' — Kopfe gegangen, großartige Erfolge würden ihr sicher nicht ausgeblieben sein.

Seine Vergangenheit war eine traurige, aber eine ruhmvolle gewesen. Als ehemaliger Burschenschafter wurde er wie so viele seiner Collegen zu zwölfjähriger Festungshaft verurtheilt für ein Verbrechen, das zum Theil aufgehört hat ein solches zu sein, für das Anstreben der deutschen Einheit; allerdings wollte er sie gepaart mit deutscher Freiheit.

„Weil er auf zum Lichte strebte,
Ward er in die Nacht gesetzt;
Weil er Ketten brechen wollte,
Bindet ihn die Kette jetzt."

Fünf volle Jahre, die schönsten des Lebens, brachte er hinter Kerkermauern zu. Aber nicht gebrochen trat er, als endlich Begnadigung ihm zu Theil wurde, in die Welt zurück, nur fester entschlossen denn je, den Kampf fortzusetzen, wenn auch, den Zeitverhältnissen Rechnung tragend, auf einem anderen Gebiete als dem politischen, auf dem religiösen.

Der spanische Philosoph des Katholicismus, Donoso Cortés, schreibt in einem seiner Werke — nur dem Sinn nach kann ich citiren: „Die Art und Weise, wie ein Volk den Namen Gott ausspricht, bestimmt seinen Charakter.“ Er will damit sagen, daß maßgebend für die Entwickelung einer Nation deren Religionsanschauungen sind. In der That ist die Götterwelt nur der Reflex der inneren Welt des Menschen in der Geschichte und gestaltet sich daher verschieden nach den Völkern und Zeiten.

Das ist eine unzweifelhafte, leider von vielen Liberalen nicht verstandene oder wenigstens nicht genug berücksichtigte Wahrheit. Eine durchgreifende Reform auf politischem und socialem Felde ist nur dann möglich, oder verspricht wenigstens dann nur Bestand, wenn eine religiöse Reform ihr vorhergegangen ist. Der scharfblickende Voltaire hatte schon Recht, das „écrasez l'infâme“ als erstes Postulat aufzustellen. Klarheit im Denken ist Nummer Eins. Klar zu denken vermag aber Niemand, der mit irgend einer Faser noch am Glauben hängt.

Der fälschlich als „Culturkampf“ bezeichnete, nun schon seit länger denn einem Dezennium fortdauernde Streit zwischen Berlin und dem vatikanischen Rom liefert den besten Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung. Warum ist preußischerseits kein Sieg errungen worden? Warum neigt sich die Schale sogar mehr und mehr auf die Seite des Unfehlbaren? Weil die preußische Regierung sich nicht auf den nichtkirchlichen Boden zu stellen vermag. Weil sie die enge Verbindung mit dem evangelischen Christenthum als Lebensbedingung der Monarchie betrachtet. Weil sie somit den Gegnern selbst Waffen in die Hand giebt, um sich damit bekämpfen zu lassen. Religionsfragen löst man nicht durch Polizeiverordnungen. Religiöse Bedenken und Vorurtheile weichen nicht vor den Befehlen eines Ministers. Die Entscheidung würde sofort zu Gunsten Berlins ausfallen, wenn man dort sich entschließen könnte, den Thron vollständig aus den

Banden des Altars zu befreien, nicht nur die katholische, sondern überhaupt jede Kirche als solche in den Augen des Staates für nicht existirend anzusehen, deren Mitglieder lediglich als Staatsbürger zu behandeln und ihnen keinerlei Sonderrechte zuzugestehen, mit anderen Worten, wenn der Staat sich einfach — nicht antireligiös — wohl aber religionslos erklärte, gegen etwaige staatsgefährliche Uebergriffe dieser oder jener kirchlichen Gemeinschaft als Repressivmittel die bestehenden Strafgesetzparagraphen, als Präventivmittel den confessionslosen Unterricht anwendend.

Ohne die kirchliche Reformation im sechszehnten Jahrhundert wären die politischen und socialen Institutionen des Mittelalters nicht zu Fall gekommen. Die französischen Encyclopädisten waren die Vorläufer der Bastillenstürmer. Ebenso ist aus der religiösen Bewegung der vierziger Jahre die Märzrevolution und als deren letzte bis jetzt erreichte Folge das deutsche Reich hervorgegangen.

Mit dem berühmten Vortrag, welchen Wislicenus, damals noch evangelischer Geistlicher, am 29. Mai 1844 in Köthen hielt, und in dem er die Bibel absetzte, um dafür den denkenden Geist als alleinige Autorität auch in Glaubenssachen zu proklamiren, hatte er unabsichtlich die Kugel in's Rollen gebracht, durch welche post tot discrimina rerum die neuesten politischen Umwälzungen heraufgeführt wurden. Aus dem Gedächtniß reproducirte er jene Rede, um sich dafür zu verantworten und die inzwischen gegen ihn erhobenen Angriffe zurückzuweisen; in der „Ob Schrift, ob Geist" betitelten Brochure, vor einer in Wittenberg versammelten Pfaffen-Commission mußte er ob seines: Hier stehe ich, ich kann nicht anders — ein Colloquium über seine theologischen Ansichten abhalten, sich zuerst die Suspendirung vom Amte, schließlich — 1846 — die Absetzung gefallen lassen, und was hatte der Mann so Schlimmes verübt? Haben wir nicht erst bei der letzten Lutherfeier in Wittenberg die bedeutsamen den Geist von Wislicenus athmenden Worte gehört: „Der

Protestantismus beruht nicht im Buchstaben, noch in der starren Form?"

Gerade jetzt, wo das Muckerthum wiederum in schönster Blüthe steht, scheint es mir zeitgemäß, etwas ausführlicher an das damalige Auftreten des neuen Reformators zu erinnern — ich habe ja diesem Buche als zweiten Titel „Erinnerungen" vorgesetzt.

„Es hat mich noch keinen Augenblick gereut", schrieb Wislicenus in der ersten Vorrede, „was ich gethan, und ich habe auch keinen Augenblick gemeint, mich womöglich wieder auf das sichere Ufer zu retten. Nicht ein Einfall hat mich bestimmt, sondern eine Nothwendigkeit hat mich getrieben und treibt mich weiter, die Nothwendigkeit der Zeit, da sie A gesagt, auch B zu sagen, da sie unbewußt auf eine Bahn getreten ist, es nun auch zu erkennen, daß sie darauf stehe, eine Nothwendigkeit, der ich mich nicht entziehen will. — — — — Was einmal im Verborgenen da ist, das muß auch offenbar werden; was die Gelehrten wissen, muß das Volk erfahren. Das Verschleiern einer neuen Erkenntniß geht wohl eine Weile, ja es ist als Uebergang eine Weile naturgemäß und berechtigt; aber die Stunde kommt sicher, wo der Schleier reißt, und wehe, wenn sie nicht käme! Das Leben müßte in der Dämmerung verbleichen, wir müßten Alle in Halbheit, Verwirrung, Schwäche und Angst vergehen. Darum sei denn von Dächern gepredigt, was wir in das Ohr vernommen haben. Die Zukunft ist uns gewiß. Nur in dem frei lebendigen heiligen Geiste der Wahrheit, Liebe, Gerechtigkeit kann sie ihren Grund und Boden finden, wie die Gegenwart ihn in der That schon hat. — — — — Habe ich Eins von Jesus und seinen Aposteln gelernt, so ist es das, der Wahrheit und Gerechtigkeit anzuhangen, und mich dabei vor Menschen nicht zu fürchten."

Dem orthodoxen Professor Guerike gegenüber, einem seiner heftigsten Angreifer, formulirte Wislicenus die ganze Streit-

frage also: „Willst Du Dich der fortschreitenden Vernunft anschließen, oder willst Du auf dem altkirchlichen Systeme stehen bleiben? Willst Du in der Gegenwart leben oder in der Vergangenheit?“ Ueber die mannigfaltigen in der Bibel erzählten Wunder bricht er mit folgenden treffenden Worten den Stab: „Vor Jahrtausenden, als diese Dinge erzählt wurden, war es nicht schwer, sie zu glauben, und kein besonderer Ruhm, denn sie gingen aus der damaligen Weltanschauung hervor und stimmten mit ihr überein. Jetzt aber, unserer neuen Weltanschauung gegenüber, die durch die Wissenschaft erworben und durch die Bildung Allgemeingut geworden ist, die den Kindern schon in den Schulen eingeimpft wird — dem Allen gegenüber diese Dinge noch für wirklich zu halten, noch denken zu können, daß ein Esel rede, und daß ein Stern vor Einem auf der Landstraße hergehe und dann in einer Stadt über einem Dache stehen bleibe, das ist gewiß ein Wunder des Menschengeistes, nur nicht ein Wunder des Lebens sondern des Todes, ein Wunder der Verstockung.“

In dem Vorwort zur dritten Auflage der Brochure, welche inzwischen in einzelnen preußischen Provinzen verboten, durch obercensurgerichtliches Erkenntniß aber wieder freigegeben worden war, heißt es unter Anderm: „Die Kirche macht den Anspruch, die Stätte der reinsten Wahrheit zu sein. Sehen wir uns denn vor, daß dieser Anspruch nicht immer mehr zum Gespötte werde! Es ist die höchste Zeit, daß die Geißel ergriffen, der Haß, die Heuchelei, das Pfaffenwesen, und wie die Ungethüme alle noch heißen, hinausgetrieben, das, was zur Unwahrheit geworden, umgestoßen, die Götzenbilder abgethan werden. Wo nicht, so wird das Gras vor den Kirchthüren immer höher wachsen, die Mauern werden verfallen, und die Erhebung der Menschen in das göttliche Wesen und wahre Leben wird sich eine andere Stätte suchen, wie damit denn schon ein starker Anfang gemacht ist. Die alte Mutter Kirche ruft heutzutage die Kinder weh-

müthig und zornig in ihren Schooß, in ihr Dämmerstübchen zurück; aber wenn sie sich nicht bekehrt zu den Kindern und in das frische Leben mit hinausgeht, so wird sie einsam sterben müssen. Das Alter bleibt jung, wenn es sich im neuen Leben verjüngt sieht; wenn es aber sein altes Leben der Jugend aufdringen will, so wird es von dieser zurückgelassen."

Diese mannhaften vor vierzig Jahren geschriebenen Worte können auch in der Gegenwart nicht oft genug wiederholt werden, aber auch heute verhallen sie meist unbeachtet. Wislicenus klagte über die „jetzt eingetretene Windstille". Sie dauert noch an, ist sogar beängstigender zurückgekehrt als jemals. Wann wird seine Prophezeiung sich erfüllen: „Die Segel werden wieder schwellen, und wir miteinander die Fahrt machen in das Land der freudigen Gewißheit, die aus der freien Erkenntniß kommt, es sei auf dieser oder auf jener Straße"?

Energisch bekämpfte er die folgende Stelle der Concordianformel: „Wir glauben, bekennen und lehren, daß die einzige Regel und Richtschnur, nach welcher alle Lehren und alle Lehrer — omnia dogmata omnesque doctores — gewürdigt und gerichtet werden müssen, durchaus keine andere sei als die prophetischen und apostolischen Schriften des Alten und Neuen Testaments." Die sich selbst gestellte Frage: „Stehen wir heut zu Tage noch auf demselben Boden? Ist uns die Bibel noch alleinige Glaubensnorm?" beantwortete er mit einem entschiedenen „Nein. Die Wissenschaft und Bildung, sowie die Bestrebungen der neueren Zeit haben sich immer mehr von diesem Boden entfernt. Zwischen dem altkirchlichen und dem die neue Zeit wirklich beherrschenden Denken ist eine große Kluft, erkannt von Wenigen, empfunden von Allen, erfolglos geflohen von Vielen, angeklagt und ohnmächtig bekämpft von einem Häuflein. Je ferner Menschen der Bildung und Bewegung der Zeit stehen, desto unbefangener können sie wähnen, daß sie und die Zeit sich noch auf jenem Boden befänden. In je nähere Berührung sie

aber mit der Wissenschaft und Bildung der Zeit kommen, desto mehr können sie nur auf gewaltsame Weise sich auf jenem Boden erhalten, so weit es eben gehen will."

Ich glaube nicht, daß diese Citate aus dem leider so selten mehr gelesenen, fast verschollenen Büchlein des Wislicenus hier überflüssiger Weise eine Stelle gefunden haben. Jedenfalls tragen sie dazu bei, den von mir so hochverehrten Mann und Freund zu charakterisiren. Nur in einem Punkte hatte er sich anfänglich geirrt. Er hielt es für möglich, mit seinen Ansichten im Verbande der protestantischen Kirche zu verbleiben. Auch seine Anhänger erklärten ausdrücklich, „daß er vollkommen Recht habe, nicht aus derselben scheiden zu wollen." Er und sie vergaßen dabei, daß man neuen Wein nicht in alte Schläuche füllen soll. Ja es war ein Glück für ihn, wie für die von ihm vertretene Sache, daß seine orthodoxen Feinde ihn aus ihren dumpfen, düstern Tempeln hinausdrängten. Nur so vermochte die freireligiöse Bewegung sich auszubreiten.

Als ich Wislicenus kennen lernte, hatte er seit einigen Jahren schon eine freie Gemeinde um sich geschaart. Andere waren an anderen Orten, hauptsächlich in der preußischen Provinz Sachsen und in den thüringischen Kleinstaaten entstanden mit Männern, wie Uhlich, Balzer, Rauch, Douai, Hetzer an der Spitze. Noch andere waren in der Bildung begriffen, so eine in Zeitz, in derselben Stadt, wo ich einen Theil meiner Gymnasialstudien erledigt hatte und für die Einführung der edlen Turnerei thätig gewesen war. Auf die Empfehlung von Wislicenus erwählte die Zeitzer Gemeinde mich zu ihrem Sprecher. Nachdem ich in gesetzlicher Form vor dem amtirenden Kreisrichter meinen Austritt aus jedem Religionsverbande erklärt und das bezügliche Protokoll unterschrieben hatte, begann ich meine Wirksamkeit.

Zunächst bestand diese hauptsächlich in der Abhaltung von Sonntagsversammlungen, die in der Regel in einem benachbarten

Dorfe stattfanden, da in der Stadt selbst aus Furcht vor amtlichen Plackereien uns ein angemessenes Lokal verweigert worden war. Außer dem Absingen entsprechender freireligiöser Lieder bildete den jedesmaligen Kern der Feier ein Vortrag. Obgleich sämmtliche Mitglieder der Gemeinde sich ebenfalls confessionslos erklärt hatten, hielt ich es nicht für angemessen, in meinen Reden sofort die letzten Consequenzen aus den von uns als wahr erkannten Grundsätzen zu ziehen; richtiger erschien es mir, einen allmäligen Uebergang von der alten Weltanschauung zur neuen zu vermitteln. Deshalb trugen meine ersten Vorträge beinahe noch das Gepräge von Predigten, ein Verfahren, wie es der alte Uhlich bis zu seinem Tode beibehalten hat. Ich suchte vorwiegend auf das Gemüth zu wirken; ich knüpfte gern an der Mehrzahl geläufige Sprüche des neuen Testaments an, in welchen eine reine Moral gelehrt wird, machte jedoch zugleich darauf aufmerksam, daß ich es keineswegs für meine Pflicht erachtete, den Text ausschließlich der Bibel zu entlehnen, vielmehr das Recht beanspruchte, ihn auch aus anderen Büchern zu schöpfen, wie aus dem fünfhundert Jahre vor Christus eine christliche Moral predigenden Codex des Manu und den ebenfalls vorchristlichen Vorschriften des Confucius. Ich erinnere mich, z. B. folgenden Satz des letztgenannten chinesischen Philosophen zur Grundlage einer meiner Erörterungen genommen zu haben: „Erforsche den Menschen im Menschen. Jede Kenntniß, die nicht aus ihm kommt, gehört nicht für ihn. Vom Walde selbst nimmt der Holzhauer den Stiel zur Axt, die den Wald fällen soll. Vom Diamanten selbst nimmt der Juwelier das Pulver, das den Diamanten schleifen soll. So lernt vom Menschen der Weise, wie er Menschen leite und bessere.“

In der Folge ging ich weiter. Ich versuchte in volksthümlicher, gemeinverständlicher Form, wie Wislicenus es zu thun pflegte, meine Gemeinde mit den letzten Errungenschaften der Religionsforschungen bekannt zu machen, dabei streng festhaltend an dem

Grundsatz, daß die Philosophie sich allein mit Rücksicht auf die Vergangenheit und nicht mit Hinsicht auf die Zukunft zu entwickeln habe, daß sie wurzeln müsse in dem, was war und ist, und fern sich halten von jeder teleologischen Spekulation. Ich citirte gern den Satz des von der katholischen Kirche heilig gesprochenen Bernhard: „Veritas sola liberat, sola salvat, sola lavat“ — allein die Wahrheit befreit, rettet und reinigt uns. Ich bemühte mich, meine Zuhörer an das Ertragen selbst solcher Wahrheiten zu gewöhnen, denen in unser Hirn Eingang zu gestatten, unser Gefühl sich sträubt, und verurtheilte als moralische Feigheit den Spruch Wieland's:

„Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.“

Damit folgte ich ganz dem leuchtenden Beispiele von Wislicenus und war glücklich, mit diesen Bestrebungen Erfolg zu haben, wie mehrere Fälle es mir bewiesen.

So war einmal ein Mitglied der Gemeinde gestorben, ein alter Mann, welcher eine Wittwe und zwei halb erwachsene Töchter in Noth zurückgelassen hatte. Vor der Beerdigung hielt ich am offenen Sarge des Verstorbenen im Beisein der Familie und vieler Gemeindeglieder eine Ansprache an erstere, um sie wegen des schweren Verlustes, den sie erlitten, zu trösten. Obgleich ich es nicht nur vermied, ihr von einem künftigen persönlichen Wiedersehen zu sprechen, sondern ausdrücklich dieses als durchaus ausgeschlossen, den Naturgesetzen widersprechend erklärte, vermochte ich dennoch ihren Kummer zu mildern. Das anfänglich krampfhafte Schluchzen der Zurückgebliebenen löste sich in sanftes Weinen auf; gefaßt und thatkräftig begannen sie von Neuem den Kampf um's Dasein.

Bei einer anderen Gelegenheit tröstete ich in gleicher Weise ein Ehepaar, welchem der Tod das einzige Kind entrissen hatte. Die trauernden Eltern folgten meiner Aufforderung, den Ueberschuß von Liebe, der in ihren Herzen jetzt verfügbar geblieben war,

auf andere liebebedürftige Kinder zu übertragen und erhoben sich somit aus der immerhin engen Sphäre der Familie auf die höhere und weitere des Menschenthums.

Niemals redete ich von Gott, dem großen X, dessen Lösung eine unmögliche ist; desto häufiger von dem Verhältniß des Menschen zum Menschen und betonte immer wieder die Solidarität Aller.

Namentlich nahm ich Interesse an der Entwickelung der Kinder, weil auf ihnen unsre Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft beruht. Nachdem ich eines Sonntags mich speciell an die Eltern gewandt hatte, um ihnen die Regeln an's Herz zu legen, nach welchen sie ihre Kinder in menschenwürdiger Weise erziehen müßten, hauptsächlich die irrige Auffassung bekämpfend, als ob dieselben ihr Eigenthum seien, mit welchem sie bis zu einem bestimmten Alter nach Willkür schalten dürften, forderte ich sie auf, am nächstfolgenden Sonntage diese Kinder mit in die Versammlung zu bringen. Der Saal war angefüllt mit einer Schaar blond- und braunköpfiger kleiner Wesen vom fünften bis zum vierzehnten Jahre, die, auf den vordersten Bänken sitzend, mit offnen, neugierigen Augen zur Tribüne heraufblickten, um meinen Worten zu lauschen. Ich sprach so, daß sie Alle mich verstehen konnten. Ich sagte ihnen, daß sie fortan keine Strafe von ihren Eltern zu fürchten hätten, daß sie keine Angst mehr zu haben brauchten vor der drohenden Ruthe, dafür aber auch ihrerseits sich bemühen müßten, schon auf eine leise Andeutung hin sich den Wünschen der Eltern zu fügen; ein Ungehorsam würde diese tief betrüben, denn Alles, was sie von ihnen verlangten, sei allein zu ihrem eignen Besten. Selten war es mir gelungen, so innige, so zum Herzen dringende Worte zu finden, wie in jener Ansprache. Viele der Kleinen vergossen helle Thränen, und von jenem Tage an war ich ihr ausgesprochener Liebling. Wenn ich durch die Straßen von Zeitz ging, umdrängten sie mich in jubelnden Schaaren, drückten und küßten mir die Hände,

hatten jeder Einzelne mir immer viel zu erzählen und beklagten sich auch wohl, wenn trotz meiner Ermahnungen der Vater oder die Mutter sie geschlagen hatten. Ich konnte ihrer Liebkosungen nur mit Mühe mich erwehren; so oft ich ein Haus betrat, des herzlichsten Empfanges der Kinder war ich von vornherein sicher.

Auch die Erwachsenen erblickten in mir einen aufrichtigen Freund. Bei jeder Verlegenheit, bei jedem Schmerz, bei jedem inneren Zerwürfniß kamen sie zu mir, um sich trotz meiner Jugend Raths zu erholen. Bald hörten die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Gemeindemitgliedern auf; das Band vollständiger Einigkeit umschlang sie alle. Nie kam es vor, daß der Eine oder der Andere bei streitigen Fällen die Intervention der Gerichte nachsuchte; in freundschaftlichster Weise sich den Aussprüchen eines von mir eingesetzten Schiedsgerichts unterwerfend, legten sie die Differenzen bei. Aber auch im Verkehr mit den außerhalb der Gemeinde stehenden Menschen befleißigten sie sich einer großen Zuvorkommenheit und der skrupulösesten Rechtlichkeit. Trotzdem blieb unsere Gemeinde den privilegirten Vertretern der christlichen Religion ein Dorn im Auge. Wie sehr diese aber auch von den Kanzeln herab gegen uns donnerten und uns zu verdächtigen suchten, immer seltener fanden sie Glauben mit ihren Anschuldigungen; ja es kam dahin, daß wo es sich um die Vergebung von Arbeiten handelte, Mitglieder der freien Gemeinde gerade aus diesem Grunde häufig vor anderen Arbeitern bevorzugt wurden; man hielt sie mit Recht für vertrauenswürdiger.

Andererseits trug die unausgesetzte Verfolgung der Behörden dazu bei, uns fester aneinander zu schließen. Ich vermied es, diesen wissentlich Anlaß zu Beschwerden zu geben. Nichtsdestoweniger regnete es Anklagen besonders wegen Verletzung des leider sehr elastischen Vereinsgesetzes. Bei solchen Gelegenheiten erinnerte ich mich, daß ich ursprünglich die Rechte studirt hatte, und so oft ein Strauß vor dem Gerichte auszufechten war, trat

ich für meine Gemeinde ein. Fast immer erzielte ich ein freisprechendes Urtheil.

Einmal stand allerdings die Sache besonders ungünstig für uns. Ich hatte am Nachmittage des Himmelfahrtstages einen gemeinsamen Ausflug sämmtlicher Mitglieder, die Kinder inbegriffen, veranstaltet, nachdem ich am Vormittag in der wie gewöhnlich von einem Gensdarmen überwachten Versammlung das Thema behandelt, vorzuziehen sei es, ein Herabsteigen der Menschenliebe auf die Erde zu feiern als ein Emporsteigen der in Jesu verkörperten Gottesliebe in den Himmel. Ueberhaupt war ich der Meinung, daß gemeinsame Feste erheblich dazu beitragen, die Menschen einander näher zu bringen.

Auf einer waldeingeschlossenen Wiese hatten wir uns gelagert. Um die festliche Stimmung zu erhöhen, richtete ich auch dort eine kurze Ansprache an die Anwesenden. Die Kunde davon war bis zu den Ohren des Staatsanwalts gedrungen. Er erhob gegen uns die Anklage, ohne vorschriftsmäßige Anzeige eine Volksversammlung abgehalten zu haben. Der Tag der gerichtlichen Verhandlung war gekommen. Ich sah ein, daß auf Grund eines bestimmten Paragraphen leicht eine Verurtheilung stattfinden könnte. Da nahm ich die Zuflucht zu einer Kriegslist. Nachdem der Vertreter des staatlichen Rechts seine Beschwerde formulirt hatte, bat ich um die Erlaubniß, zunächst seine Rolle übernehmen zu dürfen, und hob, ihm ironisch für seine außergewöhnliche Milde dankend und seine Redeweise leicht nachahmend, mehrere angeblich von uns begangene Gesetzübertretungen hervor, die er unterlassen habe, gegen uns in's Feld zu führen, widerlegte dann der Reihe nach diese, ohne auf die wirklich gravirenden Punkte einzugehen, und brachte dadurch eine solche Verwirrung im Geiste der Richter hervor, daß — abermals eine mir selbst unerwartete Freisprechung erfolgte.

Die Mehrzahl der Mitglieder der freien Gemeinde von Zeitz bestand aus unbemittelten Handwerkern und Arbeitern. Der Armuth aber entsprießen, als fruchtbarstem Boden, die

meisten Verbrechen. Diese Quelle des Lasters wollte ich nun thunlichst zu verstopfen suchen. Zu dem Zwecke gründete ich, noch vor der großartigen durch Schulze-Delitzsch in's Leben gerufenen und bis auf den heutigen Tag segensreich wirkenden Schöpfung, ausschließlich für meine Gemeinde eine Art von Consumverein. Da wir nur über die bescheidensten Mittel verfügten, so war der Beginn des Unternehmens ebenfalls ein fast lächerlich winziger. Ich forderte die Familien der Mitglieder auf, acht Tage hindurch auf den Genuß von Kaffee und Zucker zu verzichten und das Geld, welches sie dafür „zizerlweise", wie der Oesterreicher sagt, täglich dem Krämer zutrügen, in eine gemeinsame Kasse zu werfen. Mit dem Gelde wurden jene beiden Nahrungsmittel en gros eingekauft, wieder aber zunächst nur zu den üblichen Detailpreisen überlassen. Der aus dem Rabatt erzielte Gewinn bildete das Stammkapital für weitere en gros-Einkäufe; er vermehrte sich natürlich bei jeder neuen Operation, und nach wenigen Monaten schon waren wir im Stande, nicht nur für den Bedarf der Gemeindemitglieder die erforderlichen Colonialwaaren aus Hamburg und Bremen kommen, das Mehl aus den Mühlen holen zu lassen, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Brennmaterial ohne Zwischenhändler zu erstehen, sondern auch aus direkter Quelle größere Ankäufe derjenigen Rohstoffe zu effektuiren, welche Einzelne für den Betrieb ihrer Profession nöthig hatten, wie Tuche für die Schneider, Nutzholz für die Tischler, Leder für die Schuhmacher und so fort, wobei selbstverständlich die Waaren zu den Einkaufspreisen zur Vertheilung gelangten, da die Spesen kaum nennenswerthe waren.

Langsam aber deutlich erkennbar vollzog sich hierdurch ein materieller Aufschwung innerhalb der Gemeinde, Hand in Hand gehend mit dem geistigen und dem moralischen, und die Zunahme an Mitgliedern stieg in gleichem Maße. Ich sah wohl ein, daß auf diesem Wege die sociale Krankheit keiner radikalen Heilung zugeführt werde, ich meinte indeß ein Palliativmittel

nicht verschmähen zu sollen, wenn es dazu beitrug, das Loos der arbeitenden Klassen, sei es auch nur um ein Geringes, zu lindern.

Da ereilte uns der Schlag, welcher unserm Dasein ein vorzeitiges Ende bereitete.

Ich hatte die Gewohnheit, kürzere oder längere Ausflüge in der Nachbarschaft zu machen, Volksversammlungen einzuberufen und vor ihnen unsere freireligiösen Ansichten bald in einem Saale, bald in einer Scheune, bald auf offenem Felde in freier Rede zu entwickeln. Diese meine propagandistische Thätigkeit, zu welcher mich Wislicenus angespornt hatte, mit dem ich in fortwährender, theils brieflicher, theils persönlicher Beziehung blieb, trug herrliche Früchte. In jedem Dorfe, in jedem Städtchen der Provinz Sachsen, so weit ich sie auf meinen Wanderungen berührt hatte, entstanden Filialgemeinden. Einige Jahre ungestörter, namentlich von oben herab uneingeschränkter Wirksamkeit hätten jene von jeher zum Freisinn geneigte Bevölkerung zum großen Theile der herrschenden Kirche entfremdet und in unser Lager gezogen. Das konnte der damaligen Regierung nicht conveniren. Der Bewegung mußte ein entschiedenes Halt geboten werden. Den Vorwand dazu lieferte absichtslos ich selbst.

Auf die Einladung des Sprechers der freien Gemeinde in Naumburg hatte ich mich zum Besuch dorthin begeben, um einen Vortrag zu halten. Da in Folge massenhaften Zuströmens aus verschiedenen Orten die Anzahl der Zuhörer auf mehrere Tausende gestiegen war, so war kein Lokal in der Stadt geräumig genug, sie zu fassen. Wir wanderten deshalb in's Freie hinaus. Auf einer in der Eile am Fuße einer schattigen Eiche aus großen Feldsteinen improvisirten Tribüne sprach ich zu der rings um mich gelagerten Menge, und da ich mit einer lauten Stimme begabt bin, vermochte ich mich Allen verständlich zu machen. Das Thema, welches ich gewählt, war ein bedenkliches. Es hieß:

„Thron und Altar“. Unvermeidlich schweifte ich von dem religiösen auf das politische Gebiet hinüber, und sehr gut kamen bei der Gelegenheit die hohen und höchsten Würdenträger nicht weg. Diese Rede verursachte noch nachträglich große Aufregung, sowohl unter unsern Anhängern wie unter unsern Gegnern. Denunzianten hatten natürlich nicht gefehlt. Wenige Tage später erhielt ich, inzwischen nach Zeitz zurückgekehrt, die Vorladung, mich vor dem Untersuchungsrichter wegen einzelner Stellen, die Majestätsbeleidigung, Hochverrath, Gotteslästerung, ich weiß nicht, wie viele andere schwere Verbrechen noch involviren sollten, vernehmen zu lassen.

Früher bereits waren mehrere Male aus ähnlichen Anlässen Haussuchungen bei mir vorgenommen worden. Ich hatte mich sogar genöthigt gesehen, zeitweilig meinen Aufenthaltsort Zeitz zu verlassen und in einem Nachbarstaate, wie Reuß und Altenburg, vorübergehend Zuflucht zu suchen. Immer war es mir indeß bis dahin gelungen, den Sturm zu beschwören. Dieses Mal nahm die Angelegenheit eine ernstere Wendung. Die Anklage wurde aufrecht erhalten und der Fall vor das in Naumburg tagende Schwurgericht verwiesen. Meine Freunde, vornehmlich Wislicenus, welchem ich über Alles Mittheilung gemacht hatte, waren einstimmig in ihrem Rathe, ich möge mich nicht persönlich vertheidigen, sondern einen geschickten Advokaten mit meiner Vertheidigung betrauen. Sie fürchteten, vielleicht nicht ohne Grund, daß meine Vertheidigungsrede Oel in's Feuer gießen und ich schon dieserwegen eine Verurtheilung auf mein Haupt herabziehen würde. Ich befolgte den Rath.

Einem Naumburger Rechtsanwalt, Dr. Bromme, der mir, obwohl sonst unbekannt, als freisinniger Mann empfohlen war, sandte ich mein ganzes Beweismaterial zu. Am Abend vor dem Sitzungstage fand ich mich, begleitet von vielen Gemeindemitgliedern, in Naumburg ein, nahm kurz noch Rücksprache mit meinem Advokaten und zog mich dann, um der Ruhe zu pflegen,

in mein Hotelzimmer zurück. Früh des nächsten Morgens weckte mich ein Bote. Er überbrachte mir einige Zeilen von Bromme, die sein lebhaftes Bedauern aussprachen, mich nicht vertheidigen zu können, da ein plötzliches Unwohlsein ihn befallen habe. Die Geschichte kam mir zwar verdächtig vor, es war aber nichts dagegen zu thun. Sofort machte ich mich deshalb auf die Suche nach einem anderen Advokaten. Alle in der Stadt wohnenden waren — rein zufällig! — abwesend. Um 11 Uhr eröffnete der Vorsitzende des Gerichtshofes die Sitzung. Ich bat sofort um's Wort, um Mittheilung von dem unerwarteten Zwischenfall zu machen, und mich darauf stützend, daß ich mich nun ohne Vertheidiger und somit ohne Vertheidigung befände, ersuchte ich, die Verhandlung meines Falles bis zur nächsten Sitzungsperiode — die jetzige näherte sich ihrem Ende und sollte mit meinem Prozeß als Knalleffekt schließen — zu vertagen. Nach kurzer Berathung des Richtercollegiums erfolgte in der That eine Vertagung, freilich nur — um zwei Stunden! Mittlerweile solle der unverzüglich ernannte ex officio-Vertheidiger, ein Referendar am Naumburger Landgericht, Graf Schönburg, wenn ich nicht irre, Besitzer der romantischen, in Studentenkreisen in frohester Erinnerung stehenden Rudelsburg, mit dem ich auf den Schulbänken von Schulpforta zusammen gesessen hatte, Einblick in die Akten zu nehmen trachten. Dieser erklärte sofort, die kurze Zeit genüge ihm kaum, sich auch nur eine ganz oberflächliche Kenntniß von den Anklagepunkten — es waren deren sieben verschiedene — und von der Begründung derselben seitens des Untersuchungsrichters zu verschaffen, noch viel weniger, sich auf eine Vertheidigung vorzubereiten. Nichtsdestoweniger wurde der Beschluß des Gerichtshofes aufrecht erhalten.

Was thun? Es gab keinen anderen Ausweg, als mich aus dem Stegreife allein zu vertheidigen.

Punkt ein Uhr nahm ich, in elegantester Salon-Toilette, mit weißer Cravatte und strohgelben Handschuhen — die perl-

grauen waren damals noch nicht Mode — auf der Anklagebank Platz. Der Saal war bis zum Erdrücken gefüllt, zum größeren Theile von Gesinnungsgenossen. Gleich bei Beginn der Verhandlung ereignete sich eine komische Episode. Der Vorsitzende forderte mich auf, von dem mir zustehenden Rechte Gebrauch zu machen und die gesetzmäßig gestattete Anzahl von Geschworenen zurückzuweisen.

„Wollten Sie nicht, Herr Präsident", erwiderte ich im höflichsten Tone, „die Gewogenheit haben, mir von den Herren Geschworenen, die ich sämmtlich nicht die Ehre habe zu kennen, die zwölf reaktionärsten zu bezeichnen? Ich möchte nämlich nicht gern unwissentlich gerade einen von diesen refusiren, denn es liegt mir daran, von meinen politischen Gegnern freigesprochen zu werden."

Natürlich lehnte der Vorsitzende die in ähnlicher Art wohl noch niemals an ihn gestellte Zumuthung, halb entrüstet, halb lächelnd, ab. Die Zuversicht, welche ich mit jener Bitte zur Schau getragen hatte, war jedoch, ich gestehe es offen, nur eine fingirte. Trotzdem verfehlte sie nicht, einen gewissen Eindruck auf die Geschworenen hervorzubringen.

Nachdem die lange Anklageschrift verlesen war und der Staatsanwalt gesprochen hatte, ergriff ich das Wort. Ich redete ohne Unterbrechung drei und eine halbe Stunde, beleuchtete und zerfaserte die Anklage Punkt für Punkt, nahm aber keinen Anstand, meine Grundsätze wie die der freien Gemeinden überhaupt laut zu bekennen und ihre Berechtigung nachzuweisen. Wiederholt wurde ich durch Beifall aus dem Zuhörerraume unterbrochen. Nur die Drohung des Vorsitzenden, bei erneuten derartigen Kundgebungen den Saal räumen zu lassen, bewog meine Freunde sich zu mäßigen. Endlich konnte ich das dixi sprechen und setzte mich nieder. Nach der Replik des Staatsanwalts und der Duplik meinerseits wurden die Schuld-Fragen formulirt. Die Geschworenen zogen sich in das Berathungszimmer zurück.

Mich führte man inzwischen in ein anderes Gemach, gestattete aber Niemandem den Zutritt außer meinem ex officio-Vertheidiger, der sich begnügt hatte, die wesentlichsten Punkte meines streng nach den einzelnen Theilen des die Anklage begründenden Exposés des Staatsanwalts gegliederten Plaidoyers zu rekapituliren. Obwohl auf entgegengesetztem Standpunkte stehend, wünschte Graf Schönburg mir auf das Lebhafteste Glück zu meiner Rede.

Eine Viertelstunde verrann nach der andern, man rief mich nicht. Schon anderthalb Stunden wartete ich in fieberhafter Aufregung. Endlich — es war schon spät Abends — betrat ich von Neuem den Schwurgerichtssaal. Das Urtheil wurde mir kund gegeben. Auf sämmtliche Anklagepunkte erfolgte, jedes Mal mit sieben gegen fünf Stimmen, ein „Nichtschuldig". Später erfuhr ich, daß die Majorität zu meinen Gunsten keineswegs immer nur aus den nämlichen Geschworenen zusammengesetzt gewesen war. Der Vorsitzende wandte sich mit leichter Verbeugung zu mir herüber.

„Angeklagter von Gagern, Sie sind frei!"

Da durchbrauste hundertstimmiges Beifallrufen den matt erleuchteten Sitzungssaal. Ehe ich noch recht zur Besinnung kam, wurde ich von starken Händen in die Höhe gehoben und hinausgetragen. Trotz der späten Stunde waren die dem Gerichtsgebäude zunächst liegenden Straßen von Tausenden jubelnder Menschen erfüllt. Nach rechts und links mußte ich Händedrücke austheilen, von allen Seiten schallten mir die herzlichsten Glückwünsche entgegen. Einige meiner Freunde hatten für den Fall eines glücklichen Ausgangs meines Prozesses Fackeln vorbereitet. Schnell organisirte sich zwischen leuchtenden Spalieren ein langer Zug, in dessen Mitte ich getragen wurde. Es war ein Triumph, wie ich selten einen ähnlichen erlebt habe. In solchen Augenblicken vergißt man leicht, was man für die Sache des Volkes gelitten; in solchen Augenblicken glaubt man nicht an die sprich-

wörtlich gewordene Undankbarkeit der Massen; in solchen Augenblicken befestigt man sich in dem Entschluß, für die gleiche Sache fort und fort zu wirken und zu kämpfen.

Nachdem ich in Eile etwas genossen hatte — seit Mittag war ich nüchtern geblieben — bestieg ich meinen Wagen und fuhr, begleitet von anderen Gefährten, noch in derselben Nacht nach Zeitz zurück, wo meine Frau in erklärlicher Angst mich erwartet hatte. Freudestrahlend begrüßte sie mich, als sie frei mich heimkehren sah.

Am nächsten Abend brachte mir der Gesangverein der freien Gemeinde ein Ständchen. Das schöne Lied: „Ob ich Dich liebe, frage die Sterne" war das erste, von einem Männerquartett gesungene. Ich hatte in meinem letzten sonntäglichen Vortrage ein Citat daraus gebracht. Dann kamen mehrere andere und zum Schluß ein reizendes Nocturno, von Brummstimmen begleitet. Die eigenartige Melodie summt mir heute noch oft durch den Kopf. Wenn ich ihrer gedenke, steigt vor meinem geistigen Auge wie aus dem Nebel jene drangsalvolle, wildbewegte, doch zugleich Geist und Herz im höchsten Grade anregende und befriedigende Zeit empor, sind Melodien doch vorzugsweise die Trägerinnen von Erinnerungen.

Auch ein Bankett wurde mir zu Ehren von der Gemeinde veranstaltet. Als Andenken an den errungenen Sieg erhielt ich ein kunstvoll geschliffenes Seidel, das ich heute noch pietätvoll bewahre. Auf seinem Deckel sind die Worte eingegraben: „Die freie Gemeinde von Zeitz ihrem geliebten Sprecher. 1852." Nach Ueberreichung des Geschenks erhob sich ein älteres Mitglied und brachte einen gereimten Trinkspruch auf mich aus. Eine mir im Gedächtniß gebliebene Strophe lautete:

„Ob auch mit List und falschem Wort
Die Feinde uns umlagern,
Sie schlägt der Wahrheit starker Hort,
Siegreich zurück, von Gagern."

Das war aber auch der letzte glückliche Tag in Zeitz. Der unerwartete Erfolg, den ich in Naumburg davongetragen, hatte in Regierungskreisen die Erbitterung gegen mich nur gesteigert. Das Vorgehen gegen die Gemeinde wurde ein immer rücksichtsloseres. Das Damoklesschwert der Auflösung, welches schon lange über ihrem Haupte geschwebt, fiel herab. Mir aber wurde bedeutet, wenn auch nicht in Form einer direkten Ausweisung, da ich ja Preuße von Geburt bin, das Land zu verlassen.

Schweren Herzens entschloß ich mich zur Auswanderung nach Amerika. Ich sah ein, daß vor der Hand jede freisinnige Thätigkeit in Deutschland fruchtlos bleiben müsse. Also fort, über den Ozean hinüber!

Von Freund Wislicenus konnte ich nur schriftlich Abschied nehmen; in Magdeburg besuchte ich auf meiner Reise nach Hamburg Vater Uhlich. Beide gaben mir schriftlich und mündlich die herzlichsten Wünsche auf den Weg. Wiedergesehen habe ich weder den Einen noch den Anderen.

Mit Wislicenus blieb ich jedoch in regem Briefwechsel. Obgleich ich ihm aus den Enttäuschungen, die mir die amerikanischen Zustände bereitet hatten, kein Hehl machte, wanderte er doch etwa ein Jahr später denselben Weg wie ich. Auch ihm war das Verbleiben im Vaterlande unmöglich gemacht worden. Erst wandte er sich nach Boston, dann nach New-York, dann versuchte er in Hoboken eine Schule zu errichten. Schon 1856 aber kehrte er, amerikamüde, nach Europa zurück, um sich dauernd in der Schweiz niederzulassen, während ich früher schon in Mexiko ein zweites Vaterland gesucht und gefunden hatte. Seinen Bruder, eine Zeit lang Sprecher der freien Gemeinde in Berlin lernte ich dort im Winter 1865 kennen.

Die letzte Erinnerung an Wislicenus bildet sein treffliches, mir als Geschenk von ihm übersandtes Buch „Die Bibel", in welchem er das „Wort Gottes" einer so scharfen Kritik unter-

zieht, daß nichts Göttliches mehr davon übrig bleibt. Jesus ist ein das arme Volk mit selbstloser Liebe liebender Mensch, Moses sogar nur der Held eines während der babylonischen Gefangenschaft, um den gesunkenen Muth der Juden zu heben, verfaßten nationalen Epos.

Wislicenus ist nie wieder in seine Heimath zurückgekehrt. Seit Jahren schläft er den ewigen Schlaf. Sein Körper ruht in freier Erde, sein Geist aber wirkt heute noch erleuchtend und befreiend auf Alle, welche, um ihren Wissensdurst zu stillen, sich in seine Schriften vertiefen.

Antonio López de Santa-Anna.



An einem kühlen, nebligen Frühlingsabend des Jahres 1853 saß ich allein an einem nicht allzu saubern Tische in einer New Yorker deutschen Bierstube. Vor mir stand unangerührt ein Glas „Lager", zu jener Zeit fast durchgehends ein schlechtes Gebräu. Die Cigarre war mir ausgegangen. Apathisch starrten meine Augen in's Leere.

Wer so mich gesehen hätte, würde in mir einen tief verstimmten, geistig abgespannten Menschen vermuthet haben, und er hätte sich nicht getäuscht.

Erst ein Jahr ungefähr befand ich mich im „gelobten Lande der Freiheit und Gleichheit", und schon war ich desselben gründlich überdrüssig. Allerdings hatte ich schlechte Erfahrungen gemacht.

Die Reise über den Ozean, von Hamburg aus in einem neuen Clipper angetreten, da Dampfer damals noch nicht den Verkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten vermittelten, war eine ungewöhnlich lange und unangenehme gewesen. Neunundfünfzig Tage schwammen wir auf der See, bald von hartnäckiger Windstille festgehalten, bald durch Stürme geschüttelt und umhergeworfen. Da ungünstiger Wind uns nicht den Canal passiren ließ, mußten wir an der Nordküste Schottlands vorbeisegeln. Nur durch Zufall entgingen wir dort dem Schiffbruch. Der Kapitän, der bei einem zur Nachtzeit aufgesprungenen Orkan beinahe den Kopf verloren, hatte sich schon darauf gefaßt gemacht, das Fahrzeug an den Klippen zerschellen zu sehen, als eine gewaltige Woge uns gerade mitten in eine schmale Meerenge

hineinwarf, anstatt gegen die sie einsäumenden steilen Felsen, und wir so mit dem Schrecken davonkamen. Bei der langen Fahrt, mit bis dahin fremden Personen heterogenster Bildung auf engem Raume zusammengepfercht, von früh bis spät zu fast fortwährendem Zusammensein mit ihnen verdammt, traten leider die schlechten Eigenschaften, welche ihnen anhafteten, schärfer hervor, machten die Leute eckiger, stachlicher, unverträglich, verwandelten das „gesellschaftliche Thier" in ein äußerst ungeselliges. Allmälig zog ich mich von den übrigen mir mit jedem Tage unsympathischer werdenden Passagieren zurück und vermied es mit ihnen zu sprechen. Freilich mußte ich mir dafür ihrerseits den bei mir am Wenigsten gerechtfertigten Vorwurf aristokratischer Ueberhebung gefallen lassen.

Kaum angelangt, erlebte ich an mir selbst das traurige Beispiel unerhörten Undanks.

Während des heftigsten Sturmes, der uns heimgesucht hatte, war mitten in der Nacht der Kapitän mit einer eigenthümlichen Bitte an mich heran getreten. Im Zwischendeck lag ein junges Bauermädchen in Kindesnöthen. Kein Arzt befand sich an Bord. Ob ich nicht den Versuch machen wollte, der Aermsten, die, von ihren trost- und rathlosen Eltern und Verwandten umgeben, entsetzlich wimmerte, die von der Natur verlangte Erleichterung zu schaffen. Wenige Tage zuvor hatte ich zufällig erwähnt, daß ich auf der Universität mit Vorliebe medicina forensis gehört, häufig, da ich mit vielen jungen Aerzten verkehrte, Kliniken und Hospitäler besucht und von medizinischen Werken, außer den die Toxikologie behandelnden, namentlich gynäkologische gelesen. Theoretisch kannte ich somit einigermaßen die bei der Entbindung vorzunehmenden Manipulationen; praktisch müßten mir, wie der Kapitän meinte, meine schmalen Hände zu Statten kommen.

Zagenden Herzens ging ich auf den seltsamen Vorschlag ein, handelte es sich doch um die Rettung eines, vielleicht zweier Menschenleben. Es war eine grauenhafte Szene: die durch eine

matte Hängelampe phantastisch erhellte Koje, der heulende Sturm, die schwankenden, knarrenden, ächzenden Planken, das stöhnende Mädchen, die jammernden Eltern! Als ich gerufen wurde, erkannte ich sofort, daß das Kind bereits todt, schon vor seiner Geburt gestorben war; die Mutter aber vermochte ich am Leben zu erhalten. Während ihrer Reconvalescenz unterstützte ich sie, soviel ich nur konnte, versah sie mit ihrem Zustand entsprechender Nahrung, stärkenden Suppen, kräftigem Weine und hatte die Freude, sie völlig wiederhergestellt zu sehen, als wir uns den Küsten Amerikas näherten.

Beim Aussteigen bat ich den Vater der Wöchnerin, so lange Acht zu geben auf mein auf Deck geschafftes Gepäck und es vor den raubgierigen Händen der Truppe von Rowdies zu schützen, welche das Schiff, kaum daß es am Pier angelegt und die Ketten befestigt waren, überfallen hatten, bis es mir gelungen sein würde, mir die nöthigen Karren zu dessen Beförderung zu besorgen. Sich keck und protzig vor mich hinstellend, erwiderte er mir mit rohem Tone:

„Passen Sie allein auf Ihre Sachen auf, hier in Amerika sind wir Alle gleich!" — und wendete mir den Rücken.

Frau, Verwandte, selbst das durch mich gerettete Mädchen begleiteten diese Antwort mit höhnischem Lachen. Das war mein Dank! Oh, Heine hatte wohl Recht mit seinem scharfen Worte von der „amerikanischen Gleichheitsflegelei"; sie erstreckte sich sogar auf die erst eben Eingewanderten.

Manche Flüchtlinge glaubten später ihre Freisinnigkeit mir gegenüber am Besten dadurch zu bethätigen, daß sie bei der Anrede das harmlose Wörtchen „von" vor meinem Namen geflissentlich fortließen, ja in den liberalen deutsch-amerikanischen Zeitungen wurde mir nicht selten der Vorwurf gemacht, daß ich es nicht aufgab, und jenem Wörtchen damit wahrlich eine größere Bedeutung beigelegt, als ich selbst es that.

Ueberhaupt sagten mir die früheren Helden der deutschen

Revolution, mit denen ich bisweilen zusammentraf, in ihrer Mehrzahl wenig zu. Ihr angebliches Heldenthum erwies sich drüben, was es zum größeren Theil schon in Deutschland gewesen, als ein Heldenthum der Phrase.

„Selbst schöne, zu den besten Hoffnungen berechtigende Kräfte", um eine Stelle aus Daudet's Roman: „Die Könige in der Verbannung" zu citiren, „die zu mächtigen Motoren und Hebeln hätten werden können, ließen statt dessen ihre Kraft mit großem Geräusche unnütz ausströmen, aus Mangel an Ordnung oder aus Sorglosigkeit, weil sie sich auf falschem Wege befanden".

Der bekannte Berliner Lindenmüller, der Badenser Fickler waren Bierwirthe geworden und verzapften gleichzeitig mit ihrem schalen Getränk noch schalere Renommistereien aus der kurzen Revolutionsepoche ihres Lebens. Gebildeter, gelehrter, wenn auch nicht viel tiefer war der schön redende Phrenologe und Vegetarianer Gustav Struwe, der mit seiner Frau, der bleichen, schwarzlockigen, genial aussehenden Amalie etwa ein Jahr früher nach Amerika gegangen war.

Nicht wenige der früheren Revolutionäre verbummelten und gingen physisch wie moralisch zu Grunde. In noch höherem Grade traf dieses Schicksal diejenigen jungen Männer, welche, den sogenannten bessern Ständen angehörend, durch irgend einen Zufall, häufig auch durch eigenen Leichtsinn aus ihrer Bahn geschleudert waren und in den Vereinigten Staaten, dem receptaculum so vieler problematischer Naturen und verfehlter Existenzen, eine Zuflucht gesucht hatten. Ich habe einen früheren preußischen Kürassierrittmeister als Barkeeper, einen Grafen von altem Namen als Inhaber eines jener berüchtigten Concert-Saloons auf dem Broadway, manche andere Edelleute und einstmalige Offiziere in noch schlimmeren Lebenslagen gesehen. Ein hübscher Blondin verdiente sich seinen Unterhalt, indem er „gelehrten Flöhen" seinen weißen Arm darbot, damit sie aus ihm das zu ihrer Nahrung erforderliche Blut saugten, hat sich aber später zum wohlhabenden Banquier empor-

gearbeitet und konnte nun selbst das Blutabzapfen bei seinen Mitmenschen besorgen. Nur ausnahmsweise stieß man zu jener Zeit in New York unter den ausgewanderten Deutschen auf einen Menschen, dessen Umgang Genuß gewährte, und mit dessen Bekanntschaft man Ehre einlegen konnte. Daher meine wachsende Verstimmung.

Ich wollte fort, aber wohin?

Nichts hielt mich zurück. Meine Beziehungen zu der vor Kurzem gegründeten „Kriminalzeitung" waren leicht zu lösen. Ich schrieb für das Blatt alles Mögliche bunt durcheinander, Novellen, Correspondenzen aus verschiedenen europäischen Hauptstädten, politische Artikel. Zum Neujahr 1853 hatte ich ein Gedicht für sie gemacht, welches begann:

„Ein Jahr ist todt, ein neues ward geboren,
Der Mensch im schnellen Wirbeltanz der Horen
Gleich einem Janus zwischen beiden steht.
Er blicket hoffend nach dem neuen Jahre,
Er lehnet sinnend an des alten Bahre,
Das jetzt zu seinen Brüdern schlafen geht."

Weiter prophezeite ich dem Blatte ein längeres Dasein als dem zugleich mit ihm errichteten französischen Kaiserreiche. Beiläufig ist jene Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Unter dem Namen „Belletristisches Journal" besteht die „Criminalzeitung" heute noch fort und erfreut sich eines ausgebreiteten Leserkreises, während das Werk des Meineidigen vom 2. Dezember am 2. September in Blut und Schmutz untergegangen ist. Mit meiner vorwiegend litterarischen Thätigkeit war ich aber wenig zufrieden. Ich wünschte mich lebhafter am öffentlichen Leben zu betheiligen, mitzuwirken an Fragen von allgemeiner Bedeutung, und — merkwürdig — nicht einen Augenblick war mir die Lust gekommen, das amerikanische Bürgerrecht zu erwerben, um auf diesem Wege, wie z. B. Carl Schurz und einige Andere es versucht und erreicht haben, dahin zu gelangen, eine politische Rolle

in der Union zu spielen. Zu sehr verletzte mich der Dünkel, mit welchem — zu jener Zeit noch allgemein — der Yankee auf den green oder auch wohl damn'd Dutchman herab sah, indem er ihn nur für gut genug hielt, ihm die niedrigsten Dienste zu leisten, oder, wo er dessen Kenntnisse unter Selbstüberwindung anerkennen mußte, ihn mit dem Stigma „unpraktisch" brandmarkte. Und um so mehr war ich darüber erbittert, als ich in dem hochmüthigen, vom Knownothingthum beherrschten Yankee weder gesellschaftliche Formen noch wissenschaftliche Bildung noch moralische Grundsätze, ja nicht einmal wahrhafte Freisinnigkeit zu entdecken vermochte. Bei beiden Volksstämmen ist es inzwischen drüben besser geworden, wenn auch immer noch das ganze sociale, politische und geschäftliche Getriebe mit dem Makel einer nicht nur tief eingefressenen, sondern sogar nicht selten cynisch zur Schau getragenen Corruption behaftet ist. Weit schlimmer war es eben in dieser Hinsicht vor dreißig Jahren.

Also fort, und wieder fragte ich mich, wohin?

Ich dachte an Japan, mit welchem Lande ich mich schon auf der Universität in Leyden eingehend beschäftigt hatte, und das damals noch in seiner Abgeschlossenheit verharrte, also einem europäischen Forscher besonderes Interesse bot; die Reise dorthin war jedoch eine sehr weite und mühsame, auf ihrer größeren Strecke weder durch Eisenbahnen noch durch Dampfschiffe erleichtert. So schwankte ich wieder.

Auch an jenem kühlen, nebligen Frühlingsabend des Jahres 1853 gab ich mich diesen Grübeleien hin. Da reichte mir ein Kellner, mich in meinem Nachdenken störend, die eben angelangte neueste Nummer einer amerikanischen illustrirten Zeitung hin. Gedankenlos durchblätterte ich sie. Plötzlich fielen meine Blicke auf ein großes Bild, welches die Unterschrift trug: „General Santa-Anna und sein Stab." Augenscheinlich war es eine Phantasieschöpfung. Unmöglich konnten der soeben nach langer Verbannung in sein Vaterland zurückberufene und mit der höch-

sten Würde betraute General und seine Officiere sich so abenteuerlich herausstaffirt haben, wie sie sich auf dem Holzschnitte darstellten.

Aber darauf kam es mir ja gar nicht an. Der Name „Mexiko", durch den Santa-Anna's geweckt, hallte mir im Ohre wie eine dunkle Erinnerung, wie ein fernes Echo. Mir fiel ein, daß, als ich 1848 an der spanisch-französischen Grenze weilte, ich in einer Klosterkirche der Festung Fuenterrabia das Bild der bräunlichen Muttergottes von Guadalupe, der Schutzpatronin von Mexiko, gesehen und damals mir halb und halb vorgenommen hatte, eines Tages das Original mir an Ort und Stelle seiner wunderbaren Erscheinung selbst anzuschauen. Wäre jetzt nicht der passendste Augenblick, jenen fast vergessenen Vorsatz in Ausführung zu bringen?

Auch Mexiko war vor dreißig Jahren, trotz der von Humboldt und einigen andern Reisenden über das Land veröffentlichten Beschreibungen, nahezu eine terra incognita. Da gab es Neues und Seltsames zu sehen. Da fand sich vielleicht auch ein angemessener Wirkungskreis für mich. Noch war die mexikanische Republik ein unfertiges Gebilde. Viele Schlacken aus der spanischen Colonialzeit hafteten ihr an, von denen sie durch gewaltige Kraftanstrengungen sich allmälig zu befreien suchte. Möglicherweise konnte ich ihr dabei helfen.

Diese Erwägung gab den Ausschlag.

Kurze Zeit darauf befand ich mich auf dem Wege nach dem romantischen Anahuac, nachdem ich mich vorher einige Wochen erst am Niagarafall, dann in New-Orleans aufgehalten hatte, wo damals noch in der Rotunde des Saint Louis-Hotel regelmäßige Sklavenmärkte abgehalten wurden. Des langen Fahrens auf den Mississipi-Dampfbooten müde, wählte ich zur Ueberfahrt nach der 835 Seemeilen entfernten Hafenstadt Veracruz, statt eines der die Verbindung herstellenden amerikanischen Dampfer einen schmucken mexikanischen Schooner mit dem noch schmuckeren Namen „Maria Bonita" — reizende Maria.

Am 3. Juli verließ ich die Levée von New-Orleans. Tags darauf erreichten wir, von einem Lootsen durch den rechten Arm des großen Stromes, an sich neu bildenden Inseln vorüber, hinausgeleitet, den mexikanischen Golf. Ein Jahr früher, ebenfalls am Jahrestage der amerikanischen Unabhängigkeit, war ich in New-York gelandet.

Etwas Wunderherrliches ist eine Seereise auf einem leicht durch die Fluthen hingleitenden Segelschiff in tropischen Gewässern. Nach der erstickenden, mit ungesunden Miasmen geschwängerten Atmosphäre der Crescent City athmete ich mit vollen Lungen die reine, zugleich laue und doch frische Seeluft ein. Es war als ob Amphytrite mit weichen Händen meine Wangen streichelte. Schöner noch als die Tage waren die Nächte, welche ich, in meinen Mantel gehüllt, stets auf Deck zubrachte. Der Geist verlor sich in zwei Unendlichkeiten, wenn ich hinaufblickte in den mit funkelnden Lichtern besäeten, tiefblauen Himmel und dann hinab in die dunkle See, in welcher das ganze Firmament sich widerspiegelte. Oft lag ich so, mein Auge auf die hellen Sternenaugen geheftet, bis endlich der Schlaf meine Lider schloß, während jene bis zum nächsten Morgen über mich wachten. Oft auch blickte ich träumerisch dem glänzenden Lichtstreif nach, den unser Kiel, phosphorische Funken stäubend, in der düstern Meeresfläche zurückließ, und dachte an den schönen Vergleich des Menschenlebens mit einer Barke und des Nachruhms mit diesem blinkenden, doch schnell verblassenden und verstiebenden Kielwasser. Am Tage ergötzten mich die Delphine, welche, in muntern Sprüngen sich aus den Wogen emporschnellend, häufig in Heerden von Hunderten unser Schiff umspielten und den englischen Ausdruck „lustig wie ein Meerschwein" rechtfertigten. Auch fliegende Fische in silbernem Schuppenpanzer sah ich, von denen bisweilen einer, in der Flucht vor Raubfischen, bis auf Deck geflogen kam und leicht sich haschen ließ.

Eine gefährliche Eigenthümlichkeit des mexikanischen Meer-

busens ist das plötzliche Aufspringen eines Sturmes. Am fernen Himmelssaum erblickst Du eine kleine schwarze Wolke; wenige Minuten darauf schon schwebt sie über Deinem Haupte und entladet sich in Wirbelwind und Platzregen. So mußten auch wir fortwährend auf dem qui vive sein und in der Regel mehrere Male des Tages alle Segel einreffen, um nicht unvorbereitet von einem Unwetter erpackt zu werden. Im Allgemeinen war die Fahrt aber eine gute. Von einer günstigen und stetigen Brise getrieben, legten wir die Reise von der Mündung des Mississippi bis Veracruz in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von zehn Tagen zurück, während der Dampfer drei bis vier braucht.

Am 14. Juli bei einbrechender Dämmerung zeigte mir der Kapitän den Haupthafen Mexiko's und das dessen Einfahrt deckende, auf einer Felseninsel erbaute Castell von San Juan de Ulua, welches von den Spaniern übrigens mehr gegen das Land als zu dessen Schutz aufgeführt worden war. Hinter dem breiten, sandigen, theilweise sumpfigen Uferstreifen erhoben sich dunkle Waldungen; über diesen höhere Gebirgsterrassen und hoch sie überragend der von ewigem Schnee bedeckte Gipfel des ausgebrannten Vulkans von Orizaba, in aztekischer Sprache Citlalteptl, d. h. „Berg der Sterne" genannt, purpurn von der scheidenden Sonne angeglüht.

Am nächsten Morgen lagen, von blendendem Sonnenschein beleuchtet, die weißlichen Mauern von Veracruz vor mir. Ein Lootse hatte uns zwischen den weit hinaus das Meer erfüllenden Felsenriffen in den Hafen geleitet. Die üblichen Formalitäten, Besuch des Hafencapitäns, der Gesundheitsbehörde und der Zollbeamten, waren bald erfüllt. Die Erlaubniß zum Ausschiffen wurde ertheilt, und nach einer kurzen Fahrt auf einem von zwei dunkelbraunen Zambos, Mischrace von Indianern und Negern, geruderten Boote legte ich an dem steinernen Hafendamm an.

Auf diesem muelle hatte Santa-Anna am 5. Dezember 1838 die Wunde erhalten, welche ihn Zeitlebens zum Invaliden

machte. Von Louis Philipp war unter dem Befehl des Admirals Baudin eine Escadre gegen Veracruz entsandt worden, um mit Gewalt die ungerechte Reklamation eines französischen Unterthanen einzutreiben, der für seinen in der Revolution geplünderten elenden Zuckerbäckerladen in Jalapa die Bagatelle von hunderttausend Pesos als Entschädigung gefordert hatte. Der wahre Zweck, welchen der König der Franzosen bei dieser Expedition im Auge hatte, war, seinem zum Marineofficier ernannten Sohne, dem Prinzen von Joinville, auf möglichst ungefährliche Weise die Feuertaufe ertheilen zu lassen. In drei Angriffskolonnen, zusammen 1400 Mann stark, von denen die letzte den Befehlen des jungen Prinzen unterstellt war, wurde das schwach befestigte Veracruz angegriffen. Santa-Anna, der kaum über die Hälfte Soldaten verfügte, hatte sich in die Kasernen zurückgezogen. Fünf Stunden dauerte der Kampf, dann begann der Feind den Rückzug anzutreten. Der General verfolgt ihn und will dessen Wiedereinschiffen in die Boote verhindern. Auf dem Hafendamm kommt es zum blutigen Handgemenge. Santa-Anna stürzt sich mit einigen Mann auf das Geschütz, welches die Arrièregarde der Franzosen deckte, um es zu nehmen. Dieses giebt einen letzten Schuß ab, und Santa-Anna bricht, schwer am linken Beine verwundet, zusammen. Es mußte ihm amputirt werden, später ließ er es durch ein künstliches ersetzen, mit dem er ziemlich bequem zu gehen vermochte. Diesem Umstand verdankte er den Beinamen: „der glorreich Verstümmelte".

Wie schnell aber die Volksgunst wechselt, beweist die Thatsache, daß 1844, also nur sechs Jahre nachdem er in der Vertheidigung des Landes sein Bein eingebüßt hatte, dieses von dem über irgend eine seiner Maßregeln erbitterten Pöbel ausgegraben und durch die Straßen geschleift wurde, was freilich nicht hinderte, daß der nämliche Pöbel ihm später wieder zujauchzte.

Fünf Jahre waren verflossen, seitdem ich aus Spanien ausgewiesen worden war, doch kaum betrat ich wieder ein Land, das

einst zu ihm gehört hatte, so fühlte ich sofort meine früheren Sympathien für alles Spanische in mir erwachen. Mir wurde fast heimathlich zu Muthe, als die Laute der edlen, sonoren und melodischen kastilianischen Sprache wieder an mein Ohr schlugen, derjenigen Sprache, in welcher man zu Gott redet, wie stolz der Spanier sagt, und die auch mir als die schönste der Welt erscheint, wenngleich ich sie nicht benütze, um mich mit Gott zu unterhalten.

Die von portales umgebenen Plätze; die massiven Häuser mit ihren platten Dächern — azoteas, mit ihren wenigen, meist vergitterten Fenstern und vielen Thüren — Jean Paul sagt geistreich: „Das Herz einer Spanierin gleicht einem spanischen Hause; es ist leichter hineinzukommen als hineinzusehen“, mit ihren Balkonen und maurischen Säulenhöfen — patios; die alten Kirchen in ihrer barocken Architektur: Alles kam mir bekannt vor, Alles heimelte mich an.

Veracruz ist eben wie fast sämmtliche Städte in den einst oder noch spanischen Colonien vollständig denen des Mutterlandes nachgebildet, nur daß durch seine Lage in der heißen Zone — 19° 11′ 56″ nördlicher Breite — der Charakter des Baustyls etwas modificirt wurde. Die graden, breiten, rechtwinklig sich schneidenden Straßen mit erhöhtem Trottoir waren ziemlich reinlich gehalten, und wenn ich auch selten Wagen in denselben sah, mit Ausnahme der Siestastunden von Fußgängern genügend belebt. Eine niedrige Mauer mit ehemals befestigten Thoren und einem Kranze von Bastionen umgab die Stadt in engem Halbzirkel, dessen Endpunkte zwei am Meere gelegene, theilweise verfallene Forts bildeten. Viele Häuser erschienen mir durch die corrosive Einwirkung der Seeluft vorzeitig gealtert; manche zeigten häufige Kugelspuren, Erinnerungen an die mannigfachen Belagerungen, welche Veracruz in auswärtigen sowohl wie in inneren Kriegen hat aushalten müssen, und die ihr den Namen „la heróica“ eingebracht haben.

Anmuthend ist der erste Anblick der Stadt nicht, am Wenigsten in den Sommermonaten. Dann herrscht dort mit souveräner Macht das gelbe Fieber, richtiger vómito prieto — schwarzes Erbrechen — genannt, und fordert alljährlich Tausende von Opfern, nicht nur unter den aus dem Auslande Eingewanderten, sondern auch und in noch bedeutenderem Maße unter den huauchinangos, wie von den Veracruzanern die das Innere des Landes bewohnenden Mexikaner genannt werden. In der ganzen Welt giebt es kaum einen ungesunderen Ort. Die Ursache liegt in den benachbarten von stagnirendem Wasser erfüllten, mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckten Lagunen, in denen die unter dem Einfluß der glühenden, brütenden Tropensonne langsam aber ununterbrochen vor sich gehende Zersetzung pflanzlicher und thierischer Körper jene Ausdünstungen schafft, welche die furchtbare endemische Krankheit erzeugen.

Eigenthümlich ist, daß die in Veracruz Gebornen absolut von derselben verschont bleiben. Diese Ausnahme erstreckt sich sogar auf solche, die unmittelbar nach ihrer Geburt von dort entfernt werden, selbst wenn sie erst nach langer Zeit zurückkehren.

Als am 31. Oktober 1861 Spanien, Frankreich und England die Londoner Convention gegen die Republick Mexiko abgeschlossen hatten, wurde bekanntlich General Prim, Graf von Reus, Marques von Castillejos, zum Oberbefehlshaber des spanischen Expeditionscorps ernannt. Nicht lange zuvor hatte er sich mit einer Mexikanerin aus der reichen Familie Gonzalez Echeverria verheirathet und erwartete die Geburt eines ersten Kindes. In seinem Ehrgeiz hielt er es für möglich, daß nach dem Gelingen der Invasion, an dem er nicht zweifelte, und nach Ersetzung der republikanischen Staatsform durch die monarchische, er selbst auf den aufzurichtenden mexikanischen Kaiserthron berufen werden möchte; von der schon damals im Geheimen geplanten Candidatur des österreichischen Erzherzogs wußte er augenscheinlich nichts. Damit nun sein künftiger

Thronerbe vor dem vómito gefeit bleibe, veranlaßte er seine Gemalin, ihn nach Veracruz zu begleiten und dort ihre Niederkunft zu halten. Das in jener Stadt zur Welt gekommene Kind könnte in Folge dessen ohne die geringste Besorgniß, jemals vom gelben Fieber befallen zu werden, seinen Wohnsitz in Veracruz aufschlagen, obwohl nicht — als kaiserlicher Prinz.

Kein Arzt hat bisher diese Thatsache, welche ich eine „eingeathmete Inokulation" nennen möchte, zu erklären vermocht; ebensowenig ist ein Radikalmittel gegen das gelbe Fieber entdeckt worden. Nur wenn man es sofort, nachdem die ersten Symptome sich gezeigt, — Schwere im Kopfe, Schläfrigkeit, allgemeine Abspannung, heftige Schmerzen im Rückgrat uud in den Hüften — durch Einnehmen von Palma-Christi-Oel und Dekokten aus der Rinde des palo mulato-Baumes energisch bekämpft, dabei die strengste Diät, welche bis zur Hungerkur gehen muß, beobachtet, ist des Fiebers Herr zu werden, später nicht mehr. Ich selbst habe es, als ich von 1854 bis 1856 in Veracruz und San Juan de Ulua in Garnison lag, durchgemacht und wurde nur durch Anwendung der erwähnten Cur geheilt, welche mein damliger Hausarzt und Freund, der berühmte, vor wenigen Jahren in Guatemala verstorbene Ethnograph und Erforscher der centralamerikanischen Ursprachen, Dr. Hermann Behrendt, angeordnet hatte. Zwei junge preußische Officiere hingegen, die ebenfalls in die mexikanische Armee eingetreten und mir überwiesen waren, starben trotz der sorgfältigsten Pflege kurze Zeit, nachdem sie den Fuß in jene Fieberhöhle gesetzt hatten.

Durchschnittlich erliegen der Krankheit etwa 33 Procent der von ihr Befallenen.

Sogleich bei meinem ersten Spaziergange durch die Stadt begegnete ich zwei Leichenzügen. Der eine bestand nur aus einem offenen Bretterkasten, in welchem ich durch das darüber gebreitete dünne Tuch die Form der ganz schwarz gewordenen Leiche deutlich erkennen konnte, und der von zwei Paaren zu-

sammengeketteter, von Soldaten escortirter Galeerensträflinge nach dem außerhalb der Mauern gelegenen Friedhof getragen wurde — ein Bewohner des presidio war gestorben. Dem andern geschlossenen Sarge gingen ein Priester und ein das Weihrauchbecken schwingender Chorknabe voran, ihre Schritte mit unanständiger Hast beschleunigend, als harre noch ein zweiter Todter ihrer Dienste; nur wenige Leidtragende gaben dem Hingeschiedenen das letzte Geleit. Auf den Firsten der Häuser und Kirchen aber standen, in Reihen aufmarschirt, die großen braungrauen, kahlköpfigen, wie tonsurirte Mönche aussehenden Geier, zopiltes, und blickten finster auf die Todten nieder, als ob ihnen eine Beute entgangen wäre. Diese widrigen Vögel bildeten übrigens damals und bilden wohl auch heute noch den Hauptbestandtheil der veracruzanischen Straßenpolizei, da sie allen Unrath, der sonst in den Straßen verfaulen und die Luft verpesten würde, sofort vertilgen. Da es ihrer aber zu Tausenden giebt und ich sah, wie sie oft, theils untereinander, theils mit mageren Hunden sich gierig um die Küchenabfälle herumstritten und zerrten, so trugen sie wahrlich nicht dazu bei, das Bild der Stadt freundlicher zu gestalten.

Der Special-Heilige von Veracruz ist San Sebastian, in Form einer menschengroßen, hölzernen Puppe, die einen fast nackten, hübschen jungen Mann von rosiger Hautfarbe und schwarzem Vollbart darstellt. Um die Hüften trug er früher die hellgrüne Schürze, welche in Mexiko den Grad eines Brigadegenerals anzeigt; sie war ihm durch Regieruugsdekret verliehen worden, weil der Heilige bei einem siegreich zurückgeschlagenen Angriff der Stadt vom Himmel aus erfolgreich mitgewirkt haben sollte. Später zeichnete er sich bei einem ähnlichen Anlaß abermals aus, avancirte, wie nicht mehr denn recht und billig, zum Divisionsgeneral und erhielt als solcher die seinem neuen militärischen Grade entsprechende hellblaue Schürze. Ob die Priester sein Gehalt einkassirten ist mir nicht bekannt geworden.

Trotz der vielen unangenehmen Eindrücke, trotz der erdrückenden Hitze, bis zu 30 Grad Réaumur im Schatten, die nur gegen Abend durch die frische Seebrise ein Weniges abgekühlt wurde, trotz Mosquitos und Skorpione, welche die Nachtruhe störten, verblieb ich volle vierzehn Tage in Veracruz, hatte also Zeit, auch die ungemein traurige Umgebung kennen zu lernen, die nichts als unabsehbar sich längs der Küste hinziehende, hier und da von stachligem Gestrüpp bedeckte, mit flinken Eidechsen bevölkerte Sanddünen — médanos, Cactusgebüsche und sumpfige, von Schlinggewächsen aller Art überwucherte Lachen zeigt. Ich hatte nämlich an mehrere amtliche Persönlichkeiten Empfehlungsbriefe abzugeben, die mir von einem hervorragenden Mexikaner, dem Statistiker und späteren Finanzminister Manuel Payno, dessen Bekanntschaft ich zufällig in New-Orleans gemacht, bereitwilligst angeboten worden waren. Ueberall fand ich die liebenswürdigste Aufnahme, und selbst wenn man die in allen Klassen der mexikanischen Gesellschaft üblichen Höflichkeitsbezeugungen nicht immer ernst nehmen darf, z. B. wenn sie ihr ganzes Besitzthum sofort dem Gaste zur Verfügung stellen, so berühren sie Einen doch wohlthuend, um so wohlthuender, wenn man soeben erst dem Verkehr mit den steifen, trockenen, hölzernen, hochmüthigen und selbstsüchtigen Yankees entflohen ist.

Wenn Mexiko ein Paradies ist — und in vielen Theilen des Landes verdient es diesen Namen — so ist Veracruz das Fegefeuer, welches man durchschreiten muß, um in jenes zu gelangen. Endlich konnte ich es, mit neuen Einführungsschreiben für die ersten Männer der Regierung ausgestattet, verlassen.

Wohl erinnere ich mich noch lebhaft der an wechselnden Bildern so reichen Reise nach der Hauptstadt der Republik, die bald mein neues Vaterland werden sollte, auf der von acht Maulthieren gezogenen, schwerfälligen Diligence inmitten blühender Tropenwaldungen einherfahrend, rauschende Bergströme auf Furthen durchquerend oder auf hohen Bogenbrücken übersetzend,

durch Engpässe sich windend, Gebirgskämme überkletternd, in gestrecktem Galopp mit ohrzerreißendem Gerassel über weite Hochebenen dahinsausend und der Reihe nach in allmäligem Aufstieg das liebliche Jalapa, das ernste Perote und die hundertkirchige Engelstadt, Puebla de los ángeles, berührend — eine genaue Beschreibung dieser dreitägigen, in jeder Beziehung interessanten und anregenden Fahrt würde aber einen zu großen Raum beanspruchen, und mich drängt es jetzt zu Santa-Anna zu kommen, wie es damals mich drängte, ihm vorgestellt zu werden.

Nachdem wir die mit nordischem Nadelholz bestandene Sierra del Rio frio passirt hatten, lag plötzlich wie eine Landkarte in vergrößertem Maßstabe vor mir aufgerollt eine unbeschreiblich herrliche, meilenweite, rings von Bergen umschlossene, seenreiche Ebene und thronend in ihrer Mitte zwischen unzähligen Dörfern und Städtchen die alte Hauptstadt Moctezumas, das frühere Tenochtitlan, das heutige Mexiko, die „Stadt der Paläste", wie Humboldt sie nannte.

Nur einige Worte noch über diese Stadt.

Ihr Ursprung wird auf das Jahr 1325 zurückgeführt. Etwa hundertundsiebzig Jahre früher, um 1160, verließ der Stamm der Azteken seine vermuthlich im heutigen Kalifornien gelegenen Wohnsitze, Aztlan, und trat die Wanderung gen Süden an, um sich schönere zu suchen. Angelangt auf dem Plateau von Anahuac erblickten sie eines Tages in der Mitte des zu jener Epoche viel ausgedehnteren, seitdem durch fortwährende Verdunstung stark zusammengeschrumpften Sees von Texcoco, auf einer den Spalten eines Felsblockes entsprossenen Kaktusstaude — nopal —, einen Riesenadler mit ausgebreiteten Flügeln, in seinen Fängen eine Wasserschlange haltend. Auf eine alte Weissagung sich stützend, erklärten die Priester diesen Ort als den von den Göttern vorher bestimmten, um daselbst die Hauptstadt des neuen Reiches zu gründen. So entstand das amerikanische Venedig unter dem Namen Tenochtitlan — Kak-

tus auf dem Stein. Zuerst wurde dem furchtbaren, nur durch Menschenopfer zufriedenzustellenden Kriegsgotte Huitzilipuochtli auf der Felsenplatte, auf welcher der Adler gesessen, in Form einer kolossalen Pyramide mit abgestumpfter Spitze und mit einer Plattform versehen, ähnlich dem sagenhaften Thurme von Babel, ein Tempel errichtet, gerade dort, wo gegenwärtig sich die Kathedrale Mexikos erhebt, das prachtvollste und großartigste Gebäude Amerikas. Die Legende von dem auf dem nopal sitzenden Adler mit der Schlange findet sich in dem Wappen der mexikanischen Republik wieder. Zum Glück ist dessen symbolische Bedeutung, die Vernichtung der Hydra der Zwietracht durch die Kraft und Intelligenz des Volkes, in neuester Zeit zur Wahrheit geworden.

Von dem alten Tenochtitlan und dem eng mit ihm verbundenen Tlaltelolco sind keine Spuren übrig geblieben. Nur einige zur Zeit der Eroberung durch Cortéz angefertigten Pläne geben eine annähernde Idee von den Schwesterstädten. Das heutige Mexiko ist durchgehends spanischen Ursprungs und trägt den Charakter vornehmer Grandezza.

Freilich merkte ich zuerst nichts davon, denn als ich auf der Diligence durch die garita von San Lázaro einfuhr, erblickte ich nur eine elende Vorstadt mit niedrigen, aus Lehmsteinen, adobes, erbauten Häusern, theilweise ungepflasterten, kothigen Straßen, in denen Kehricht, Bautrümmer und verwesende Thierleichname umher lagen, und durchwogt von einer Bevölkerung, welche das ekelerregende Bild eines in Armuth und Faulheit verkommenden Proletariats darbot, wahre léperos — Aussätzige — wie diese Leute in Mexiko genannt werden. Bald aber erreichte ich die eigentliche Stadt. Die sich rechtwinklig kreuzenden Straßen waren gepflastert; zu beiden Seiten liefen erhöhte, mit Basalt- oder Granitplatten belegte Trottoirs für die Fußgänger hin. Die Häuser wurden immer stattlicher, je mehr ich mich dem Centrum näherte. An vielen stolzen Kirchen fuhr ich vor-

über, die meisten mit reich geschmückten Façaden versehen, einige im überladenen Style des im siebzehnten Jahrhundert berühmten mexikanischen Baumeisters Churriguera erbaut.

Als ich später häufige Gelegenheit fand, sie auch im Innern zu sehen, begriff ich einigermaßen den Entschluß des poetisch angelegten Mortimer, der den nüchternen, weißgetünchten, puritanischen Bethäusern den Rücken kehrte, um sich in die prunkenden, in mystisches Halbdunkel gehüllten, weihrauchdurchdufteten, orgeldurchbrausten Stätten des katholischen Gottesdienstes zu flüchten. Von den Grundmysterien des Christenthums, die auf Fluch, Ascese, Opfer und Tod begründet sind, ist namentlich in den Kirchen Mexikos, einige Bilder und Statuen von Märtyrern ausgenommen, wenig zu spüren. Die sich in der Mehrzahl befindenden Darstellungen der Jungfrau Maria und der weiblichen Heiligen erwecken eher eine gewisse wollüstige Stimmung. Von Träumerei zu Träumerei, durch eine Stufenfolge süßer Regungen dringt der Geist bis in die verstecktesten Haine von Paphos und Amathunt, um so leichter, wenn das trunkene Auge mit Entzücken die reizenden Señoritas betrachtet, welche den Kopf halb unter der schwarzen Mantille verhüllt, fast zu allen Tageszeiten die Kirchen füllen. In gewohnheitsmäßige Andacht versunken, haben sie den Körper, da Stühle und Bänke wie jede Art von Sitzen fehlen, in graciöser Rundung auf die Steinfliesen sinken lassen; der Kopf, extatisch zurückgebogen, lehnt an einen Pfeiler, dessen Schatten sie zum Theil verbirgt, und wenn beim Geräusch eines männlichen Schrittes der glühende Blick, herabsteigend von den Fresken der Wölbung, wo er vergebens die Gottheit gesucht, hinter dem diskreten Fächer verheißungsvoll sich mit dem deinen kreuzt, dann ist Dir, als ob Liebe und Religion in eine einzige Empfindung zusammenschmelzen, und Du verstehst die magische Gewalt, mit welcher der römische Cultus die mexikanischen Frauen, überhaupt die der südlichen Länder zu bestricken weiß.

Alle Kirchen überragt an Größe, überstrahlt an Reichthum

die Kathedrale, welche die eine Seite der Plaza de Armas einnimmt, während die drei anderen von hohen Häusern mit fortlaufenden Portalen, dem Rathhaus und dem weitläufigen Nationalpalast, früher Eigenthum des Hernan Cortéz, später bis zur Gegenwart Sitz der obersten Regierungsbehörden, gebildet werden. Im letztgenannten Gebäude hatte damals auch Santa-Anna von Neuem seine Residenz aufgeschlagen.

Kaum hatte ich, gründlich durchgeschüttelt, die Diligence verlassen und ein am Hauptplatze gelegenes Hotel aufgesucht, so trat ich eiligst auf den Balkon hinaus, um in dem großartigen Anblick zu schwelgen, den jene Plaza de Armas gewährt. Noch am selben Abend wanderte ich, oft staunend und bewundernd durch die schönsten Straßen der Stadt, welche vom Centrum aus nach allen Richtungen hin sich ausdehnen, und immer lauter sprach es in mir: „Hier ist es gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!“

Am nächsten Tage begann ich meine Empfehlungsbriefe abzugeben. Ein besonders freundlicher Empfang wurde mir seitens des Kriegsministers General Tornel zu Theil. Man hatte mir gesagt, er sei etwas eitel darauf, der englischen Sprache mächtig zu sein, die er gelernt hatte, während er Mexiko als Gesandter in Washington vertrat. Ich solle ihn deshalb nicht spanisch, sondern englisch anreden. Diesen Rath befolgte ich und hatte damit Glück. Ostentativ sprach Tornel mit mir in Gegenwart seiner Adjutanten und mehrerer Generale, die sich zum Besuch bei ihm eingefunden hatten, fortwährend in jenem Idiom, das allen Uebrigen unverständlich blieb, und so bildete sich zwischen uns vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an eine Art von Vertraulichkeit. Im Gespräch hatte er von mir erfahren, daß ich in der preußischen Armee gedient, und schlug mir vor, in die Reihen der mexikanischen, mit deren Reorganisirung er gerade beschäftigt war, einzutreten, selbstverständlich nachdem ich die entsprechende Prüfung, an deren günstigem Ausgang er

nicht zweifle, abgelegt haben würde. Allerdings hatte ich bis dahin keine Vorliebe für die militärische Laufbahn gehegt. Das lag jedoch hauptsächlich an der bei meinen freisinnigen Ansichten erklärlichen Unlust, zur Unterstützung und Vertheidigung des damals reaktionären preußischen Regimes, sei es auch nur in ganz subalterner Stellung und in winzigem Maße, beizutragen. Einer Republik durfte ich, ohne meinen Grundsätzen untreu zu werden, sehr wohl meine Dienste widmen; außerdem eröffnete ich mir auf diese Weise einen meinen Wünschen annähernd entsprechenden Wirkungskreis. Unendlich viel noch war in Mexiko zu thun, viel Altes, von den Spaniern Ueberkommenes, zu beseitigen, viel Neues zu schaffen, und ich fühlte die genügende Kraft in mir, an dieser voraussichtlich interessanten Arbeit mit Hand anzulegen.

Nach kurzem Ueberlegen nahm ich mit aufrichtigem Dank den mir vom Minister Tornel gemachten ehrenvollen Vorschlag an und sprach nur den Wunsch aus, einem der sogenannten wissenschaftlichen Corps — cuerpos cientificos — das sind Artillerie, Genie und Generalstab — zugetheilt zu werden.

Zunächst kam es darauf an, daß ich dem mächtigen Diktator der Republik, Divisionsgeneral Don Antonio López de Santa-Anna, benemérito de la patria, der sich außerdem, allerdings sehr unrepublikanisch, Alteza Serenísima tituliren ließ, vorgestellt wurde und von ihm die Erlaubniß erlangte, dem mexikanischen Officiercorps einverleibt zu werden. General Tornel bot mir an, diese Vorstellung persönlich zu übernehmen. Natürlich konnte ich mir keinen besseren und einflußreicheren Fürsprecher wünschen. Schon am nächsten Morgen fuhr ich, ihn in seinem Wagen begleitend, nach dem in der reizenden Villenstadt Tacubaya gelegenen Palast des Erzbischofs, in welchem Santa-Anna die Sommermonate zubrachte.

Der Diktator war gerade beim Frühstück, als wir an-

langten. Ich mußte eine Zeit lang im Vorzimmer warten, während Tornel sich hineinbegab, um ihm meinen Wunsch mitzutheilen. Bald erschien dieser wieder und forderte mich auf, ihm zu folgen.

In der Mitte einer Tafel, umgeben von mehreren höheren, in goldgestickte Uniformen gekleideten Officieren saß der Präsident der Republik, seinen Kaffee nehmend. Weder er noch sie glichen dem Bilde, welches die New Yorker illustrirte Zeitung von ihnen gebracht hatte.

Selten hatte ich eine imposantere Erscheinung gesehen, groß, mit kräftig entwickelten Körperformen und den schönen Kopf stolz zurückgeworfen, sobald er mit einem Untergebenen sprach. Er stand noch im besten Mannesalter, denn am 21. Februar 1798 in Jalapa geboren, war er zu jener Zeit erst fünfundfünfzig Jahre alt, sah aber, obgleich er ein vielbewegtes Leben hinter sich hatte, bei Weitem jünger aus. Seine Hautfarbe war eine helle, denn in seinen Adern rollte reines spanisches Blut. Die wohlgeformten weißen, sorgfältig gepflegten Hände, mit denen er zu kokettiren liebte, verriethen seine vornehme Abstammung. Das Gesicht war völlig bartlos, die feinen, edlen Züge, wie aus Marmor gemeißelt, erinnerten an den Kopf einer altrömischen Kaiserstatue. Kurzgeschnittenes dunkles Haar umrahmte eine auffallend hohe und breite Stirne, unter der, von buschigen Brauen beschattet, ein bräunlich-schwarzes Augenpaar, ähnlich dem eines Königsadlers, hervorblitzte. Im Zorne — und er konnte leicht zornig werden — übten seine Blicke auf zaghafte Naturen eine niederschmetternde Wirkung aus; sie konnten aber auch einen Ausdruck von bezaubernder Liebenswürdigkeit annehmen, wenn er Jemandem sein Wohlwollen bezeugen wollte.

Santa-Anna lud mich mit huldvollem Lächeln ein, an seiner Seite Platz zu nehmen und bot mir nebst einer Schale Kaffee eine Cigarrette an. Die Unterhaltung war bald im Gange. Obgleich er mich nach Manchem zu fragen hatte,

sprach er doch größtentheils selbst, und es machte mir Freude, seiner klangvollen Stimme zu lauschen, die aber auch im einfachen Gespräch die lange Gewohnheit des Befehlens bekundete. Mit seltsamer Offenherzigkeit, der sich eine tüchtige Dosis von Selbstgefälligkeit beimischte, entwickelte er vor mir sein Regierungsprogramm, das er schließlich in die Worte zusammenfaßte: „die Erhaltung der mexikanischen Nationalität um jeden Preis", und als dessen wesentliche Grundlage und unerläßliches Durchführungsmittel er ein zahlreiches, gut organisirtes und disciplinirtes, womöglich durch die allgemeine Wehrpflicht sich rekrutirendes Heer hinstellte.

Er war ja sein ganzes Leben hindurch ausschließlich Soldat gewesen, schon von seinem zwölften Jahre an, als er, noch unter der spanischen Colonialherrschaft, mit dem Grade eines Kadetten in das Infanterieregiment von Veracruz eintrat, und hatte eine Reihe theils ruhmvoller, theils unglücklicher Feldzüge mitgemacht, angefangen von seiner erfolgreichen Betheiligung an der Insurrektion gegen das Mutterland im März des Jahres 1821, indem er sich trotz seiner guten Beziehungen zum Generalcommandanten der Provinz Veracruz, Dávila und zu Vicekönig Ruiz de Apodaca für den von Iturbide proklamirten plan de Iguala erklärte. Obgleich der Gründer der republikanischen Staatsform in Mexiko, die er gegen denselben Iturbide, der sich inzwischen zum Kaiser gemacht hatte, am 2. Dezember 1822 in Jalapa ausrief, trug er doch die Hauptschuld an den zahlreichen Revolutionen, durch welche sein unglückliches Vaterland dem Rande des Abgrundes nahe gebracht wurde. Schon seiner Auflehnung gegen Iturbide lag wohl hauptsächlich der Wunsch zu Grunde, der durch die Worte ausgedrückt wird: ôte-toi, afin que moi je m'y mette! Sein Kampf gegen die Herrschaft war stets ein Kampf um die Herrschaft. Er war eine ehrgeizige, gewaltthätige, autokratische Natur zu nichts weniger geeignet als die Rolle eines Washington zu spielen, mit welchem Namen seine Schmeichler ihn zu begrüßen pflegten.

Die Liebe zu seinem Vaterlande trat häufig vor seinem Ehrgeiz in den Hintergrund. Nachdem Anfang des Jahres 1853 eine militärische Bewegung die Regierung des der liberalen Partei angehörenden Generals Arista gestürzt hatte, war Santa-Anna aus seiner Verbannung in Neu-Granada, wo er drei Jahre hindurch in der Nähe von Turbaco eine kleine von ihm angekaufte Hacienda La Rosita bewirthschaftet hatte, zurückberufen und zum Diktator erklärt worden.

Die wahre Formel seines damaligen Programms hieß: un despotismo ilustrado — ein aufgeklärter Despotismus. Vielleicht war es zu jener Zeit in der That kaum möglich, den republikanischen Grundsatz: „Alles für das Volk, Alles durch das Volk", auch in dessen zweitem Theile zur praktischen Anwendung zu bringen. Das Volk mußte erst langsam herangebildet, der stumpfen, willenlosen Masse, zu der es eine Jahrhunderte andauernde Knechtschaft herabgewürdigt hatte, der Begriff der Selbstherrschaft mühsam erst beigebracht werden. Vollständig ist diese schwierige Aufgabe auch heutigen Tags noch nicht bewältigt; viel weniger war dieses natürlich vor drei Decennien der Fall. Ich fand darum die von Santa-Anna befolgte Politik des despotismo ilustrado den Umständen ziemlich angemessen, und so lange er wirklich, was ich bei ungenügender Kenntniß seiner Vergangenheit und seines Charakters irrthümlich annahm, das Wohl der großen Mehrheit im Auge hatte, und dieses nicht, wie ich später erkannte, seinen eigenen Interessen und denen seiner zahlreichen Günstlinge hintansetzte, mußte es mir verlockend erscheinen, in bescheidener Sphäre bei der Republikanisirung der mexikanischen Nation mitzuwirken.

Als der General seine lange Rede geendet, reichte er mir die Hand und sagte:

„Ich hoffe bald das Vergnügen zu haben, Sie in mexikanischer Uniform zu sehen."

Die Audienz war vorüber. Nach einem dreiwöchentlichen, theils schriftlichen, theils mündlichen Examen vor den gelehrten

Generalen Mora, Tola und Monterde, das ich gut bestand, erhielt ich mein Patent als Ingenieurhauptmann erster Klasse und gleichzeitig meine Ernennung zum Lehrer und Hauptmann der zweiten Compagnie der Alumnen im Militär-Collegium von Chapultepec.

Da Santa-Anna zufällig die Hauptstadt auf kurze Zeit verlassen hatte, um ihm zu Ehren in der Nachbarschaft veranstalteten Hahnenkämpfen — seine Lieblingsleidenschaft — beizuwohnen, so stattete ich ihm pflichtschuldigst meinen Dank für die Ernennung in brieflicher Form ab. Seine Antwort lautete:

„An den Kapitän Baron Carlos von Gagern."

„Sehr geschätzter Freund.

„Soeben erhielt ich Ihr Schreiben, in dem Sie dem Gefühle der Dankbarkeit, das Sie für den Ihnen von mir verliehenen militärischen Grad beseelt, Ausdruck geben.

„Darauf erwidere ich Ihnen, daß, da ich mir vorgenommen, gebildete, kenntnißreiche und tapfere Officiere in der Armee anzustellen, es mir zur Genugthuung gereicht hat, Sie, Ihrem Wunsche gemäß, als Ingenieurhauptmann zu placiren. Nehmen Sie dafür meinen besten Glückwunsch entgegen und seien Sie stets versichert der Freundschaft

Ihres ergebenen

Santa-Anna."

Liebenswürdiger konnte die Antwort nicht ausfallen. Auffallend, weil im Widerspruch mit den republikanischen Gebräuchen, welche keine Titel kennen, war darin, daß ich in der Aufschrift des Briefes als Baron bezeichnet wurde. Auch in dieser Aeußerlichkeit verrieth sich Santa-Anna's monarchistische Richtung.

Am 11. September des nämlichen Jahres machte ich an der Spitze meiner Compagnie der Militärschüler meine erste Parade in Mexiko mit. Sie fand auf dem zwischen der Stadt und dem Schloß Chapultepec liegenden, von Baumreihen eingefaßten calzadas de Bucareli und de la Piedad statt, zur

Erinnerung an den an jenem Tage im Jahre 1829 von Santa-Anna über die Spanier davongetragenen Sieg bei Tampico.

Eine kurze historische Reminiscenz dürfte hier nicht überflüssig sein.

Die mexikanische Regierung unter dem Präsidenten General Guerrero hatte die Austreibung der noch im Lande verbliebenen Spanier verfügt. Der übel berathene Ferdinand VII. antwortete darauf mit der Entsendung eines 3500 Mann starken, vom General Isidro Barradas befehligten Corps, das am 27. Juli 1829 bei Cabo rojo an der Küste von Tamaulipas seine Ausschiffung bewerkstelligte. Dasselbe führte eine große Menge von Waffen und Munition mit sich, um damit die angeblich vielen Parteigänger im Lande zu versehen, welche, wie man dem Könige eingeredet hatte, mit Ungeduld darauf warteten, der Unabhängigkeit Mexikos ein Ende gemacht zu sehen und von Neuem sich das spanische Colonialjoch auflegen zu lassen. Ohne Befehle aus der Hauptstadt abzuwarten, hatte der in Veracruz garnisonirende General Santa-Anna in Verbindung mit dem General Mier y Teran unverzüglich alle ihm zur Verfügung stehenden Truppen eingeschifft, um sie den Eindringlingen entgegenzuwerfen. Nach einigen erfolglosen Scharmützeln gelang es Barradas sich der Hafenstadt Tampico zu bemächtigen. Von dort erließ er eine Proklamation, worin er erkärte, daß er im Namen seines Souveräns von dem Vice-Königreich Neu-Spanien wieder Besitz ergreife. Darauf besetzte er den Küstenort Altamira und verschanzte sich daselbst. Santa-Anna griff inzwischen den in Tampico zurückgelassenen spanischen General Salomon an. Barradas eilte seinem Untergebenen zu Hülfe, kam jedoch zu spät und sah sich genöthigt, eine feste Stellung am Eingang des Hafens von Tampico zu beziehen. In der Nacht vom 9. September begannen Santa-Anna und Teran den Sturm. Zwölf Stunden dauerte der Kampf, mehrere höhere mexikanische Officiere waren bereits gefallen, da

hißte der Feind die Parlamentärflagge auf. Am 11. unterzeichnete er dann eine Capitulation, kraft welcher den spanischen Truppen gestattet wurde, sich mit Waffen und Feldzeichen nach der Insel Cuba einzuschiffen. General Barradas entfloh nach den Vereinigten Staaten, um dort seine Schande zu verbergen. Die von Santa-Anna gegründete Republik war somit durch ihn aus einer großen Gefahr gerettet worden.

Es ist erklärlich, daß unter der Regierung des Siegers von Tampico der Jahrestag jener Waffenthat festlich begangen wurde. Die Truppen hatten ihre neuen, für ein republikanisches Heer entschieden zu reichen Uniformen angelegt und defilirten, wie üblich die Alumnen des Militärcollegiums an der Spitze, vor dem Diktator vorbei, der, in offenem Wagen sitzend und von einem überaus zahlreichen Stabe zu Pferde umgeben, die Heerschau abnahm. Alles ging nach Wunsch. Nur wurde die Feier unliebsam durch die plötzliche Erkrankung des Kriegsministers gestört. Derselbe mußte schleunigst in seine Wohnung geschafft werden und verstarb schon am nämlichen Abend. Trauervoll stand ich an seinem Sterbebette. In ihm verlor ich einen eifrigen Beschützer, einen trotz unserer kurzen Bekanntschaft guten Freund.

Drei Monate später fand eine andere halb militärische, halb religiöse Feierlichkeit statt: die Wiedereinsetzung des vom Kaiser Iturbide creirten, unter den liberalen Regierungen immer wieder aufgehobenen und nur später noch einmal durch Maximilian zu ephemerem Dasein in's Leben gerufenen Guadalupe-Ordens.

Heute besitzt Mexiko gar keine ständigen Ordenszeichen. Nur für gewisse genau specificirte Waffenthaten werden solche durch Gesetz vom Congresse geschaffen, wie z. B. nach Niederwerfung des importirten Kaiserthrons eine für alle diejenigen Officiere, welche die ganze fünfjährige Invasionsepoche über treu zu den Fahnen der Republik gehalten und die Gegner mit Auszeichnung

bekämpft hatten, bestehend in einem Kreuz erster und zweiter Klasse mit dem Motto: Constancia y patriotismo. Die Art der Verleihung war dabei eine streng republikanische. Die Bewerber mußten ihre Gesuche einreichen und durch amtliche Zeugnisse die Berechtigung ihres Anspruches auf die Auszeichnung nachweisen. Ein aus drei Generalen gebildetes Comité prüfte die Dokumente. Erachtete es den Bewerber der nachgesuchten Ehre für würdig, so veröffentlichte es in den großen Zeitungen des Landes einen Aufruf, ob irgend ein Bürger Einspruch gegen die Verleihung erhebe, weil etwa eine unpatriotische oder unwürdige Handlung des Petenten zu seiner Kenntniß gelangt sei. Erst wenn Niemand remonstrirte, wurde dem Betreffenden das vom Kriegsminister und Präsidenten der Republik unterzeichnete Diplom zugleich mit dem Kreuze verabfolgt. Jede Protektion bleibt, wie man sieht, auf diese Weise ausgeschlossen; der Orden hat darum einen wirklichen Werth, während in den Monarchien die meisten eigentlich nur als mehr oder weniger kostbare Zierrathe angesehen werden dürfen.

Ich bin deßhalb stolz darauf, die erste Klasse des Ordens: constancia y patriotismo zu besitzen, in dessen Diplom vermerkt steht, daß unter sonst gleichen Umständen dem Inhaber bei der Besetzung eines öffentlichen Amtes stets der Vorrang einzuräumen ist.

Mit dem seit 1867 selbstverständlich wieder abgeschafften Guadalupe-Orden hatte es eine andere Bewandtniß. Nach der Art seiner Verleihung stand er ebenso — tief wie die europäischen. Sein Name erinnert an die mit unleugbarem Geschick von einem Erzbischof von Mexiko in Scene gesetzte Erscheinung des Bildes der Himmelskönigin auf dem in den Texcoco-See hineinragenden Cerro de Tepeyac nahe dem Orte Guadalupe. Die Spanier hatten sich als Schutzpatronin die Virgen de los Remedios mit herüber gebracht in Form einer kleinen silbernen Statuette. Um nun die heerdenweise zur Taufe getriebenen In-

dianer fester an die ihnen aufoktroyirte neue Religion zu binden, sollten sie ebenfalls ihre Separat-Schutzpatronin erhalten, und darum mußte am 12. Dezember 1531 der Eingeborene Juan Diego an dem erwähnten Platze jenes ziemlich schlecht gemalte Bild, eine etwas indianisch angehauchte Jungfrau darstellend, als ein vom Himmel gefallenes finden, über welchem sich seitdem ein stolzer Tempelbau wölbt.

Merkwürdig war es, daß in dem elfjährigen Insurrektionskriege die beiden kämpfenden Parteien, die eine mit ihrer zur Generalissima ernannten Puppe, die andere mit jenem ebenfalls zum Range einer Oberbefehlshaberin erhobenen Bilde gegeneinander in's Feld zogen. Der wirklich historische Schlachtruf des ersten Insurgentenführers, des Pfarrers Hidalgo y Costillas lautete übrigens: „Es lebe Ferdinand VII.! Es lebe Unsere liebe Frau von Guadalupe! Tod den Gachupines!" — ein von den Eingeborenen den Spaniern gegebener Spitzname, wie auch die Virgen de los Remedios von den Insurgenten als Gachupina gebrandmarkt wurde. Eine verzwickte Situation für die arme María Santisima! Wem sollte sie den Sieg verleihen, ihrer Bildsäule oder ihrem Gemälde? Sie entschied sich bekanntlich, allerdings ein wenig unterstützt durch den Abfall Iturbide's, zu Gunsten des Gemäldes, und seitdem ist dieses erheblich in der Achtung der Indianer und der gläubigen Mexikaner gestiegen.

Ein trauriger Zufall war es indeß, daß gerade in Guadalupe, wo doch der günstige Einfluß der Jungfrau sich vornehmlich hätte bemerkbar machen sollen, am 2. Februar 1848 der Friede mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschlossen wurde, durch welchen Mexiko beinahe die Hälfte seines Gebietes, einschließlich Ober-Californien einbüßte. Wer weiß, mit welchen andern Angelegenheiten sich damals die himmlische Dame zu beschäftigen hatte, die sie hinderten, ihr Land vor jenem Verlust zu bewahren!

Alle Jahre um den 12. Dezember wird nun in jenem Dorfe zu Ehren der Guadalupana hauptsächlich von der indianischen Bevölkerung ein mehrere Tage währendes Fest gefeiert, nicht unähnlich den wüsten, orgienhaften mitotes ihrer Vorfahren, bei welchen pulque und chinguerito, der gegorne und berauschende Saft der Agavepflanze und der aus Zuckerrohr destillirte Branntwein, als Stimulanzien der religiösen Begeisterung dienen.

Am 12. Dezember 1853 mischte sich freilich ein fremdartiges Element unter die dunkelfarbige Menge der Festtheilnehmer. Es waren die in vollstem Glanz und Prunk erschienenen höchsten Würdenträger der Republik, die sich von einer aus den drei Waffen zusammengesetzten Eskorte dorthin hatten begleiten lassen, um als neuernannte Guadalupe-Ritter dem Bilde ihrer Dame die schuldige Reverenz zu bezeugen. Wenn mir auch damals kein buntes Kreuz an die Brust geflogen war, so hatte ich mich dennoch eingestellt, um die vielen bunten Erscheinungen an meinem Auge vorüberziehen zu lassen.

In der Kirche thronte auf einem erhöhten Sessel neben dem Altar Santa-Anna.

Er war ein guter Katholik in dem Sinne, daß er äußerlich die Vorschriften der Kirche befolgte und ihren Privilegien seinen Schutz angedeihen ließ, doch unter der stillschweigenden Bedingung des „eine Hand wäscht die andere".

Einst als eine so große Ebbe im Staatsschatze eingetreten war, daß er den Sold der Armee nicht zu bezahlen vermochte, wandte er sich, ein Darlehn heischend, an den Erzbischof von Mexiko. Es wurde ihm abgeschlagen. In der Nacht ließ der Präsident seinen Wagen kommen und fuhr von einem Mönchskloster zum anderen, um sich zu überzeugen, ob die heiligen Patres sich in ihren Betten befänden. Was er vorausgesehen, bestätigte sich. Fast alle Nester fand er leer. Wo waren die Mönche? Wäre in einer gewissen Gegend der Stadt eine Feuersbrunst ausge-

brochen, so hätte er sich die Frage mit Lessing's Epigramm beantworten können: „Sie waren — bei der Hand." Darauf besuchte er der Reihe nach die Kasernen. Dort Alles in Ordnung, kein Wach-, kein du jour-Officier fehlte. Am nächsten Morgen ließ Santa-Anna den recalcitranten Erzbischof vor sich bescheiden.

„Hochwürdigster Herr", sagte er, „Ihre Leute sind pflichtvergessen, die meinen sind pflichttreu. Um so sicherer erwarte ich, daß Jene mit ihrem Ueberfluß Diesen in ihrer Noth zu Hülfe kommen, sonst erzähle ich der gläubigen Welt von dem negativen Ergebniß meiner nächtlichen Inspektion."

Eine Stunde später befand sich die geforderte Summe in seinen Händen.

Die religiöse Feierlichkeit in Guadalupe nahm denselben Verlauf wie alle solche theatralischen Schaustellungen der katholischen Kirche. Am Abend war großer Empfang im Palaste.

Trotz meines einfachen Hauptmannsgrades hatte auch ich — eine viel beneidete Auszeichnung — eine Einladung erhalten. Unerhörter Luxus wurde zur Schau getragen. Der Fußboden des Ballsaals war mit feinem dunkelgrünen Tuch überspannt, auf welches man Goldstaub geschüttet hatte, den die Schleppen der Tänzerinnen in glitzernden Wolken aufwirbelten. Auf einer erhöhten Estrade hatte Santa-Anna, mit dem breiten Bande des Guadalupe-Ordens über der Brust, unter einem golddurchwirkten purpurnen Baldachin Platz genommen, an dessen Rückseite in farbiger Stickerei das schöne mexikanische Wappen prangte. Vor ihm tanzte die erste Quadrille, männlicherseits von eitel Würdenträgern des Staates gebildet; ihm gerade gegenüber seine junge Frau mit dem spanischen, mexikanisirten Grafen de la Cortina.

Dieser, ebenso reich wie verschwenderisch, hatte vom Präsidenten die Erlaubniß erbeten und gern erhalten, der Frau Präsidentin als Beweis tiefergebenster Huldigung ein Collier um den

blendend weißen Hals zu legen. Es bestand aus Perlen und Diamanten und kostete nur — dreißigtausend Pesos. Dolores Tosta, die zweite Gemahlin Santa-Anna's, sah wundervoll aus in ihrem mattperlgrauen, tief ausgeschnittenen Kleide von schwerer Seide. Sie war nicht nur die schönste Frau im Saale, sondern im ganzen Lande.

Die Geschichte ihrer Heirath sollte sich später in Frankreich wiederholen.

Einer guten aber verarmten veracruzaner Familie entstammend, war sie als kaum vierzehnjähriges Mädchen von Santa-Anna bemerkt worden. Auf diesem Gebiete an das veni, vidi, vici gewöhnt, machte er der Mama Lolita's die entsprechenden Anträge, wohlverstanden, keine Heirathsanträge. Frau Tosta, welche die Gluth der Leidenschaft des Bewerbers um die Gunst ihrer reizenden Tochter richtig schätzte, operirte ganz ebenso wie bald darauf Frau von Montijo gegenüber dem Kaiser der Franzosen von Staatsstreichs Gnaden, en lui tenant la dragée haute. Der Erfolg war in beiden Fällen der gleiche. Lola Tosta wurde Präsidentin, Eugenie Kaiserin; die zuerst dargebotene linke Hand mußte mit der rechten vertauscht werden. Auch auf die beiden Schwiegermütter erstreckt sich die Aehnlichkeit. Frau Tosta, spöttisch „Königin-Mutter" — reina madre — genannt, heirathete zum zweiten Male den viel jüngeren, schmucken, aber vermögenslosen Luis Vidal y Rivas — ihre Mittel erlaubten es ihr jetzt —; die allein durch ihr Alter ehrwürdige Frau von Montijo begnügte sich mit der intimen Freundschaft des späteren Vertreters von Maximilian am Pariser Hofe, des schon in Madrid von ihr ge — kannten, gleichfalls durch physische Vorzüge ausgezeichneten Herrn Hidalgo.

Die jugendliche Diktatorin war eine harmlose Natur, wenig gebildet, Feindin aller Etikette, unüberlegt, stets geneigt, ihrer Laune zu folgen, nie die Tragweite ihres Benehmens berechnend, dabei aber von rasender, in der Regel nur zu sehr begründeter

Eifersucht, die sich bei jeder Gelegenheit polternd äußerte und sogar manchem Adjutanten, wenn sie ihn im Verdacht hatte, auf Befehl ihres ungetreuen Gemahls eine unwürdige Vermittlerrolle gespielt zu haben, höchsteigenhändige Ohrfeigen eintrug.

An jenem Abend wurde ich ihr zum ersten Male vorgestellt und hatte sogar die Ehre, mit ihr eine danza zu tanzen, jenen berauschenden westindischen Tanz mit seinem wollüstigen Wiegen, langsamen Drehen und häufigen, durch den Rythmus der Musik bedingten nervösen Zusammenzucken, der eine ferne Aehnlichkeit mit dem magyarischen Czardás hat. Später, so lange sie noch Alteza Serenisima war, erfreute sie mich bisweilen bei kurzem Besuche, oder wenn ich, neben ihrem Wagen reitend, sie auf dem paseo begleitete, mit der Darreichung einer von ihren zarten Fingern gedrehten Cigarrette. Genauer lernte ich Lolita jedoch erst kennen, als ihre Größe zugleich mit der ihres Mannes Schiffbruch gelitten hatte. Im Jahre 1857 lebte sie, eine üppiger gewordene Schönheit, in der Habana, zur gleichen Zeit, als ich dort aus politischen Gründen vorübergehend meinen Aufenthalt genommen, während der seit Mitte 1855 gestürzte Diktator auf der dänischen Insel San Thomas wohnte. Brieflich sprach dieser mir die Bitte aus, seiner Frau beim Ankauf einer Equipage behilflich zu sein, überhaupt ihr mit Rath und That an die Hand zu gehen. So wurde unsre Bekanntschaft eine intimere, und weil Frau Santa-Anna nichts weniger als diskret war, erfuhr ich manche Alcovengeheimnisse, die leider zu pikant sind, um mitgetheilt zu werden. Santa-Anna war eben sein ganzes Leben hindurch ein von den Frauen verhätschelter Lovelace gewesen.

Am 17. Dezember 1853 ließ er sich zum lebenslänglichen Präsidenten der Republik erklären. Das war der erste Schritt zu seinem Sturze; dazu kam die von ihm immer unverschämter getriebene Verschleuderung der öffentlichen Gelder.

Stets an Aufwand gewöhnt, war er wenig skrupulös in

der Wahl der Mittel, um sich die zur Bestreitung seines Luxus nöthigen Summen zu verschaffen. Wie „den ersten Mund am Becher der Freude", so hatte er auch die erste Hand am Schloß der Staatskasse und pflegte tief hineinzugreifen. Außerdem fehlte es nicht an Nebeneinnahmen. Die einträglichsten flossen aus der Verleihung von industriellen Concessionen, Lieferungen und dergleichen.

Ein spaßhafter damit zusammenhängender Vorfall, welcher gleichzeitig das geschäftliche Vorgehen drei verschiedener Nationalitäten charakterisirt, wurde damals viel in Mexiko besprochen.

Drei Bewerber hatten sich gemeldet, um von Santa-Anna die Ermächtigung zu erhalten, eine Mine auszubeuten, ein Deutscher, ein Franzose und ein Engländer. Der Reihe nach erbaten und erlangten sie eine Privataudienz beim Diktator. Der Erste versprach ihm, im Falle daß er bevorzugt werden sollte, fünf Prozent vom Reinertrage; der Zweite eine runde Summe von 100,000 Pesos, zahlbar nach Ertheilung der Concession; der Dritte machte keinerlei Versprechungen. Als er aber das Zimmer verlassen hatte, sah Santa-Anna ein stattliches Packet englischer Banknoten auf dem Tische liegen. Sofort ließ er den Engländer durch einen Adjutanten zurückrufen.

„Sie haben hier Geld vergessen", sagte er zu ihm in Gegenwart des Letzteren.

„Ich?" erwiderte mit gut gespielter Verwunderung der Engländer. „Unmöglich. Ich hatte gar keines bei mir."

„Aber diese Banknoten?"

„Sie müssen Ihnen gehören, Herr Präsident. Halten Sie mich der Unachtsamkeit fähig, eine solche Summe zu verlieren?"

Damit setzte er seinen Hut auf und verließ das Audienzzimmer.

Am nächsten Tage hatte er die Concession in der Tasche.

Santa-Anna dachte wohl, ein Vogel in der Hand ist mehr werth, als hundert in der Luft — pájaro en mano vale mas que ciento volando.

Große Genugthuung gewährte es ihm, höfische Gebräuche zu copiren, obgleich er niemals einen Hof gesehen.

Im Winter 1853—54 führte er musikalische Soiréen ein, in welchen sich durchreisende Virtuosen hören lassen mußten. Zur Linken seines Sessels blieb immer ein Platz frei, auf welchen er durch einen seiner Adjutanten, zum größeren Theile frühere spanische Officiere, diejenige Person berufen ließ, die er der Ehre einer kurzen Unterhaltung würdigen wollte. Eines Abends — ich wurde häufig eingeladen — erging an mich diese Aufforderung. Santa-Anna lobte die Erfolge, welche ich im Militärcollegium erzielt hätte, und sagte mir darüber einige Schmeicheleien. Dann fuhr er fort:

„Kapitän, ich will Sie mit einer angenehmen Nachricht überraschen; heute habe ich Ihre Ernennung zu meinem persönlichen Adjutanten unterzeichnet."

Als ich nicht sofort in die augenscheinlich erwarteten Danksagungen ausbrach, sondern stumm vor mich hinblickte, rief er mir in schon recht unwillig klingendem Tone zu:

„Nun?"

„Dispénseme Vuestra Alteza", antwortete ich endlich, mich auf den Sturm gefaßt machend, der unfehlbar ausbrechen mußte, „no sé ser ayuda de cámara" — Entschuldigen Hoheit, ich verstehe es nicht, Kammerdiener zu sein.

Nie in meinem Leben habe ich gelernt, das rumänische Sprichwort zu befolgen:

„Bist Du in den Hühnerstall gegangen,
So krähe, wie die Hühner es verlangen."

Lange und finster ruhte sein Auge auf mir. Endlich sagte er:

„Quizás tiene V. razon; quédese mejor en su puesto." — Vielleicht haben Sie Recht, bleiben Sie lieber auf Ihrem Posten.

Er winkte mit der Hand, und ich zog mich zurück. Santa-

Anna hat mir übrigens diese Ablehnung seines von ihm für besonders ehrenvoll gehaltenen Vorschlages nicht weiter nachgetragen. Nur erhielt ich bald darauf, im Frühjahr 1854, den Befehl, nach dem Isthmus von Tehuantepec zu gehen, um an den dortigen Vermessungsarbeiten für die schon damals projektirte, erst seit etwa einem Jahre aber ernstlich in Angriff genommene Eisenbahn, welche den atlantischen mit dem stillen Ozean verbinden soll, Theil zu nehmen, eine Mission, die ich benutzte, den jene Landenge bewohnenden zapotekanischen Indianerstamm zu studiren, dessen Frauen mit Recht den Ruf besitzen, die schönsten der amerikanischen Urrace zu sein. Hauptsächlich durch die Harmonie ihrer Körperformen zeichnen sie sich aus. Ein begeisterter Franzose sagte von einer jungen Tehuantepecanerin: „C'est une Vénus coulée en bronze par l'Amour".

Vor meiner Abreise war ich zum ordentlichen Mitgliede — sòcio de nùmero — der mexikanischen sociedad de geografia y estodìstica ernannt worden, die von Almonte im Jahre 1838 gegründet, sich zur Hauptaufgabe gestellt hatte, auf geographischem, ethnographischem und statistischem Gebiete die Kenntniß des Landes zu fördern. Meine Inaugurationsrede, in welcher ich den Vorschlag einer neuen Eintheilung des Menschengeschlechts in drei anstatt in fünf Racen machte und begründete, verursachte ziemliches Aufsehen und erfuhr eine wohlwollende Beurtheilung seitens jener gelehrten Körperschaft. Später regte ich dort die neuerdings zur prinzipiellen Entscheidung gelangte Frage an, betreffend die Zweckmäßigkeit, einen einheitlichen Meridian zu bestimmen, und befürwortete diese in einem Memorandum. Leider damals erfolglos.

Vom Isthmus begab ich mich dann nach Veracruz, wo ich die Arbeiten an den Befestigungen zu leiten, ebenso einzelne Neubauten auf San Juan de Ulúa aufzuführen hatte. Dort traf mich die Nachricht von der Abdankung Santa-Anna's. Er floh vor der Revolution, die gegen ihn, zuerst im Staate

Guerrero auf Grund des sogenanten plan de Ayutla, ausgebrochen war und sich schnell im Innern des Landes ausgebreitet hatte. Am 9. August 1855 verließ er die Hauptstadt; er hatte sie zum letzten Male gesehen. Wenige Tage später langte er, von mehreren tausend Mann treu ergebener Truppen begleitet, in Veracruz an und schiffte sich ein, um zunächst nach seinem früheren Verbannungsort Turbaco zurückzukehren. Der Gouverneur von Veracruz, General Corona, hatte mich, die Freundschaft Santa-Anna's für mich kennend, zu dessen zeitweiligem Ehrenadjutanten designirt. In dieser Eigenschaft begleitete ich den Ex-Präsidenten an Bord des Schiffes, das bestimmt war, ihn von Neuem seinem Vaterland zu entführen.

„Aber warum versuchen es Alteza nicht, der Revolution Herr zu werden?" fragte ich ihn. „An Mitteln dazu fehlt es Ihnen doch wahrlich nicht?"

Seine Antwort, wenn sie, was ich später freilich bezweifeln mußte, eine aufrichtige war, legte Zeugniß ab von edler Entsagung.

„Nein", sagte er, „ich will nicht nochmals die Ursache sein, daß um meinetwillen Ströme Bürgerbluts vergossen werden."

Der Triumph der Bewegung war mit dem Verschwinden Santa-Anna's vom politischen Schauplatz gesichert. Und wenn dieselbe auch trotz ihres liberalen Programms bei ihrem ersten Auftreten, namentlich unter dem ungebildeten und grausamen General Alvarez, „der Panther des Südens" zubenannt, nicht geeignet war, die Sympathien wahrhaft freisinniger Männer zu erwecken, so ging doch aus ihr nach Jahre hindurch mit wechselnden Erfolgen hin und her wogenden blutigen Kämpfen allmälig die Regeneration der Republik Mexiko hervor, welche Santa-Anna mit seinem despotismo ilustrado vergebens angestrebt hatte.

Ich selbst hatte mich in dieser Hinsicht, weil ich die Zustände des Landes und Volkes noch zu wenig kannte, getäuscht.

„In jenen fernen Zeiten", schrieb ich 1862, „wo die Vögel sprachen und die Blumen ihnen antworteten, lebte ein Fürst, der glühend eine Jungfrau liebte, die an Schönheit, Liebreiz und Talenten alle Jungfrauen der Erde übertraf, denn ihre Pathin, eine mächtige Fee, hatte sie bei ihrer Geburt mit diesen Gaben beschenkt. Diese wollte nun die Liebe des Fürsten auf die Probe stellen und verwandelte ihr schönes Pathenkind in eine alte, häßliche, in Lumpen gehüllte Frau. Das Auge des Liebenden vermochte nicht die Geliebte unter der Verkleidung zu erkennen, und die Fee, um seinen geringen Scharfblick zu strafen, entriß ihm die Jungfrau für lange Zeit. So auch wandten viele gute Liberale, als sie die Freiheit zwischen Ruinen und Leichen einherschreiten sahen, entsetzt sich von ihr ab, und Zweifel erfüllte ihre Seele. Bald aber wurden sie ihres Irrthums inne, denn trotz alledem und alledem vera incessu patuit Dea."

„Auf die Freiheit verzichten sagt Castelar, weil sie die Möglichkeit zu Excessen in sich trägt, ist gerade so, als wollte man sich der Luft berauben, weil in ihr Winde und Stürme entstehen." Nicht aber allein wegen der Möglichkeit zu Excessen darf man sich nicht von ihr abwenden; ebensowenig ist dies einem überzeugungstreuen Liberalen gestattet, nachdem im Gefolge der Freiheit thatsächlich Excesse ausgebrochen sind. Revolutionen, welche eine neue Aera heraufführen sollen, entfesseln nothwendig die wildesten Leidenschaften in der Brust der durch die bisher zu Recht bestehenden Zustände Benachtheiligten. Bei wild bewegtem Wasser kommt auch der für gewöhnlich in der Tiefe ruhende Schmutz an die Oberfläche.

Bis zu welchem Grade beim General Alvarez die Unkenntniß der gesellschaftlichen Gebräuche ging, zeigt folgende Anekdote.

An der Spitze seiner wilden Soldaten war er bald nach der Flucht Santa-Anna's in dem nahe der Hauptstadt gelegenen Städtchen San Agustin de las Cuevas eingetroffen,

und von der siegreichen Revolution zum Präsidenten der Republik erklärt, bereitete er sich vor, seinen Einzug in Mexiko zu halten. Viele Notabeln hatten sich dorthin begeben, um ihm ihre Aufwartung zu machen. Ermüdet durch die Besuche, wollte er sich in sein Schlafzimmer zurückziehen. Da tritt ein Adjutant mit der Meldung ein, das diplomatische Corps sei erschienen und wünsche dringend, sich ihm vorzustellen.

„Válgame Dios", rief der General, „das ganze Corps? Nein, das geht nicht. Nur der Oberst soll eintreten."

Bald wurde Alvarez, der selbst seine Unfähigkeit fühlte, den höchsten Posten im Lande mit Würde zu bekleiden, und der sich nach seinem einfachen Heim in den südlichen Gebirgen zurücksehnte, durch den klugen, aber politisch schwächlichen General Comonfort ersetzt. Dieser suspendirte die kaum erst erlassene Verfassung vom 5. Februar 1857. Ein neuer Bürgerkrieg entbrannte. Nochmals gelang es der Reaktion unter Zuloaga und später unter Miramon für einige Jahre das Heft der Regierung in die Hände zu bekommen, bis endlich der legitime Vicepräsident Benito Juarez Anfangs 1861 der Reaktion ein Ende machte.

Santa-Anna habe ich noch einmal wiedergesehen, und zwar im Jahre 1866 in New-York. Ich war aus der französischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt und begab mich, im Verein mit mehreren anderen Officieren, welche nach dem Falle von Puebla das gleiche Loos getroffen hatte, nach Mexiko zurück, um den Kampf gegen die Invasion fortzusetzen. Man hatte mir mitgetheilt, Santa-Anna sei bei der Nachricht, spanische Truppen, 6000 Mann stark, hätten am 8. Dezember 1861 das von der schwachen mexikanischen Garnison verlassene Veracruz besetzt, in die schmerzvollen Worte ausgebrochen: „O hätten meine Augen sich lieber für immer geschlossen, ehe sie sehen mußten, daß die von mir im Jahre der Unabhängigkeit auf den Wällen von Veracruz aufgepflanzte Trikolore durch diejenige

Fahne ersetzt wurde, welche ich damals gedemüthigt und in den Staub gerissen hatte!"

Ich glaubte deshalb, daß in seiner Brust die Flamme des Patriotismus von Neuem erglüht sei, und folgte seiner Einladung, ihn zu besuchen.

Aeußerlich hatte er sich wenig verändert, namentlich sein Auge blitzte immer noch mit jugendlicher Lebendigkeit; auch in seinem Wesen und Benehmen war er sich gleich geblieben. Leider auch, wie ich bald mich überzeugte, erfüllte ihn nach wie vor jener unersättliche Ehrgeiz, welcher ihm und seinem Vaterlande so oft schon verhängnißvoll geworden war. Von ihm selbst erfuhr ich, daß er vor Kurzem ein republikanisches Manifest erlassen hatte, von dem er mir ein Exemplar einhändigte, doch auch in diesem Schriftstück war es wieder seine Person, welche sich in den Vordergrund drängte. Er betrachtete Mexiko als ein ihm gehörendes Land, dessen Geschicke er und ausschließlich er zu lenken berufen sei. Nicht einmal vorübergehend kam ihm wie Fiesco die Regung, in demselben zu leben „als sein glücklichster Bürger". Und jetzt wußte ich auch, daß wenn er 1855 abermals in die Verbannung gewandert war, weniger die Absicht, seinem Vaterlande neues Blutvergießen zu ersparen, ihn dazu bewogen hatte, als die Erkenntniß der Unmöglichkeit, sich noch länger zu halten.

Noch eine weit schlimmere Enttäuschung aber stand mir bevor.

Als pikante Antwort auf jenes republikanische Manifest des Ex-Diktators veröffentlichte nämlich die kaiserliche Presse in Mexiko einen Brief, den Santa-Anna am 30. November 1861 von seinem Verbannungsorte San Thomas aus an seinen in Paris residirenden Freund, den Mexikaner Gutierrez Estrada, einem fanatischen Monarchisten und nebst Almonte Hauptanstifter der habsburgischen Candidatur, gerichtet hatte.

Wenig bekannt, gebe ich ihn im Wortlaut wieder:

„Mein sehr lieber Freund.

„Die Nachrichten, welche Sie die Güte gehabt haben, mir

in Ihrem geehrten Schreiben vom 31. Oktober" — also am Tage des Abschlusses der Londoner Convention — „mitzutheilen, haben mir eine unaussprechliche Freude bereitet. Sie sind dermaßen interessant, daß, wenn sie in Erfüllung gehen, unser Vaterland vom Untergang gerettet sein wird. Wolle Gott, daß unsere Träume baldigst zur Wahrheit werden!

„Der Candidat, von dem Sie mir sprechen, Seine kaiserliche Hoheit der Erzherzog Ferdinand Maximilian, ist die beste Wahl. Folglich beeile ich mich, derselben meine Zustimmung zu geben. Seien Sie darum so freundlich, dieses Seiner kaiserlichen Hoheit mitzutheilen, ebenso wie unseren Freunden, jedoch unter dem Siegel der Verschwiegenheit, denn Sie wissen, daß es in der Politik gewisse Dinge giebt, die nicht vor dem passenden Augenblick vor die Oeffentlichkeit gebracht werden dürfen wegen des Unheils, welches sie hervorbringen können.

„Ich setze voraus, daß die verbündeten Streitkräfte in den ersten Tagen des Monats Januar vor Veracruz angelangt sein und allen guten Mexikanern eine große Genugthuung verursacht haben werden, weil diese in ihnen nicht einen sie bedrohenden Feind sehen, sondern vielmehr die Hand eines Wohlthäters, die sie von der schlimmsten Tyrannei erlösen soll.

„Ich zweifle nicht daran, daß die öffentliche Meinung sich bald in dem Sinne, welcher jenem Lande zusagt, aussprechen wird.

„Ueberzeugt, daß der Augenblick zum Handeln gekommen ist, bin ich entschlossen, so bald als möglich auf den Boden meines Vaterlandes zurückzukehren, und bereit, mit allen meinen Kräften zum vollständigen Gelingen dieser Sache beizutragen. Mit dem nächsten Packetboot am 17. Dezember werde ich Ihnen den Tag meiner Abreise von dieser Insel anzeigen und Ihnen angeben, auf welche Weise Sie mir Ihre ferneren Briefe zukommen lassen sollen.

„Sie sehen, mein Freund, daß ich weit entfernt davon bin

mich dem Schlummer hinzugeben, wenn es sich darum handelt, Hand an's Werk zu legen, und daß meine Handlungen mit meinen Worten übereinstimmen.

„Ich werde mich sehr glücklich schätzen, wenn, ehe ich meine Augen für immer schließe, es mir vergönnt sein wird, mein Vaterland in solcher Art konstituirt zu sehen, daß es fernerhin reich und glücklich sei.

„Versäumen Sie nicht, alle Nachrichten, die Sie erfahren, mir mitzutheilen.

Antonio Lopez de Santa-Anna."

Ich war starr vor Erstaunen und Entrüstung, als ich Kenntniß erhielt von diesem Briefe. Jene pathetischen Worte: „O hätten meine Augen sich lieber für immer geschlossen, ehe sie sehen mußten u. s. w." — sie waren also nichts als Heuchelei gewesen, bestimmt den im Geheimen mit Gutierrez Estrada schon abgekarteten Vaterlandsverrath zu verbergen. Darum die dringende Bitte an jenen, die Anerkennung und Billigung der maximilianischen Candidatur unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu halten! Es war ein perfides Spiel, das da gespielt worden war. Erst als die Imperialisten von Mexiko den nach Veracruz im Frühling 1865 zurückgekehrten General schon wenige Tage nach seiner Ankunft, weil er eine zweideutige Proklamation an die Mexikaner erlassen hatte, zwangen, sich wieder einzuschiffen, erwachte in ihm von Neuem die republikanische Gesinnung, welche in dem erwähnten Manifeste ihren Ausdruck fand.

Selbstverständlich war von nun an und für immer das Tischtuch zwischen mir und Santa-Anna zerschnitten.

Bald nach meiner Abreise von New York erschien ein zweites Manifest, datirt aus Elisabethport in den Vereinigten Staaten den 5. Juni 1866 — in welchem Jener seine Rechtfertigung versuchte. Das Dokument ist zu charakteristisch für die Geschicklichkeit, mit der er weiß aus schwarz und schwarz aus weiß zu machen verstand, sowie für den bei solchen Gelegenheiten von

ihm angewendeten Styl, als daß ich nicht einige Stellen daraus übersetzen sollte.

Die Einleitung versteigt sich in höhere Sphären: „Von Zeit zu Zeit prüft der Himmel die Nationen, um sie zu lehren, auf den Pfaden der Vernunft zu wandeln und um in ihrer Brust die edlen Gefühle der Gerechtigkeit und der Pflicht wachzurufen." Dann wird von der alten Roma geredet, „die, einst die Herrin des Weltalls, zu einer Sklavin herabsank und die Sprache der Attila's und der Alarich's lernen mußte, weil sie den Weg des Rechts und der Tugend verlassen". — — „Das ist das Schicksal der Völker, welche die Gaben und Vortheile, mit denen die Vorsehung sie beglückte, mißbrauchen; die Geschichte ist voll dieser großartigen und schmerzlichen Beispiele." Vide Mexiko. „Ein trauriges Loos fiel unserm geliebten Vaterlande zu. Auf die heiteren Feste der Freiheit ist das Schweigen der Tyrannei, die Verzweiflung der Bürger gefolgt. — — — Wir wollen aber nicht verzweifeln. Mexiko besitzt mächtige Elemente, um über das Uebel zu triumphiren und sogar dessen Spuren zu verwischen. Der heldenmüthige Widerstand der Patrioten bestätigt diese Hoffnung. Wir dürfen nicht vergessen, daß ein Volk, welches für seine Freiheit und Unabhängigkeit kämpft, unüberwindlich ist."

„Wenn ich meine Blicke über die blutgetränkten Ebenen der mexikanischen Erde schweifen lasse, gewährt Trost der Gedanke, daß alle unsere Leiden nützlich gewesen sind für die Gegenwart und fruchtbar für die Zukunft.

„Jene Leiden haben das Nationalgefühl entwickelt und gekräftigt. Inmitten der Ruinen des Vaterlandes haben wir, begeistert durch die Gemeinsamkeit des Unglücks, angefangen ein neues, ein moralisches Vaterland aufzurichten.

„Bisher gab es Mexikaner, aber keine mexikanische Nation. Jetzt aber haben sich unsere häuslichen Zwistigkeiten in einen Wuthschrei verwandelt gegen die Eindringlinge auf dem geheilig-

ten, uns von unseren Vätern hinterlassenen Boden. — — — Auf verschiedenen Wegen kommend, treffen wir heute auf demselben Punkt zusammen. Umarmen wir uns in diesem gefährlichsten Augenblicke unserer Existenz; arbeiten wir vereint für die gemeinsame Sache, wie in jenen ruhmvollen Tagen, wo wir die Ketten der Eroberung zerbrachen. Erhebe sich die Nation wie ein Mann, und der Szepter und die Krone Maximilian's werden herabrollen und auf den Grund unserer Meere versinken!"

Ich wunderte mich schon, daß gegen seine Gewohnheit das eigne liebe Ich sich bis jetzt versteckt gehalten hatte. Nun trat es hervor: „Gegen meinen Willen und ob es auch meinem Charakter widerstrebt, muß ich das Opfer bringen, von meiner Person zu sprechen. Niemals, nicht für einen Augenblick habe ich aufgehört, Mexikaner zu sein, gleichviel welcher Art in verschiedenen Epochen meine Ansichten über das für mein Land geeignetste Regierungssystem gewesen sein mögen. Auch wäre es ungerecht, mich der Wankelmüthigkeit und des Egoismus anzuklagen, denn stets war das Glück des Landes die Triebfeder meiner Handlungen.

„Ich war es, der zuerst die Republik ausrief, wie der Apostel den Areopag, eine bis dahin unbekannte Gottheit verkündend. So sehr war sie es und so wenig vorbereitet befand sich das Volk, um sie zu begreifen und würdig zu verehren, daß wiederholt mich Zweifel beschlichen, ob ich wohl gehandelt habe mit meinem Thun."

Santa-Anna versucht nun seine Vergangenheit in günstigem Lichte darzustellen, namentlich jedoch seine anfängliche Hinneigung zur Intervention zu entschuldigen, dabei beklagt er sich bitter über die gegen ihn verübte Indiskretion, gleitet indeß über diesen bedenklichen Punkt möglichst schnell hinweg und meint, „eine Binde bedeckte die Augen unseres Volkes, eine Binde bedeckte auch meine Augen. Zusammen haben wir geirrt, zusammen gelitten. Ich bin nicht selbstsüchtig, ich will theilnehmen

an der Sühne. Welcher Mexikaner könnte, ohne den Zorn der Geschichte heraufzubeschwören, meine Dienste zurückweisen, mir das Recht verweigern, für die Vertheidigung unserer verwüsteten Heimstätten zu kämpfen, und wenn nöthig, zu sterben? Wer besäße genügende Autorität, um zu einem alten Soldaten der Nation zu sprechen: Zurück! Du bist Mexikaner, aber es ist Dir nicht erlaubt, wie früher das Schwert aus der Scheide zu ziehen, um es für das Land, in dem Du geboren, um es für die Republik, die Du selbst gegründet hast, zu schwingen? Im Namen welches Princips könnte man solche Verirrung aufrecht erhalten? In den großen Conflikten des Vaterlandes giebt es kein unnützes Element, wie unbedeutend es auch scheinen mag, wenn es zum Vortheil der Nation verwendet werden kann."

Ausdrücklich erklärt er: „Die Monarchie ist unmöglich unter uns. Im spanischen Amerika bildet der Thron die Stufe zum Schaffott!" — Prophetische Worte!

Zum Schluß predigt er allen Parteien Einigkeit, um mit vereinten Kräften gegen den Usurpator in's Feld zu ziehen. „Einigkeit sei aber auch nach dem Siege unsere Parole!"

„Nieder mit dem Kaiserreich! Es lebe die Republik!"

Es ist nicht zu leugnen, geschickt ist das Schriftstück abgefaßt. Santa-Anna hatte aber zu oft gelogen, zu oft seine Landsleute getäuscht, als daß diese ihm noch hätten Glauben zollen können. Obgleich er in jenem Manifest auch des von ihm so sehr gehaßten Juarez lobend erwähnt — er nannte ihn „einen guten Patrioten" —, so war doch aller Liebe Müh umsonst. Im Namen der damals bis zum fernsten Winkel des Landes geflüchteten republikanischen Regierung wies deren Vertreter in Washington, Matias Romero, der auch heute wieder den dortigen Gesandtschaftsposten bekleidet, alle Anerbietungen Santa-Anna's ab, mit der ausdrücklichen Begründung, er sei kein Mann, der Vertrauen einzuflößen vermöge.

Später, kurz vor dem furchtbaren Zusammenbruch der Kaiser-

herrlichkeit, machte er noch einmal den Versuch, sich in die inneren Angelegenheiten Mexikos einzumischen und landete im Mai 1867 in Veracruz. Er wurde jedoch sofort festgenommen, vor ein Geschwornengericht gestellt, verurtheilt und dann des Landes verwiesen. Bald darauf starb er in der Verbannung.

Selten hat das Schicksal eines Landes so oft und so lange in der Hand eines Mannes gelegen. Santa-Anna hat aber weit häufiger einen schlechten als einen guten Gebrauch von der Gewalt gemacht, über die er wiederholt verfügte. Nach der Proklamirung der Republik 1822, nach der Zurückweisung der spanischen Invasion unter Barradas 1829, nach dem heldenmüthigen Kampfe gegen die Franzosen unter Baudin und dem Prinzen von Joinville 1838 kamen die unglücklichen, wenn auch bisweilen nicht unrühmlichen Kriege gegen die Amerikaner, durch welche Mexiko unermeßliche Gebiete verlor, zu denen der ohne politische Nöthigung, nur aus financiellen Rücksichten 1854 abgeschlossene Vertrag von Mesilla noch einen weiteren Streifen Landes an der Nordgrenze fügte. Auch im Innern war seine Politik, obwohl sie einzelnes Gute geschaffen, eine vorwiegend egoistische, reaktionäre und unheilvolle. „El azote del pais“ nennen ihn die liberalen Mexikaner — die Geißel des Landes.

Unleugbar war Santa-Anna ein Talent, ein Charakter war er nicht.

Miguel Miramon.



Als ich im Sommer 1853 mein Patent als Ingenieurhauptmann erster Klasse des mexikanischen Heeres und meine Ernennung zum Capitän und Chef der zweiten Compagnie der Alumnen des Militärcollegiums von Chapultepec in Händen hatte, begab ich mich zu Wagen nach meinem neuen, etwa eine Legua von der Hauptstadt Mexiko entfernten Bestimmungsorte.

So war ich also doch wieder zur militärischen Laufbahn zurückgekehrt, welche mir in Preußen so wenig zugesagt hatte. Freilich unter ganz anderen, mit meinen Ansichten mehr harmonirenden Umständen. Was etwa mir daran später nicht gefallen wollte, suchte ich mir, so gut es ging, zurechtzulegen. Wenigstens diente ich einer Republik. Vor allen Dingen bemühte ich mich, selbst dieser Laufbahn eine ideale Seite abzugewinnen.

Auch in den Republiken kann vor der Hand noch an keine vollständige Abrüstung gedacht werden. Auch für sie ist die Aera des ewigen Friedens noch nicht angebrochen.

In der günstigsten Lage befinden sich in dieser Beziehung die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein neuer Bürgerkrieg ist unwahrscheinlich, auswärtige Verwickelungen, zu deren Lösung sie an die ultima ratio appelliren müßten, haben sie nicht zu befürchten. Sie konnten deshalb nach Niederwerfung des sezessionistischen Aufstandes ihr stehendes Heer wieder auf einen verhältnißmäßig niedrigen Stand vermindern, um so eher als sie durch ihre financielle Prosperität in den Stand gesetzt sind, jeder Zeit Montecuculi's dreifache Vorbedingung zum

Kriege zu erfüllen und in kurzer Frist Armeen aus der Erde zu stampfen, wie sie es von 1861—1864 bewiesen haben, wo allein der Norden über eine Million Streiter zur Vertheidigung der Union aufbrachte, während seinerseits der Süden gleichfalls stattliche Massen in's Feld schickte.

Die Republik Mexiko verfügt heutzutage ebenfalls nur über wenig zahlreiche Streitkräfte. Sie bedarf keiner größeren, weil sie sich seit sieben Jahren des Friedens im Innern erfreut, und kein auswärtiger Feind ihre Unabhängigkeit bedroht. Die militärische Regel des si vis pacem para bellum befolgt sie hauptsächlich in dem Sinne, daß sie, geringeres Gewicht auf die Quantität als auf die Qualität legend, die Organisation, Ausrüstung und Ausbildung der Truppen nach Kräften fördert.

Während der verschiedenen revolutionären Entwicklungsphasen, welche das Land seit seiner Unabhängigkeit durchzumachen hatte, um bis auf die gegenwärtige Höhe zu gelangen, sah es sich hingegen gezwungen, die Entscheidung in dem Kampfe zwischen den Vertretern der altspanischen Gepflogenheiten und denen der modernen Fortschrittsideen den Waffen anheimzugeben. Daß die Conservativen ihr wirksamstes Bollwerk in einer möglichst starken Heeresmacht suchten, wird Niemanden Wunder nehmen. Aber auch die liberale Partei, wenngleich principielle Gegnerin des Militarismus, hatte, gewitzigt durch manche trübe Erfahrungen, erkannt, allein durch Gewalt sei dem Gegner die Herrschaft zu entreißen, mit ungeordneten Schaaren jedoch der Sieg nicht davonzutragen. Die unvermeidliche Folge hiervon war, daß sich allmälig zwei Heere in Mexiko herausgebildet hatten, deren Verschmelzung erst nach Beseitigung der fremden Intervention in Angriff genommen werden konnte.

Jahrzehnte hindurch starrte die Republik in Waffen. Auch in der Politik war das militärische Element das maßgebende.

Am deutlichsten zeigte sich dieses bei der letzten Diktatur des Generals Don Antonio López de Santa-Anna. Nach

dem Sturze des liberalen Präsidenten General Arista, aus seiner Verbannung durch die centralistische Partei in's Land zurückgerufen und mit der höchsten Würde bekleidet, befaßte er sich vor allen Dingen, wie ich schon an einem andern Orte erwähnt habe, mit der Reorganisation des Heeres. Nicht allein trachtete er fremde Officiere als Instructoren zu gewinnen, zunächst spanische, später auch durch die Vermittlung des in Berlin als Gesandter accreditirten General Uraga deutsche — mein Eintritt in die mexikanische Armee hatte sich übrigens ganz unabhängig von jener Vermittlung und schon früher vollzogen — sondern er wollte sich auch einen kräftigen Nachwuchs einheimischer Officiere schaffen und begünstigte deshalb deren Vor- und Ausbildung. Das für die Militärschule von dem früheren Kriegsminister Oberst Robles Pezuela 1852 erlassene Reglement war zwar durch dessen Nachfolger unter Santa-Anna, den General Tornel, reformirt worden; der Grundfehler desselben wurde jedoch nicht beseitigt, denn wie bei allen damaligen Unterrichtsanstalten der Republik wurde nach wie vor nach spanischer Schablone auch in dieser Anstalt der Hauptwerth auf die Kräftigung des Gedächtnisses gelegt; man begnügte sich mit einem oft gedankenlosen Auswendiglernen der „Texte", d. h. der Lehrbücher.

Nichtsdestoweniger stimmte es mit meinen Wünschen überein, daß ich in jenem Institut angestellt wurde. Der Posten entsprach der mehr wissenschaftlichen als militärischen Erziehung, welche ich genossen hatte, und ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, dort Ersprießliches zu leisten.

Der bekannte Militär-Schriftsteller J. von Wickede schrieb einmal Folgendes: „Sehen wir in allen Zweigen der staatlichen Einrichtungen unserer europäischen Culturvölker fast unausgesetzt Veränderungen einführen, und wird in der Gesetzgebung unserer landwirthschaftlichen, industriellen und merkantilen Thätigkeit wie auch in allen Zweigen unseres Verkehrslebens fort und fort reformirt, so darf auch die Heeresorganisation und Kriegführung

hiervon niemals ausgeschlossen bleiben. Auch das Heer eines mächtigen Staates muß das Gepräge unserer Zeit an sich tragen, wenn es ein wirklich mächtiges sein soll, und die Kriegführung der Gegenwart nach ganz anderen Principien erfolgen, wie es noch vor hundert Jahren der Fall war, wenn sie ihren Zweck erfüllen will. Eine Armee der Jetztzeit, die wirklich Anspruch auf wahre Kriegstüchtigkeit macht, muß im engsten Zusammenhange mit dem Volke, aus dem sie hervorgeht, stehen und Schritt für Schritt dessen ganze weitere culturhistorische Entwickelung mit ihren Reformen begleiten. Wollte der Staat in allen übrigen Zweigen seiner bürgerlichen Entwickelung fortgehen und nur allein sein Heer auf der alten Stufe stehen lassen und jede durchgreifende Reform davon fernhalten, so würde bald eine solche Kluft dadurch entstehen, daß das gesammte staatliche Gebäude in seinen Grundvesten wankte und den Stürmen, die von auswärts seine staatliche Existenz bedrohen, nicht den nöthigen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen vermöchte."

Obschon obige Worte mehr denn dreißig Jahre später veröffentlicht wurden und, wie ausdrücklich gesagt wird, nur auf die europäischen Culturvölker Rücksicht nehmen, so hegte ich doch schon 1853 die nämlichen Ideen und begriff, daß mutatis mutandis sie auch in Mexiko zur Anwendung zu gelangen hätten. Wohl hatte es damals noch kein Sadowa gegeben, das Schlagwort von dem preußischen Schulmeister, der dort den Sieg über die Oesterreicher davon getragen, konnte also auch noch nicht erfunden sein. Dennoch sah ich ein, daß die Armee für einen Theil der mexikanischen Bevölkerung als Lebensschule dienen könne, in welcher die Sitten geläutert, der Charakter gefestigt, Energie, Pünktlichkeit, Ehrenhaftigkeit, Selbstaufopferung, Ausdauer und Disciplin geschaffen und genährt werden müßten.

Jeder Zuwachs an allgemeiner Bildung repräsentirt einen Werth. Höheres Wissen verleiht eine größere Kraft, und jede Kraft, die physische, die moralische wie die intellektuelle, welche

alle drei durch den Soldatendienst geübt werden sollen, hat somit auch einen finanziellen, in Geld abzuschätzenden Werth, so daß selbst durch das in der Regel als durchaus unproduktiv betrachtete Armeebudget eine Vermehrung des Volkswohlstandes eintritt, wohlverstanden, wenn das Heer zur Volksschule entwickelt wird und als solche wirkt.

Wie in jeder Schule sind auch hier zwei Elemente in Betracht zu ziehen: das lernende und das lehrende.

Ersteres stellt namentlich in Ländern, wo, wie früher in Mexiko, die Volksbildung auf tiefer Stufe steht, in den Rekruten eine rohe und formlose Masse dar, aus welcher es wahrlich nicht leicht ist, einen Soldaten, noch weniger leicht einen Menschen und Staatsbürger herauszuarbeiten. Nur wer selbst sich dieser Arbeit hat unterziehen müssen, ist im Stande, sich einen Begriff von ihrer Mühseligkeit zu machen. Die Aufgabe derjenigen Männer, welche berufen sind, jenes spröde Material umzuformen, die also das lehrende Element bilden, ist sogar eine weit schwierigere als die der bürgerlichen Jugendlehrer. Diese haben es mit weichem Wachs zu thun, das unter ihren Händen ohne allzugroße Mühe die von ihnen angestrebte Form annimmt. Die militärischen Erzieher finden sich den Jahren und dem Körper nach erwachsenen Schülern gegenüber, welche ihrer Ausbildung nicht selten — absichtlich oder unabsichtlich — einen gewissen passiven Widerstand entgegensetzen, der keineswegs allein durch Anwendung strenger Disciplinarmittel gebrochen werden kann.

In hervorragendem Maße ist Letzteres bei den mexikanischen Soldaten der Fall und war es noch mehr vor drei Dezennien, weil zu jener Zeit das zum größeren Theil unter der Leitung des katholischen Clerus befindliche Volksschulwesen sehr im Argen lag. Der Mehrzahl nach gehörten und gehören auch heute noch die Soldaten in Mexiko der eingeborenen Race an. Diese ist aber zum Heerdienst wenig tauglich. Nicht als ob es den Indianern, auch den mansos, den friedlichen, an Muth fehlte, oder weil das

Soldatenleben ihnen zu drückende Lasten auferlegte. Im Gegentheil gewinnen sie durch dasselbe erheblich, zunächst in materieller Hinsicht. Sie sind besser gekleidet, besser genährt und brauchen weniger zu arbeiten denn als peones — Ackerbauer. Sie sind vielmehr deshalb untauglich, weil sie unverbesserliche Deserteure sind. Die Desertion ist unter ihnen zu einer endemischen Krankheit geworden. Die Hauptaufgabe der meisten mexikanischen Officiere, welche indianische Soldaten unter ihrem Befehl hatten, bestand — früher wenigstens -- darin, jene unter Schloß und Riegel zu halten. Der Indianer hängt vor allen Dingen an seiner ihm lieb gewordenen Isolirung, da jedes Zusammensein mit Mitgliedern einer höheren Race ihm bisher nichts als Unheil gebracht hat. Ist von ihm einmal die Idee gefaßt worden, sich aus dem Staube zu machen, so wird nichts ihn von derselben abbringen, nicht Vortheile, nicht Auszeichnungen, nicht die Anhänglichkeit an sein Corps, nicht die Freundschaft seiner Kameraden, nicht das Wohlwollen seiner Vorgesetzten, ebensowenig die Furcht vor den härtesten Strafen. Mir sind — ich greife chronologisch vor — Indianer desertirt am Tage nach einer gewonnenen Schlacht, und nachdem ich sie vor der Front für die von ihnen bewiesene Tapferkeit belobt hatte. Unter Santa-Anna bestand noch die unmenschliche Prügelstrafe — palos; erst durch eine Verordnung des Präsidenten Juarez wurde sie abgeschafft. Auch diese blieb wirkungslos gegen die Desertionsgelüste. Blutig zerhauen, kaum fähig, einen Fuß vor den andern zu setzen, fanden die Verurtheilten dennoch Mittel und Wege, aus dem Hospital, wohin man sie nach der Exekution hatte tragen lassen müssen, zu entwischen. Und wenn sie nach wiederholter Desertion zum Tode verurtheilt wurden, so ließen sie sich mit stummer Resignation zum Richtplatz führen und, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, erschießen. Aber nicht einmal dieses traurige Exempel übte auf die übrigen Soldaten einen heilsamen, d. h. abschreckenden Einfluß aus. Mir selbst ist es einmal in Celaya

passirt, daß von dem Piquet, das ich zum Erschießen eines Mannes, welcher vor dem Feinde desertirt war, kommandirt hatte, kaum daß jenes zur Kaserne zurückgekehrt war, mehrere Leute sich, à la française, ohne Abschied zu nehmen, auf Nimmerwiedersehen empfohlen hatten.

Erklärlich, ja bis zu einem gewissen Grade entschuldbar wird diese Thatsache durch das damals in Mexiko allgemein gebräuchliche System der Rekrutirung, die unter allen Umständen zu verdammende sogenannte leva, der gemäß, in ähnlicher Weise, wie bei der englischen Matrosenpresse vorgegangen wird, den niederen Volksklassen angehörende Leute gewaltsam aufgegriffen, in die Kasernen geschleppt und in die Uniform gesteckt wurden. Oft sah man ganze Trupps solcher aneinander gebundenen Rekruten — cuerdas — unter militärischer Bedeckung durch die Straßen ziehen, daher der ihnen gegebene Spitzname: „voluntarios de la reata“ — Freiwillige des Stricks.

Ich habe mit Absicht etwas länger bei der Charakteristik der indianischen Soldaten in Mexiko verweilt, weil daraus erhellt, wie viel schwieriger und verantwortungsvoller der Beruf eines Officiers, wenn dieser ihm voll und ganz gerecht werden will, in jener Republik ist als in einem europäischen Heere, wie viel nothwendiger, seinen Soldaten Lehrer und Bildner zu sein. Ihm darf es nicht genügen, dem Rekruten die Anweisung zu ertheilen, wie er seinen Körper richtig zu gebrauchen habe, und dadurch sein Selbstbewußtsein, welches durch das Gefühl erhöhter Kraft und Geschicklichkeit bedingt wird, zu heben. Vornehmlich muß er ihn moralisch und geistig erziehen, ihn in seinen eigenen Augen rehabilitiren und den durch Jahrhunderte lange Sklaverei ihm verloren gegangenen Begriff der menschlichen Würde langsam ihm wieder beizubringen suchen, damit er nicht mehr, wie ich es häufig aus dem Munde von Indianern gehört habe, mit ebenso naiver wie entsetzlicher Demuth spreche: „No somos gente de razon“ — wir sind keine vernünftigen Wesen —, denn als solche sieht er

allein den Weißen und vielleicht den Mestizen an. Um diesen Zweck, wodurch eine Hauptquelle der Desertion verstopft werden würde, zu erreichen, durfte meiner Ansicht nach der junge Officier nicht dem Beispiel seiner älteren Vorgesetzten folgen, welche ihre Soldaten mit nicht genug zu tadelnder Rücksichtslosigkeit zu behandeln pflegten. Seine eigene Erziehung mußte eine von der bis dahin üblichen verschiedene werden.

Dazu hoffte ich, mein Schärflein beitragen zu können.

Der Weg von Mexiko nach Chapultepec geht an der noch innerhalb der Stadt gelegenen schattigen Alameda vorbei, führt über den aus mehreren parallelen Baumreihen bestehenden, Bucareli genannten Spaziergang, welchen eine aus Bronze gegossene lebensgroße Reiterstatue des spanischen Königs Carlos III. ziert, und zieht sich dann unter hohen Bäumen längs den Bogen einer Wasserleitung hin. Das unter dem Vicekönig Iturrigaray im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts erbaute Sommerpalais Chapultepec diente damals und dient seit Anfang 1882 von Neuem dem Militärcollegium als Heim. Es liegt auf einem an einzelnen Stellen steil abfallenden, theilweise mit Buschwerk bedeckten Felsen, von dessen Plateau man einen bezaubernden Ausblick auf das weite, rings durch Höhenzüge eingeschlossene Thal von Mexiko wie auf die kuppeln- und kirchenreiche Hauptstadt genießt. Hier paßt das Wort: Belvedere. Alle Berge überragen die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des seit Jahrhunderten nur in seinem Innern noch thätigen, kegelförmigen Vulkans Popocatepetl — aus dem Aztekischen von popoca = rauchen und tepetl = Berg, also der Berg, welcher raucht — und des Ixtacihuatl, welches Wort „weiße Frau" bedeutet, und bezeichnend gewählt ist, weil in der That der Kamm jenes Berges einer mit emporgezogenen Knieen unter einem Leichentuch ruhenden Frau gleicht. Den ganz vereinzelt in der Ebene liegenden Felsen umgiebt ein leider zu wenig gepflegter Park, dessen Hauptschmuck riesige Cedern — ahuehuetes — bilden, mit Stämmen,

welche zwölf Männer mit ausgestreckten Armen kaum zu umspannen vermögen. Das zwischen dem mattgrünen Laube von den Zweigen tief herabhängende, unter dem charakteristischen Namen barba de capuchino — Kapuzinerbart — bekannte graue Moos verleiht den Bäumen, welche schon zu den Zeiten des Aztekenreiches ihr Alter nach Jahrhunderten zählten, ein ehrwürdiges Aussehen.

Moctezuma II., der letzte Kaiser jenes von Cortéz zerstörten Reiches, besaß ebenfalls auf Chapultepec ein prachtvolles Schloß; von diesem sind jedoch keine Reste übrig geblieben. Später schlug ein gleich unglücklicher Kaiser, der habsburgische Erzherzog Maximilian, seinen Wohnsitz dort auf, nachdem er für den Aus- und Umbau sowie für die innere Einrichtung des einst viceköniglichen Schlosses kolossale Summen verausgabt hatte. Mit seinem künstlerisch gebildeten Auge hatte er sofort erkannt, daß kein Ort sich besser für eine fürstliche Residenz eigne als Chapultepec. Ob er wohl, auf hohem Altane stehend und seinen schönheitstrunkenen Blick über Thal und Stadt schweifen lassend, jemals sich der Schillerschen Ballade von Polykrates erinnert haben mag? Ob er wohl jemals ihm die Worte nachgesprochen: „Dies Alles ist mir unterthänig, gestehe, daß ich glücklich bin?" Ich glaube es nicht. Nicht einen Augenblick konnte er sich einbilden, daß ganz Mexiko ihm zu Füßen liege. Jede solche Illusion zerstörten die bald hier bald dort aus den Büschen hervor-, von den Bergen herabknallenden Schüsse der nie völlig zu besiegenden guerrilleros. Und glücklich war er ebensowenig. Unter unheilverkündenden Anzeichen hatte er das Land betreten; sie hatten nicht gelogen. Das Ende seiner kurzen Kaiserherrlichkeit war kaum minder tragisch als dasjenige, welches den Tyrannen von Samos ereilte.

1861 und 1862 habe ich, als zweiter, d. h. wissenschaftlicher Direktor des Militärcollegiums, einen Theil derselben Gemächer bewohnt, in welchen wenige Jahre darauf Maximilian

sich niederließ. Im Sommer 1853 war ich aber nichts weiter als einfacher Hauptmann, und als solcher hatte ich mich meinem Vorgesetzten, dem Direktor der Anstalt, vorzustellen.

Es war dies ein General des Geniecorps, Don Mariano Monterde, ein schon ältlicher, behäbiger Herr, mehr Gelehrter denn Militär und vielleicht gerade darum mir von der ersten Begegnung an sympathisch. Auch ich erlangte schnell sein Wohlwollen und sah mich jederzeit augenscheinlich vor den übrigen ihm unterstehenden Officieren bevorzugt. Infanteriehauptmann und Chef der ersten Alumnen-Compagnie war damals der spätere Präsident der Republik Don Miguel Miramon.

Die Familie Miramon ist französischen Ursprungs und gehörte dem bearnesischen Adel an. Als solche führte sie den in der Geschichte Frankreichs bisweilen genannten Namen Miremont. Im sechszehnten Jahrhundert übersiedelte dieselbe nach Spanien und änderte dort ihren Namen. Der Großvater von Miguel kam als Adjutant eines der letzten Vicekönige nach Mexiko. Dessen Sohn blieb im Lande, verheirathete sich mit einer Mexikanerin und stieg in der Republik bis zum Range eines Generals auf. Ich habe ihn persönlich gekannt; er war ein durchaus unbedeutender Mensch.

Miguel, sein zweiter Sohn, trat sehr jung in die Militärschule ein. Weder durch Fleiß noch durch gute Führung zeichnete er sich aus; im Gegentheil. Das Einzige, was er erlernte, war die Infanterietaktik. Seine theoretischen Kenntnisse von dieser Waffe beschränkten sich aber darauf, daß er das ganze Lehrbuch, welches für den Unterricht derselben diente, auswendig wußte; seine praktischen, eine Compagnie, höchstens ein Bataillon, exerciren und manövriren zu lassen.

Als ich ihn 1853 kennen lernte, war er erst zwanzig Jahre alt. Sein schnelles Avancement bis zum Hauptmann verdankte er hauptsächlich dem Muthe, welchen er 1847 bei dem Sturme der Amerikaner auf Chapultepec bewiesen hatte. Er selbst erzählte

mir, daß er, obgleich noch Knabe, mit einer kleinen Schaar gleich tapferer Schüler von Zimmer zu Zimmer vor den eindringenden Feinden sich zurückziehend, mehrere aus nächster Nähe niedergeschossen habe, selbst aber unverwundet davon gekommen sei.

Kühnheit war ihm nicht abzusprechen, oft steigerte sie sich bis zur Tollkühnheit. Von früher Jugend an schien er das audaces fortuna juvat sich zum Lebensmotto gewählt zu haben. Auch fehlte es ihm keineswegs an natürlicher Intelligenz, nur war sie ungenügend ausgebildet. Seine hervorragendste und bis in Kleinigkeiten zu Tage tretende Eigenschaft war ein maßloser Ehrgeiz. In einem von Bürgerkriegen zerrissenen Lande konnte er mit solcher Charakteranlage wohl hoffen, Erfolge zu erringen, und er hat sie errungen, allerdings nur vorübergehend. Immerhin aber wird sein Name in der Geschichte genannt werden, in Europa hauptsächlich deshalb, weil er an der Seite Maximilian's auf dem Cerro de las Campanas bei Querétaro sein Leben beschloß.

Miramon war von kleiner Statur, unter Mittelgröße, aber wohl proportionirt. Seine Gesichtszüge verleugneten nicht die südfranzösische Abstammung. Dunkles Haar, ein kleiner dunkler Schnurr- und Knebelbart, dunkle lebhaft funkelnde Augen, dazu ein wohlgeformter Mund mit vollen, sinnlichen, oft spöttisch aufgeworfenen Lippen und blendend weißen Zähnen — im Ganzen eine hübsche, aber keineswegs anziehende Erscheinung. In seinen Blicken lag oft etwas Kaltes, Lauerndes, ja Grausames; von Herzensgüte keine Spur. Merkwürdigerweise war er aber dabei, 1853 wenigstens, nicht kindlich — das war er wohl niemals gewesen — wohl aber kindisch geblieben. Seinen Schülern gegenüber vergaß er nicht selten, die Würde seiner Stellung als Vorgesetzter gebührendermaßen zu wahren, so daß ich wiederholt ihm leise zurufen mußte: „no sea V. tan niño, Miguel“ — seien Sie doch nicht so kindisch, Michel. Wenn aber jene durch ihn veranlaßt dann ihrerseits vielleicht die Schranken der Subordination

ein wenig überschritten, so kehrte er plötzlich den Hauptmann hervor und ließ Strafen auf die Unvorsichtigen niederregnen.

Mich empfing er bei der ersten Vorstellung mit ziemlicher Reserve. Er wollte erst sehen, ob ich nicht etwa ihm im Lichte stehen würde. Als er sich aber überzeugte, daß ich mich ausschließlich meinen Berufspflichten widmete und meine freie Zeit damit verbrachte, durch eifriges Studium meine militärischen Kenntnisse zu vervollständigen, so trat er mir allmälig näher. Immerhin herrschte jedoch nur eine oberflächliche Kameradschaft zwischen uns Beiden. Unsere Ansichten stimmten in den seltensten Fällen überein. Auch war er mir zu jung. In jenem Alter machen sieben Jahre mehr oder weniger einen gewaltigen Unterschied.

Als in Gegenwart des gesammten militärischen Personals des Militärcollegiums, der Officiere und Alumnen, mir vom Direktor die zweite Compagnie übergeben wurde, richtete ich, nach vorher eingeholter Erlaubniß desselben, eine Ansprache an meine zukünftigen Schüler, deren spanischen Wortlaut ich zufällig unter meinen Papieren gefunden habe. Ich sagte:

„Meine jungen Freunde! Die Laufbahn, in welche Ihr eingetreten seid, ist, so zu sagen, die Verkörperung eines Wortes, eines Princips — der Ehre. Ich werde deshalb nicht müde werden, Euch immer von Neuem dieses Wort zu wiederholen, denn in dem Sinne, welches es unter uns haben muß, umfaßt es alle Pflichten, die Ihr zu erfüllen habt, um den Namen eines tüchtigen Militärs zu verdienen. Ein Militär von Ehre kann nicht feige sein, selbst wenn er des natürlichen Muthes ermangeln sollte, das Ehrgefühl wird diesen Mangel ersetzen. Stets wird er zur Vertheidigung des Schwachen herbeieilen und sich milde und großmüthig dem Besiegten gegenüber benehmen. Der Muth, welcher die Ehre zur Quelle hat, ist nothwendig gepaart mit Milde. Ein Militär von Ehre kann nicht lügen, denn die Lüge ist nichts als eine moralische Feigheit. Er wird nie sein Wort brechen,

ein einfaches Versprechen gilt für ihn ebensoviel wie der heiligste Eid. Er wird treu alle seine Obliegenheiten, wie schwer sie auch sein mögen, erfüllen, indem er seine Vorgesetzten achtet und ihnen gehorcht. Dazu hat er sich verpflichtet und kann hierin nicht fehlen, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten. Gleichzeitig aber wird er ohne Rauhheit und stets würdevoll seine Untergebenen behandeln. Sogar im gemeinen Soldaten wird er einen Kameraden erblicken, der gleich ihm der Ehre theilhaftig wurde, zur Vertheidigung des Vaterlandes berufen zu sein. Ueberall wird er den äußeren Anstand wahren; auch hieran erkennt man, daß er in der Schule der Ehre erzogen wurde. Wer selbst sich achtet, zwingt die Andern zur Achtung.

„Seit ihrem Ursprung ist deshalb die militärische Laufbahn eine ausgezeichnete gewesen. Man setzt eben voraus, daß Diejenigen, welche sie erwählen, alle Handlungen ihres Lebens nach den strengsten und zartesten Vorschriften der Ehre zu regeln wissen werden. Außerdem erwartet der Militär seine höchste Belohnung von der Ehre. Wenn er sein Blut zur Vertheidigung des Vaterlandes oder der Menschheit vergießt, so thut er es sicher nicht um der Löhnung willen, welche die Nation für ihn ausgeworfen hat. Das hieße ihn zum Söldling herabwürdigen. Er schlägt sich heldenmüthig, er achtet nicht der erhaltenen Wunden, er geht furchtlos dem Tode entgegen, nur um einen Lorberkranz zu erringen.

„Schreibt also dieses heilige Wort auf Eure Fahnen, und wenn Ihr unverwandt Eure Blicke darauf richtet, so werdet Ihr Euch der Auszeichnung würdig machen, welche das Vaterland Euch dadurch hat erweisen wollen, daß es Euch in diese militärische Pflanzschule aufnahm. Sollte ich irgendwie Euch bei Euren edlen Bestrebungen nützen können, so werde ich glauben, meinem neuen Vaterlande, das mich auf diesen Posten gestellt hat, die Schuld der Dankbarkeit abgetragen zu haben."

Auf Befehl des Generals Monterde wurde meine An-

sprache, die augenscheinlich Eindruck auf die Alumnen, durchschnittlich junge Leute von 14 bis 18 Jahren, gemacht hatte, im Tagesbefehl veröffentlicht. Alle Officiere beglückwünschten mich dazu. Nur Miramon sagte mit der quäkenden Stimme, die er bei gewissen Gelegenheiten anzunehmen beliebte, und welche nicht unähnlich der einstmals — oder auch jetzt noch? — von den preußischen Gardeofficieren cultivirten Sprechweise war:

„Schade um die Mühe, die Sie sich gemacht haben! Verstanden hat Sie doch Keiner."

Meine Thätigkeit im Militärcollegium gewährte mir große Genugthuung. Wenn ich Kriegsgeschichte vortrug, verstand ich immer die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer auf diejenigen Episoden zu lenken, in welchen, inmitten des wüsten Lagerlebens, ja inmitten des alle schlechten Leidenschaften im Menschen wach rufenden Schlachtgetümmels Züge edler Menschlichkeit hervorgetreten waren. Immer stellte ich den Krieg als ein Uebel dar, wenn auch als ein oft unvermeidliches. Ich tadelte alle Eroberungskriege und erklärte gerecht nur die zur Vertheidigung des eigenen Landes gegen eine fremde Invasion unternommenen. Wenn die Stunde des Unterrichts abgelaufen war, und ich meinen stets frei gehaltenen Vortrag schloß, konnte ich häufig bemerken, wie gern meine mir mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörenden Schüler noch länger meinen Worten gelauscht hätten.

Mein Strafsystem war ein äußerst mildes. In der Regel ließ ich nach einem ersten Fehler den Schuldigen auf mein Zimmer kommen, um unter vier Augen ihm sein Vergehen vorzuhalten. Zeigte er dann Reue, so nahm ich ihm mit Handschlag das Versprechen ab, nicht wieder ein gleiches zu begehen. Selten verstieg ich mich zu einer öffentlichen Rüge. Ich wußte aus meiner Schülerzeit, daß nichts leichter als eine solche das empfindliche Ehrgefühl abstumpft, also anstatt zu nützen, schadet. Zu härteren Strafen, wie sie durch das Reglement gestattet waren, brauchte ich fast niemals meine Zuflucht zu nehmen.

Nach wenigen Monaten schon war meine Compagnie eine Mustercompagnie geworden. Viele meiner früheren Schüler, von denen manche mir in der hierarchischen Ordnung zuvorgekommen und gegenwärtig Brigade- ja Divisionsgenerale sind, während ich auf den Schulterblättern meiner freilich selten mehr angelegten Uniform immer nur noch den einsamen Stern des Obersten trage, gedenken heute noch mit Freude und Dankbarkeit an die Zeit zurück, wo sie in Chapultepec unter meinem Befehl standen, und nennen mich in Briefen wie in mündlicher Unterhaltung gern in altgewohnter Weise: „mi querido capitan“ — mein lieber Hauptmann.

Am Häufigsten erinnern sie sich der Kriegsspiele im freien Felde, welche ich eingeführt hatte, und in denen sie Gelegenheit fanden, außer von körperlicher Kraft und Gewandtheit, auch von Intelligenz Proben abzulegen. Häufig leitete ich diese Spiele persönlich. Eines Tages sah ich mich von einer mich verfolgenden Gruppe der Gegner beinahe eingeholt. Ich stand am Rande eines steilen Abhanges. Mit schnellem Blick maß ich die nicht unbeträchtliche Tiefe. Dann ein Sprung — ich war ein guter Turner geblieben — und ich war ihnen entkommen, obwohl ich mir das eine Bein verletzt hatte. Keiner wagte es, mir nachzuspringen. Lange Jahre hindurch behielt jener Abhang den Namen: el salto del capitan — der Sprung des Hauptmanns.

Kaum ein Jahr verblieb ich damals in Chapultepec. Dann begab ich mich, mit in mein Fach als Genieofficier fallenden Missionen betraut, zuerst nach dem Isthmus von Tehuantepec, später nach San Juan de Ulua und Veracruz. Auch Miramon verließ 1854 die Anstalt, um als Major in ein Infanterie-Bataillon einzutreten Als 1855 Santa-Anna's Diktatur zusammenbrach, war er bereits Oberstlieutenant.

Von 1854 bis Anfangs 1860 bin ich nur vorübergehend mit Miramon zusammengetroffen. Ein echter condottiere, hatte er bald eingesehen, daß zu jener Zeit in Mexiko am Schnellsten

eine hohe Stellung zu erreichen und Geld zu machen sei durch pronunciamientos. Kaum hatte General Don Ignacio Comonfort nach dem freiwilligen Rücktritt des General Alvarez den Präsidentensitz eingenommen, so brach im Dezember 1855 eine klerikal-conservative Rebellion in dem Bergstädtchen Zacapoaxtla aus. Anlaß oder Vorwand dazu bot das von Juarez als Justizminister unterzeichnete und nach seinem Namen benannte Gesetz, durch welches die fueros, die Privilegien, in deren Genusse sich bis dahin der Officierstand und die Geistlichkeit befunden hatten, abgeschafft wurden. Ich und mit mir viele ehrenhafte Officiere hielten es für durchaus überflüssig, daß uns eine gesetzlich sanctionirte Ausnahme- nnd Vorzugsstellung im Staate angewiesen sei. Wir fürchteten nicht mit den Gerichten in Conflikt zu gerathen, und sollte Dieses unglücklicherweise einmal geschehen, nun, so durften wir nicht zweifeln, daß auch vor bürgerlichen Richtern wir zu unserm Rechte kommen würden. Militärgerichte sind einzig und allein für specifisch militärische Vergehen statthaft, in ihrem Vorgehen müssen aber auch sie die im gemeinen Recht zur Geltung gelangten Grundsätze der Oeffentlichkeit, der Mündlichkeit, der weitesten Vertheidigungsfreiheit u. s. w. befolgen.

Die ultrareaktionäre und ultraclerikale Stadt Puebla, von deren Gebäuden damals über dreiviertel der todten Hand angehörten, deren Einkünfte aber von den Händen der sehr lebendigen Geistlichkeit zu ihrem eigenen Vortheile verwendet wurden, fiel durch Ueberrumpelung in den Besitz der pronunciados. Miramon that sich bei dieser Gelegenheit wie später im März 1856 in der Schlacht bei Ocotlan durch seine Tapferkeit hervor. Als Puebla durch die Truppen Comonfort's zurückgewonnen wurde, mußte er einige Monate hindurch das abenteuerliche Leben eines guerrillero führen. Gefangen genommen, gelang es ihm schon im Monat Oktober zu entfliehen. Ein zweites, mit dem Gelde des Clerus unternommenes pronunciamiento, an dem er

mitwirkte, wurde noch schneller niedergeworfen als das erste; wiederum mußte er sich verstecken.

Da beging Comonfort die verbrecherische Unklugheit, die vom constituirenden Congreß ausgearbeitete und von ihm selbst am 5. Februar 1857 beeidigte und promulgirte Verfassung, weil sie mit ihren allzu liberalen Bestimmungen angeblich für das mexikanische Volk noch nicht passe, mittelst des sogenannten plan de Tacubaya am 16. Dezember des nämlichen Jahres zu suspendiren. Durch diesen Akt wurde ein neuer Bürgerkrieg, blutiger und furchtbarer als alle bisherigen, heraufbeschworen. Miramon's Weizen blühte. Das conservative Element in der Armee nahm sofort Stellung gegen die trotz seiner Felonie Comonfort treu gebliebenen Truppen. In den Straßen der Hauptstadt selbst kam es zum Kampfe. Beim Sturm auf die Acordada, das Stadtgefängniß, war Miramon einer der Tapfersten. Die Conservativen siegten. Der von ihnen zum Präsidenten erwählte General Zuloaga verlieh dem erst fünfundzwanzigjährigen Miramon den Grad eines Obersten. Als solcher nahm er Theil an mehreren Schlachten gegen die liberalen Truppen, welche für Don Benito Juarez als verfassungsmäßigen Vice-Präsidenten der Republik eingetreten waren. Dank seiner unermüdlichen Thatkraft, seinem Muthe und seinem Selbstvertrauen blieb der Sieg fast immer auf Seiten der Conservativen. Das Prestige Miramon's war in rapidem Wachsthum begriffen, um so mehr, als sein einziger ernst zu nehmender Rival, der ritterliche General Osollo, in Folge einer ursprünglich leichten Wunde, die er in dem Treffen bei La Magdalena nahe Querétaro erhalten hatte, auf etwas verdächtige Weise gestorben war.

Hier schiebe ich die eigenthümliche Heirathsgeschichte Miramon's ein.

Schon als Lieutenant im Militärcollegium hatte er die Bekanntschaft eines jungen Mädchens gemacht, Maria de la

Concepcion Lombardo oder nach spanischer Mode abgekürzt Concha Lombardo. Sie war mit ihm von gleichem Alter, nicht gerade hübsch, doch von vornehmem Aussehen und Auftreten, dabei sehr klug, sehr berechnend, sehr energisch und womöglich noch ehrgeiziger als ihr Verehrer. Zuerst vertröstete sie ihn mit seinen Bewerbungen auf den Moment, daß er die Kapitänsepauletten auf den Schultern haben würde. Als er diese erreicht und die Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens forderte, erklärte sie, nur die Frau eines Majors werden zu wollen. So hielt sie ihren auffallenderweise durch dieses wiederholte Hinausschieben nicht erkalteten Liebhaber von Grad zu Grad hin, bis sie endlich im Herbst 1858, nachdem Miramon in Folge des bei Ahualulco nahe der Stadt San Luis Potosi über den damals liberalen General Vidaurri davongetragenen Sieges die grüne Schärpe, in Mexiko das Abzeichen der Brigadegenerale, erlangt hatte, einwilligte sich mit ihm zu verheirathen.

Daß das Geschäft eines pronunciado und Revolutionärs wenigstens für die Hauptmatadore damals ein ziemlich einträgliches in Mexiko war, bewies folgender Umstand. Die Familie des alten Miramon war völlig mittellos; sie lebte allein von der Pension des in Ruhestand versetzten Vaters. Miguel hatte vom Militärcollegium her nichts als Schulden besessen. Sein Gehalt reichte niemals aus, um seine laufenden Ausgaben zu decken, noch viel weniger, um Rückstände abzutragen oder gar Ersparnisse zu machen. Da warf er sich wie ein kühner Schwimmer in die Revolution. Bei diesem Fischen à l'eau trouble mußte er nun wohl eine glückliche Hand gehabt haben, denn als er das lang ersehnte Jawort aus dem Munde seiner Concha erhalten hatte, legte er ein auf viele Tausend Pesos geschätztes Collier um ihren bräutlichen Hals. Woher hatte er das Geld, um einen so kostbaren Schmuck zu kaufen? fragte man allgemein. Die Antwort war nicht schwer zu geben.

Jene Frau hat durch ihre schlechten Rathschläge einen verhängnißvollen Einfluß auf die Handlungsweise ihres ohnedies wenig skrupulösen Mannes ausgeübt, einen ähnlichen wie Carlota auf Maximilian, wie Eugénie auf den altersschwach gewordenen Louis Napoléon mit ihrem: „je veux avoir ma guerre à moi“. Ich werde später noch Anlaß finden, von Concha Lombardo zu sprechen.

Die Phasen des Bürgerkrieges wurden immer verwickelter. Während Miramon im Staate Jalisco den General der Liberalen Don Santos Degollado, welchen seine eigenen Truppen „den Genius der Niederlage“ getauft, wiederholt geschlagen hatte, war inzwischen, angestiftet vom General Robles Pezuela, in der Hauptstadt eine neue Bewegung ausgebrochen, zu dem Zwecke, die beiden streitenden Parteien zu versöhnen. Das convenirte aber weder den Liberalen noch den Conservativen. Am Wenigsten war damit dem ehrgeizigen Miramon gedient. Mit dem schwächlichen Präsidenten Zuloaga konnte er umspringen, wie es ihm gefiel; mit dem energischen, hochgebildeten, talentvollen und welterfahrenen früheren Kriegsminister Arista's hätte er ein schwereres Spiel gehabt. Darum weigerte er sich nicht nur, dem plan de Navidad, wie man das von Letzterem aufgestellte politische Programm nannte, weil es am 24. Dezember 1858, am Weihnachtsabend — Navidad — proklamirt worden war, beizutreten und die darin ausgesprochene Absetzung Zuloaga's gutzuheißen, sondern er wies diesen Versöhnungsversuch als „aufrührerisch“ zurück. Er wollte den Liberalen nicht einmal den kleinen Finger darreichen, aus Furcht, daß sie die ganze Hand ergreifen könnten, noch viel weniger die Frucht seiner Siege verlieren.

An das Land richtete er einen Aufruf, in welchem er seinen unwandelbaren Entschluß kund gab, am plan de Tacubaya vom 16. Dezember 1857, der am 11. Januar 1858 unter Ausmerzung Comonfort's amendirt worden war, festzuhalten

und jede Auflehnung dagegen mit den Truppen, die unter seinem Befehl standen, zu bekämpfen. Auch als eine in der Hauptstadt zusammengetretene Notabeln-Versammlung ihn selbst mit 52 Stimmen gegen 46, welche Robles zufielen, zum provisorischen Präsidenten ernannte, nahm er diese Wahl nicht an, sondern begab sich in Eilmärschen von Guadalajara nach Mexiko zurück, um dort persönlich die politische Leitung in die Hand zu nehmen.

Als er am 21. Januar 1859 die Hauptstadt von Neuem betrat, war er bereits vollständig Herr der Situation. Bald ließ er alle Welt dies fühlen. Trotz seiner Jugend hegte er eine tiefe Verachtung für die Menschen, bemühte sich auch keineswegs dieses Gefühl zu verbergen. Mit einem bis zur Brutalität gehenden Hochmuth empfing er selbst Diejenigen, welche am Meisten zu seiner Erhebung beigetragen hatten. Besonderes Vergnügen bereitete es ihm, seine früheren Vorgesetzten zu demüthigen, welche eine Laune des Schicksals jetzt zu seinen Untergebenen gemacht hatte. Als der greise General Salas, der schon in den Unabhängigkeitskriegen rühmlich mitgefochten hatte und mehr denn einmal provisorischer Präsident der Republik gewesen war, ihm bemerkte, daß, wenn er Zuloaga zu halten beabsichtigte, er nirgends Unterstützung finden würde, antwortete Miramon:

„Ich zähle auf Niemanden; als einzige Unterstützung genügt mir mein Schwert.“

Andere ältere Generale mußten oft Stunden lang im Vorzimmer des Emporkömmlings warten, bevor es ihm beliebte, sie vorzulassen, und was trauriger ist, diese älteren Generale begnügten sich, ganz leise gegen den „muchacho — Burschen — zu murmeln und eine Faust in der Tasche zu machen, wagten es aber nicht, jenem sechsundzwanzigjährigen Tyrannen gegenüber ihre Würde zu behaupten.

Vornehmlich mußte unter Miramon's Rücksichtslosigkeit sein früherer Beschützer, der General Zuloaga, leiden. Nach-

dem er ihn feierlich als Präsidenten wieder eingesetzt, ließ er sich von ihm zum Divisionsgeneral und Oberkommandanten der gesammten Streitkräfte des Landes ernennen. Kaum war jedoch eine Woche verflossen, so zwang er Jenen zur Abdankung und ließ sich selbst mittelst eines Dekrets die oberste Gewalt unter dem Titel eines stellvertretenden Präsidenten abtreten.

Am 2. Februar 1859 theilte er dem Lande seine Rangerhöhung in einer Proklamation mit, in welcher er auch der eigenen Partei bittere Wahrheiten sagte. Er benützte diese ja überhaupt nur als Fußschemel, um emporzusteigen. Im Kreise seiner aus Lebemännern schlimmster Sorte gebildeten Camarilla, denen er die unpassendsten Vertraulichkeiten gestattete, war er der Erste, sich über die Religion, den Clerus, die conservativen Prinzipien und alle Diejenigen, welche sie vertheidigten, lustig zu machen. In der Macht erblickte er nur die Leichtigkeit, seine Launen zu befriedigen, ein opulentes Leben zu führen, von seinen Schmeichlern sich beweihräuchern zu lassen, alle Welt verachtungsvoll zu behandeln und sich ein möglichst rundes Vermögen zu erwerben, um eines Tages seinen Sturz leichter zu verschmerzen und die Verbannung angenehm zu gestalten, nach dem spanischen Sprichwort: Schmerzen mit Brot sind erträglich.

Was Hochmuth anbetrifft, war Ludwig XIV. von Frankreich, der gestiefelt und gespornt, mit der Reitpeitsche in der Hand, in den Sitzungssaal des Parlaments eintrat, sein Vorbild. Die Kunst, einen Theil der öffentlichen Gelder in seinen Privatbesitz übergehen zu lassen, hatte er nach anderen näher liegenden Vorbildern ebenfalls schnell und gründlich gelernt. Während der letzten Feldzüge hatten sich seine militärischen Kenntnisse einigermaßen erweitert, obgleich er seine Erfolge weniger seiner eigenen strategischen Geschicklichkeit als den Fehlern der minder geübten Gegner verdankte. In allen politischen, administrativen und nationalökonomischen Wissenschaften war er jedoch von krassester Unwissenheit. Vergebens hatte ich ihn bis-

weilen, als wir in Chapultepec zusammen waren, zur Lektüre angehalten.

„Ernste Bücher langweilen mich" — war seine stereotype Antwort. Auch später hatte er weder Zeit gefunden noch Lust empfunden, solche zu lesen.

Trotz dieser Unwissenheit wollte er allein regieren. Nur von zwei Personen ließ er sich leiten. Von seiner Frau, deren wahnsinniger Ehrgeiz von einer Kaiserkrone für sich und ihren Mann träumte, und vom General Don Antonio Corona, dem Pathen, Einige behaupten, dem Vater derselben. Dieser, ein Mann von abschreckender Häßlichkeit und mit den schlechtesten Instincten begabt, so daß er oft das Böse um des Bösen selbst willen that, dabei aber von großer Klugheit und im Besitze ausgebreiteter Kenntnisse, welche er während eines längeren Aufenthaltes auf französischen Lehranstalten, wie z. B. auf der polytechnischen Schule in Paris, sich angeeignet hatte, gab im Verein mit Concha Lombardo dem jungen Präsidenten die möglichst schlechten Rathschläge und trieb ihn an zu den willkürlichsten Maßregeln, zu den ungerechtesten Verfolgungen, zu den grausamsten Racheakten. Die von Miramon ernannten Minister waren ohne allen Einfluß.

Ich hatte Corona schon 1854 und 55 in Veracruz kennen gelernt; unter Santa-Anna war er dort Generalcommandant. Auffallenderweise benahm er sich mir, seinem Untergebenen, gegenüber äußerst rücksichtsvoll, ja er zeichnete mich sogar zu wiederholten Malen aus, so, indem er mir beim Ausbruch einer Militärverschwörung ein wichtiges Truppen-Commando anvertraute, obgleich mir als Leiter der Festungsarbeiten ein solches eigentlich gar nicht zukam.

Eine spaßhafte Anekdote fällt mir aus jener Zeit ein.

Ein ungarischer Israelit, der angeblich seine ärztlichen Studien auf der Wiener Universität absolvirt, später, nachdem sein deutscher Name mit wörtlicher Uebersetzung von ihm magy-

arisirt worden war, an der Revolution unter Kossuth sich betheiligt und schließlich diesen nach den Vereinigten Staaten begleitet hatte, war vom Generalarzt Adolfo Hegewisch, einem Deutschen von Geburt und Intimus Santa-Anna's, in das mexikanische militär-ärztliche Corps aufgenommen worden. Er beabsichtigte sich mit einer Jüdin aus Canada nach katholischem Ritus zu verheirathen und hatte diese nebst ihrem Bruder zu diesem Zwecke nach Veracruz kommen lassen. Auch in Mexiko ist es Sitte, daß bei der Trauungsceremonie dem Brautpaar Zeugen zur Seite stehen. Man bemüht sich in der Regel, diese aus möglichst hohen Kreisen zu wählen.

Naphegyi, alias Sonnenberg, übrigens ein außerordentlich begabter, pfiffiger, verschmitzter, mit allen Hunden gehetzter und trotzdem au fond gutmüthiger Mensch, wandte sich an General Corona mit der Bitte, ihm bei jenem feierlichen Akte zu assistiren. Dieser, der keine hohe Meinung von Naphegyi's Charakter hatte, machte anfänglich Ausflüchte.

„Wie leid thut mir dies, mein General, denn die erste Dame der Stadt, Señora Esteva, hat mir bereits zugesagt, madrina sein zu wollen.“

„Ah, Señora Esteva hat bereits zugesagt?“ erwiderte Corona. „Nun dann können Sie auch auf mich zählen.“

Mit diesem Versprechen begab sich Naphegyi zu jener Dame, welche er kaum kannte, erzählte ihr, daß Corona sein padrino sein werde und bat sie daraufhin, neben ihm als Zeugin zu fungiren. Natürlich weigerte sie sich nicht.

Erst nach der Trauung entdeckten padrino und madrina, durch welche Kriegslist Naphegyi ihre Mitwirkung erschwindelt hatte.

Auf Corona's Antrieb unternahm Miramon am 16. Februar 1859 eine Expedition gegen Veracruz, woselbst Don Benito Juarez seinen Regierungssitz aufgeschlagen hatte. Das dazu erforderliche Geld hatte er sich durch eine außerordent-

liche Anleihe von einem Procent auf alle beweglichen Kapitalien, einheimische wie fremde, verschafft, ohne sich im Geringsten um die diplomatischen Reklamationen, welche ja nicht ausbleiben konnten, zu kümmern. Für die Dauer seiner Abwesenheit von der Hauptstadt vertrat ihn dort, mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet, Corona. Alle Bemühungen Miramon's, den befestigten Hafenplatz in seine Gewalt zu bekommen, scheiterten an der energischen Vertheidigung der Besatzung und der freisinnigen Bevölkerung. Das absichtlich mehr gegen die Stadt als gegen deren Forts gerichtete Bombardement blieb wirkungslos; die Belagerung mußte aufgehoben werden.

Inzwischen hatten sich die im Innern unter Degollado gesammelten liberalen Streitkräfte der Hauptstadt genähert und bedrohten diese ernstlich. In zwei Schlachten durch den General Leonardo Márquez geschlagen, am 2. April in der Vorstadt San Cosme, sowie am 11. und 12. bei dem nicht ganz eine deutsche Meile von Mexiko entfernten Tacubaya, mußten sie sich in wilder Flucht zurückziehen. Im Augenblick des Sieges traf Miramon auf dem das Schlachtfeld beherrschenden, von den Feinden bereits wieder geräumten Schlosse Chapultepec ein. Sein erster Befehl war, sämmtliche gefangene Officiere, 200 an der Zahl, zu erschießen. Die Ordre war auf einem Blättchen Briefpapier geschrieben, welches die Chiffre von Concha Lombardo trug. Márquez, obwohl gewiß kein weichherziger Mensch, ließ es bei der Exekution von 17 Gefangenen bewenden. Unter ihnen befanden sich ein junger Dichter Diaz Covarrubias, der nur als Militärarzt an dem Kampfe theilgenommen hatte, der General Lazcano und mehrere französische und englische Officiere. Márquez ist von dieser Hinrichtung der Beiname des „Schlächters von Tacubaya" geblieben, und sein Vorname Leonardo wurde in Leopardo umgewandelt. Der wahre Urheber jener Blutthat war jedoch Miramon.

Trotz dieser unerwarteten Siege begann sein Stern ein wenig

zu erbleichen. Wohl gelang es ihm und seinen Generalen noch wiederholt die liberalen Truppen zu schlagen; keiner dieser Siege, auch der scheinbar glänzende von ihm selbst bei Estancia de las Vacas im November 1859 über ein numerisch überlegenes Heer davongetragene, war jedoch ein entscheidender. Miramon sah ein, daß durch den siegreichen Säbel die Idee der Freiheit und des Fortschritts, wie sie, wenn auch bis dahin sehr unvollkommen, in der Regierung von Juarez verkörpert war, nicht getödtet werden könne. Er versuchte es deshalb mit der Verleumdung.

Juarez hatte in Veracruz mit dem Vertreter der Vereinigten Staaten Mac Lane einen allerdings bedenklichen Vertrag abgeschlossen, durch welchen der Regierung von Washington bei gewissen Eventualitäten eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Mexikos zugestanden wurde, wenn derselbe auch nicht, wie man fälschlich behauptete, eine Gebietsabtretung involvirte. Diesen Vertrag nahm nun Miramon zum Vorwand, um am 1. Januar 1860 von Guadalajara aus eine Proklamation gegen den angeblichen Landesverrath von Juarez zu erlassen.

Darin hieß es: „Durch die Vorsehung an die Spitze der Nation berufen, bin ich tief von der Verantwortlichkeit durchdrungen, welche in einer so ernsten Krisis auf mir lastet. Es handelt sich darum, das Land zu retten. Weder mein Alter noch meine Kenntnisse befähigen mich, eine so schwierige Aufgabe zu erfüllen. In der Stellung aber, welche ich an der Spitze der Regierung und der Armee einnehme, würde es meine Pflicht sein, diese Aufgabe durchzuführen, wenn der Krieg einen anderen Charakter annähme und neue Schwierigkeiten darböte. Gott hat mir im Bürgerkrieg den Sieg verliehen. Ich hoffe, daß er mir ihn auch in einem gerechteren, edleren und heiligeren, für die Unabhängigkeit meines Vaterlandes, für die Vertheidigung seiner Religion und für die Unversehrtheit seines Gebiets zu unternehmenden Kriege verleihen wird."

Hohle Phrasen! Miramon wußte sehr wohl, daß er nicht in die Lage kommen werde, das Schwert gegen die Amerikaner zu ziehen. Was er mit der Proklamation bezweckte, war allein, dem Gegenpräsidenten einen Theil seiner Volksthümlichkeit zu rauben.

Als Triumphator kehrte er im Januar 1860 aus dem Innern nach Mexiko zurück und erklärte, dort sei die Ruhe vollständig wiederhergestellt. Am 8. Februar marschirte er zum zweiten Male mit 8000 Mann gegen Veracruz; am 1. März langte er vor dem Platze an. Da aber wenige Tage später zwei spanische Schiffe, die ihm Lebensmittel für seine Truppen zuführen sollten, nahe der Küste von dem amerikanischen Kriegsdampfer „Saratoga" gekapert worden waren, dessen Commandant hierdurch die Einmischung Spaniens zu Gunsten der Reaktion verhindern wollte, so mußte Miramon abermals seine Operationen gegen Veracruz einstellen. Vorher versuchte er mit Juarez in Unterhandlungen zu treten. Behufs Herbeiführung eines definitiven Friedens schlug er eine Vermittlung Englands, Frankreichs, Spaniens, Preußens und der Vereinigten Staaten vor, Juarez weigerte sich jedoch darauf einzugehen.

Für die Regierung in der Hauptstadt machte sich mittlerweile der Geldmangel von Tage zu Tage fühlbarer. Im Verlauf weniger Monate hatte sie hauptsächlich den fremden Bewohnern des Landes nacheinander drei Zwangsanleihen auferlegt mit für jeden Einzelnen im voraus genau festgesetzten Beträgen. Um diese Zeit schloß sie auch mit dem Schweizer Banquier Jecker den berüchtigten Vertrag ab, durch welchen diesem für Uniformen, Waffen und eine verhältnißmäßig geringe Summe in baarem Gelde Bons in der Höhe von beinahe 13 Millionen ausgehändigt wurden, jenen Vertrag, dessen Nichtanerkennung durch Juarez später als Hauptvorwand für die französische Intervention diente, da Jecker sich nachträglich in Frankreich hatte naturalisiren lassen und es ihm gelungen war, durch Geldversprechungen die maß-

gebenden Persönlichkeiten am Hofe Louis Napoléon's, wie z. B. dessen Cousine, die Prinzeß Mathilde, und dessen Halbbruder, den Herzog von Morny, für das Unternehmen zu gewinnen.

Ich behalte mir vor, mich mit dieser Schmutzgeschichte geeigneten Orts eingehender zu beschäftigen.

In diesem Falle erlitt das bekannte französische Sprichwort: „point d'argent, point de suisse“ eine Umwandlung. Es müßte heißen: point de suisse, point d'argent. In der That, ohne den Hals über Kopf naturalisirten und überdies mit dem Orden der — napoleonischen — Ehre dekorirten Schweizer Banquier Jecker konnte die auri sacra fames, der glühende Golddurst der maßgebenden, nach fetten Provisionen lüsternen Persönlichkeiten am Hofe des Dezember-Kaisers nicht gestillt werden.

Durch ein am 9. Mai in den Straßen Mexikos angeheftetes Dekret hatte General Zuloaga die oberste Gewalt zurückverlangt. Mit ihm machte aber Miramon kurzen Prozeß. Er ließ das Haus, in dem Jener wohnte, von Truppen umzingeln, den wirklichen Präsidenten der Republik, dessen Substitut er ja nur war, festnehmen und nach dem Regierungspalast überführen, packte ihn dann sofort in einen Wagen und fuhr mit ihm zusammen davon. Ein Spottlied besang „el rapto de la niña Zuloaga“, die Entführung des Fräuleins Zuloaga, und wenn es diesem auch später gelang, sich den Armen seines Entführers zu entwinden, kein Mensch wollte seit jenem lächerlichen Ereigniß ihn mehr ernst nehmen.

Aber auch die glühendsten Anhänger Miramon's, welche ihm bisher die schmeichelhaftesten Beinamen gegeben, ihn einen zweiten Judas Makkabäus genannt hatten, den die Hand des Herrn berufen, um seine heilige Kirche gegen die Gottlosen und Ketzer zu vertheidigen, die nicht genug Worte zu finden gewußt, um seine Charakterfestigkeit, seine Vaterlandsliebe und seine

staatsmännische Begabung zu preisen, die ihn als Retter Mexikos gefeiert und, mit Anspielung auf seinen Vornamen, als Erzengel Michael, der den Teufel — Juarez — niedergeworfen habe: selbst diese Leute sahen schließlich ein, daß eine allein auf den Spitzen der Bajonette aufgerichtete Regierung eine sehr schwankende sei, und daß ein ernstlicher Mißerfolg auf dem Schlachtfelde hinreichen müsse, sie nicht nur zu erschüttern, sondern zu Fall zu bringen.

Dieser Mißerfolg traf ihn am 8. August bei Silao im Staate Guanajuato. Ein General, Neuling im Waffenhandwerk, Don Jesus Gonzalez Ortega, schlug ihn mit seinen Miliztruppen auf das Haupt. Es war das erste Mal in seiner Laufbahn, daß Miramon persönlich eine Niederlage erlitt. In einer neuen Proklamation mußte er selbst bekennen, daß noch nie die Republik — d. h. seine Regierung — sich in so gefährlicher Lage befunden habe als damals. Nur wenn alle guten Mexikaner sich um sie schaaren würden, könnten sie noch hoffen, von der Vorsehung das Heil des Vaterlandes zu erlangen. Ein neu ernanntes Ministerium, in welchem aber der schlimme General Corona als Kriegsminister verblieb, vermochte den Zusammenbruch der Herrschaft Miramon's nur für kurze Zeit aufzuhalten. Die Liberalen, welche es nach jeder Niederlage ermöglicht hatten, sich schnell wieder zu erholen und neue Truppen auszuheben, marschirten wiederum, vom Innern des Landes kommend, auf die Hauptstadt zu. Miramon eilte ihnen, nachdem er vorher durch einen Handstreich die sich in Toluca befindlichen Generale Degollado und Berriozabal zu Gefangenen gemacht hatte, dreißig Leguas weit mit über 8000 Mann und 30 Geschützen bis zum Dorfe San Miguel Calpulalpam entgegen. Dort kam es am 22. Dezember 1860 zur Entscheidungsschlacht. Wieder stand Miramon dem liberalen General Gonzalez Ortega gegenüber. Nach blutigem sechsstündigen Ringen waren die conservativen Truppen zersprengt. Miramon ließ

die Trümmer seiner Armee im Stich und entfloh nach Mexiko. Dort verweilte er nur so lange, um den Rest der zur Bezahlung der englischen Bondsholders bestimmten 600,000 Pesos, die er gewaltsam aus dem englischen Gesandtschaftsgebäude hatte fortführen lassen, unter seine Freunde, sich selbst natürlich den Löwenantheil sichernd, zu vertheilen. Gerade um Mitternacht des Weihnachtsabends zog er, von seiner Frau, seinem Kinde und einigen Freunden begleitet und seine Schätze mit sich schleppend, durch die östliche garita hinaus, um sich nach Europa einzuschiffen, während die Avantgarde der Liberalen durch die nördliche garita in die Hauptstadt einrückte.

Namentlich während des soeben kurz von mir beschriebenen dreijährigen Bürgerkrieges war die Lage der ehrenhaften Officiere des stehenden Heeres in Mexiko eine überaus schwierige gewesen. Bisher hatte es als Regel gegolten, daß sie stets diejenige Regierung anerkannten und sich ihr zur Verfügung stellten, welche sich in der Hauptstadt des Landes festgesetzt hatte. Sie hielten sich von aller Politik fern, sie wollten allein dem Vaterlande dienen; und da ich mir noch kein klares Bild weder von der Gesammtlage der Nation noch von den verschiedenen Parteischattirungen zu bilden vermocht, so zog ich es vorläufig vor, ihrem Beispiel zu folgen. Das verderbliche pronunciamiento-Machen überließ man den abenteuerlichen Elementen, welche sich in die Reihen der Armee eingeschlichen hatten, hauptsächlich diesem oder jenem von Ehrgeiz verzehrten General. In solcher Weise handelten jene Officiere auch, als durch den plan de Tacubaya ein neuer Kampf zwischen den Conservativen und den Liberalen entbrannt war. Um so natürlicher war dies, als Letztere zunächst gar keine reguläre Armee besaßen und ihre Streitkräfte aus in Eile zusammengerafften Guerrillas bestanden, deren Personal, mit seltenen Ausnahmen, ein wenig Vertrauen erweckendes war.

Die Freiheit bediente sich auch in Mexiko, wie sie es in an-

dern Ländern ebenfalls häufig gethan hat, um zum Siege zu gelangen, weder immer der besten Menschen noch der besten Mittel.

Ich befand mich beim Ausbruch jenes Bürgerkrieges außerhalb des Landes. In Folge einer Intrigue war ich 1856 meiner Stellung als Genie-Commandant von Veracruz enthoben und nach dem Staate Yucatan versetzt worden. Dort wurde mir jedoch keine amtliche Thätigkeit zugewiesen, so daß ich meine Zeit damit hinbrachte, die interessanten Ruinen aus vorspanischer Zeit, namentlich die von Izamal und Uxmal, zu besuchen, die eigenthümliche Sprache der dortigen Urbevölkerung, der Mayas, zu studiren und die topographischen Aufnahmen für den projektirten Bau der Eisenbahn von der Hauptstadt des Staates, Mérida, nach dem neu anzulegenden, gegenwärtig florirenden Hafen Progreso zu leiten. Die kleinlichen Verfolgungen dauerten inzwischen fort, und ich hielt es für klüger, eine Zeit lang die Republik zu verlassen. Ich ging nach Habana. Erst im Frühling 1858 trat ich die Rückreise nach Mexiko an, landete im Hafen von Tampico und begab mich von dort nach der Hauptstadt, um mich der Regierung vorzustellen. Noch vor Ende des Jahres wurde mir unter Verleihung der Oberstlieutenantcharge das Commando über das damals in Toluca in Garnison stehende, bis auf den heutigen Tag als Elitecorps betrachtete Sappeur-Bataillon zuertheilt. Ich ließ es mir angelegen sein, es dieser ehrenden Bezeichnung immer würdiger zu machen.

Meine Officiere, für welche ich nach preußischer Mode eine gemeinschaftliche, von mir präsidirte Mittagstafel eingerichtet hatte, zeichneten sich in kurzer Zeit auf das Vortheilhafteste vor den übrigen Kameraden aus. Auch in gesellschaftlicher Hinsicht. Nur wurde ihnen, mit einigem Rechte, fürchte ich, da sie fast durchgehends charmante und elegante Herren waren, denen die weiblichen Herzen zuflogen, der Beiname: „el terror de los maridos“ — der Schrecken der Ehemänner — gegeben.

Ebenso eifrig kümmerte ich mich um die Ausbildung der

Leute. Den Kaplan, welchen ich in meinem Bataillon hatte, einen dicken, faulen Franziskanermönch, zwang ich, damit er doch etwas für das ihm gezahlte Gehalt thue, sie im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Da ich die Lektionen persönlich überwachte, waren die Resultate ganz zufriedenstellend. Ueberhaupt begnügte ich mich nicht mit der schablonenmäßigen Drillung, sondern suchte die Grundsätze, welche ich am Eingang dieser Skizze über Truppenerziehung entwickelt habe, praktisch auszuführen. Leider fehlte es mir an der nöthigen Zeit, um meine Aufgabe zu vollenden, denn bald mußte ich mit meinem vorwiegend zum Infanteriedienst verwendeten Corps ins Feld rücken und nahm Theil an einer Reihe von Schlachten und Gefechten.

In lebhafter Erinnerung ist mir das Anfangs 1859 gelieferte Treffen von Calamanda geblieben. Des Morgens früh um 6 Uhr begann der Kampf; erst als die Sonne hinter den Bergen versank, wurde er eingestellt, ohne jedoch eine Entscheidung herbeigeführt zu haben. Am nächsten Morgen sollte weiter gekämpft werden; statt dessen wurde jedoch der Rückzug befohlen. Ich hatte bei einbrechender Dunkelheit die Ordre erhalten, mit meiner stark mitgenommenen Truppe eine bewaldete Anhöhe zu besetzen und unter allen Umständen zu verhindern, daß der Feind während der Nacht sich derselben bemächtige. Meine Leute waren erschöpft; der geringe Mundvorrath, den sie im Tornister mit sich führten, aufgezehrt. Die sonst so muthig und geschickt die Verproviantirung besorgenden soldaderas, Soldatenweiber, durften wegen der Nähe des Feindes nicht herankommen. Am meisten quälte uns Alle brennender Durst. Die Feldflaschen waren längst leer, nirgends ein Tropfen Wassers zu beschaffen. Ich hatte gerade meine Vorpostenkette aufgestellt und war zu dem in einer Waldlichtung lagernden Gros zurückgekehrt, als ich meinen Burschen, den ich seit einer Stunde vermißt hatte, eilenden Schrittes herankommen sah. In hoch erhobener Hand trug er

eine mittelgroße olla, einen runden Thontopf, wie er unter den ärmeren Klassen in Mexiko gebräuchlich ist.

„Herr Oberstlieutenant“, rief er mir schon von Weitem entgegen, „hier bringe ich Ihnen einen Schluck Wasser. Mühe genug hat es gekostet, ihn zu erlangen.“

Schon hatte ich das Gefäß an den Mund gesetzt, um zu trinken. Da bemerkte ich die auf mich gehefteten gierigen Blicke meiner gleich mir vor Durst verschmachtenden Soldaten.

„Kannst Du uns nicht mehr Wasser bringen, José?“ fragte ich mit lauter Stimme meinen Burschen.

Ach nein, Herr“, lautete seine Antwort; „der Rancho, von dem ich dieses hergeholt, ist wohl über eine Legua entfernt.“

„Nun“, sagte ich mit einer Reminiscenz aus der alten Geschichte, „wenn meine zapadores nichts zu trinken haben, so will ich allein es auch nicht thun.“

Mit diesen Worten schleuderte ich den Krug auf die Erde, daß er in Scherben zerbarst, und das kostbare Naß ungenützt entfloß.

„Aber“, fuhr ich fort, „drüben, wo der Feind steht, befindet sich ein Teich, ich weiß es genau. Wenn Ihr Durst habt, Kinder, dort giebt es Wasser. Nur dürfte es wahrscheinlich mit Blut sich mischen.“

Schnell theilte ich meine Leute in zwei Gruppen. Der Ausfall wurde gemacht. Während die eine Hälfte, auf dem Boden hingestreckt, trank, unterhielt die andere das Feuer mit dem gegnerischen Truppendetachement. Dann wechselten sie die Rollen. Alle hatten wir getrunken. Erfrischt und gestärkt kehrten wir in unsere Position zurück. Ohne Verwundungen war es freilich nicht abgegangen.

Meine Leute hingen mit großer Liebe an mir. Die sonst allgemein so häufigen Desertionen kamen in meinem Corps nur ganz vereinzelt vor. Alle Beschwerden theilte ich mit den Soldaten; soweit der Dienst es erlaubte, suchte ich sie ihnen zu

erleichtern. Namentlich auf dem Marsche. Wenn kein anderer Befehl vorlag, pflegte ich in den ersten Morgenstunden schon, zwischen 3 und 4 Uhr, antreten zu lassen, um die nächste Etappe zu erreichen, bevor die Mittagssonne ihre glühenden Strahlen herabsende. Auch für die Zerstreuung der Mannschaft sorgte ich. Oft gestattete ich ihr, nach der Ankunft in einem Dorf oder Städtchen die Bewohner, besonders deren weiblichen Theil, zum Lagerplatz einzuladen, und ließ die Musik meines Bataillons, welche auch jetzt noch den Ruf bewahrt, die beste von allen Corps zu sein, Tänze aufspielen. Bald drehten sich dann die Paare im lustigen Reigen. Klagen hörte ich geduldig an und schaffte Abhilfe, wenn sie begründet waren. Unnachsichtlich war ich aber gegen jede Ausschreitung. Meine Leute sagten:

„El güerito“, der Blonde, — das war der Beiname, den sie mir gegeben — hat eine Hand von Eisen in weichem Handschuh.“

Daß auch meine Officiere sich durch ihr chevalereskes Benehmen auszeichneten, sagte ich bereits. In unausgesetztem kameradschaftlichem Verkehr mit ihnen, gelang es mir, etwa vorkommende Verstöße gegen den guten Ton abzustellen. Ebenso setzten sie eine Ehre darin, sich eine höhere Bildung selbst in nicht rein militärischen Fächern anzueignen. Ich konnte in der That mit ihnen zufrieden sein.

In der Schlacht bei San Cosme hatte ich eine leichte Wunde erhalten, die Kugel war zwar durch das seidene Taschentuch und die wildledernen Handschuhe, die ich in der rechten Tasche meines Paletots trug, und durch welche sie durchschlug, in ihrer Wirkung abgeschwächt worden. Dennoch drang sie bis an den Knochen in den Oberschenkel ein. Sie wurde leicht herausgeschnitten, und der Verband angelegt. Noch Invalide und mit Mühe mich auf dem Sattel haltend, nahm ich neun Tage später an der Schlacht von Tacubaya Theil. Als ich durch ein Umgehungsmanöver den Park und das Schloß von Chapultepec ein-

genommen und dabei einundzwanzig Geschütze erobert hatte, traf ich mit Miramon zusammen. Er umarmte mich und gab den Befehl, die Fahne meines Corps als Siegeszeichen auf dem die azotea des Militärcollegiums überragenden Flaggenstock aufzuhissen.

Wir hatten uns Jahre hindurch kaum gesehen. Seine wenig günstigen Charaktereigenschaften, wie ich sie weiter oben geschildert, waren mir damals nur zum kleineren Theile bekannt geworden.

Die von ihm angeordnete grausame Erschießung wehrloser Gefangener öffnete mir aber vollends die Augen.

Bald darauf kam ich um meinen Abschied ein. Unter einer solchen Regierung wollte ich nicht länger dienen. Der Abschied wurde mir verweigert, und ich mit einer vorwiegend wissenschaftlichen Mission in den Staat Oaxaca entsandt, richtiger verbannt. Zu Beginn des Jahres 1860 kehrte ich nach Mexiko zurück. Ich wiederholte mein Abschiedsgesuch. Miramon ahnte wohl, aus welchen Gründen ich so fest darauf bestand. Seine Antwort war — der Befehl zu meiner Verhaftung.

In Gemeinschaft mit anderen politisch verdächtigen Personen, wie der berühmte inzwischen verstorbene Journalist Don Francisco Zarco, Chefredakteur des „Siglo XIX.", der auch heute noch fortbestehenden ältesten Zeitung Mexikos, Don Manuel Zamacona, einer der hervorragendsten Parlamentarier des Landes und längere Zeit Gesandter in Washington, jetzt in der Hauptstadt lebend, Don Ramon Guzman, gegenwärtig Präsident einer der größten Eisenbahngesellschaften, und mehrere höhere Officiere, die gleich mir ihren Säbel lieber zerbrechen wollten, als die sich immer schlimmer gestaltende Mißverwaltung Miramon's vertheidigen, wurde ich in das Militärgefängniß abgeführt, ein früheres Franziskanerkloster, das bald nach der spanischen Eroberung in der Nebenstadt der alten Tenochtitlan, in Tlaltelolco, unter Anrufung des heiligen Jacobus — San-

tiago — gegründet worden war und mehr einer Festung als einem Wohnsitz friedlicher Mönche gleicht.

Erst die siegreiche Revolution erschloß uns am Weihnachtsabend des nämlichen Jahres die Thore unseres Kerkers.

Gewiß bedauere ich, nicht von Anfang an mich an der liberalen Bewegung betheiligt zu haben. In meiner Stellung als Officier des stehendes Heeres und noch dazu als Fremder war es aber schlechterdings ein Ding der Unmöglichkeit für mich gewesen. Auch widerte mich das meist undisciplinirte, oft rüde und grausame Gebahren der improvisirten Freiheitskämpfer an. Leute gab es unter ihnen, die man besser hinter festen Mauern gehalten hätte. Wie ich schon gesagt habe, benahmen sich, natürlich mit ehrenden Ausnahmen, die Liberalen zuerst keineswegs der Art, daß sie in meiner Brust Sympathien für die von ihnen vertretene Sache hätten erwecken können.

Als Trost diente mir das spanische Sprichwort: „Wer im Hause des Seifensieders nicht fällt, gleitet doch aus.“ Zum Glück war es nur ein leichtes Ausgleiten gewesen. Vom Jahre 1860 an hörte ich aber auf, in Mexiko ausschließlich Soldat sein zu wollen. Ich wurde gleichzeitig nach reiflicher Ueberlegung und genauer Kenntnißnahme der für einen Ausländer schwer zu verstehenden politischen Verhältnisse des Landes Parteigänger, mich selbstverständlich der bis dahin nur oberflächlich von mir gekannten und vielleicht nicht immer richtig gewürdigten freisinnigen Partei anschließend.

Zu Ende des Jahres 1864 wohnte ich vorübergehend in Paris. Kurz vorher war ich aus der französischen Kriegsgefangenschaft entlassen worden, in welcher ich mich seit dem ungünstigen Ausgange der Belagerung von Puebla mit vielen Kameraden, in verschiedenen Städten Frankreichs vertheilt — mir war Evreux in der Normandie als Aufenthaltsort angewiesen worden — befunden hatte. Ich war gerade dabei, die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen, um über die Vereinigten

Staaten nach Mexiko zurückzukehren und von Neuem an dem Kriege gegen Maximilian und die Franzosen Theil zu nehmen.

Eines Vormittags besuchte ich zwei junge mir befreundete Mexikaner, Don Pedro und Don José Rincon Gallardo — der Aeltere ist gegenwärtig Präsident des ayuntamiento, des Magistrats, jener Hauptstadt — welche sich damals für einige Monate in Paris niedergelassen hatten. Nach der Begrüßung sagte der Eine zu mir:

„Sie werden sich wundern, einen alten Bekannten bei uns zu treffen."

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür des Nebengemachs, und herein trat — Miramon. Mit offenen Armen kam er auf mich zu. Ich aber wich zurück.

„Einem Verräther", sprach ich, „gebe ich nicht die Hand."

Wir, die der Republik treu gebliebenen Officiere, nannten mit Fug und Recht Verräther alle diejenigen Mexikaner, welche das von fremden Bajonetten gestützte maximilianische Kaiserthum anerkannt hatten. In diesem Falle befand sich Miramon.

Nachdem er sich, als seine Präsidentschaft durch den Sieg bei Calpulalpan ein Ende gefunden, längere Zeit in Europa aufgehalten und namentlich in Paris einen wahnsinnigen Luxus zur Schau getragen hatte, war er zunächst nach den Vereinigten Staaten gereist und hatte von dort aus dem Präsidenten Juarez seine Dienste zur Bekämpfung der fremden Intervention angeboten. Als sein Anerbieten aus leicht begreiflichen Gründen zurückgewiesen wurde, stellte er sich dem Kaiser Maximilian zur Verfügung und erhielt von diesem das Commando eines Armeecorps. Vertrauen wurde ihm aber kaiserlicherseits nicht entgegengebracht. Man vermuthete, wohl nicht mit Unrecht, daß Miramon sich in eine Verschwörung mit dem Clerus eingelassen hätte, um den Kaiser zu entthronen, weil derselbe auf einen aus Paris gekommenen Befehl und sicher auch seiner eigenen Herzensmeinung folgend, sich geweigert hatte, die unter Juarez erlassenen soge-

nannten leyes de reforma, die Reformgesetze, durch welche die vollständige Trennung der Kirche vom Staate verfügt und die Güter der todten Hand nationalisirt worden waren, aufzuheben und der Geistlichkeit ihr Besitzthum zurückzugeben. Die Stelle des entthronten Maximilian's sollte dann Miramon einnehmen. Ehe es aber dazu kam, wurde er unter dem Vorwande, in Berlin die Fortschritte des preußischen Artilleriewesens zu studiren, aus Mexiko fortgeschickt. Auf der Reise nach seinem neuen Bestimmungsort war er soeben in Paris eingetroffen.

Die beiden, der liberalen Partei angehörenden Brüder Rincon, bei denen er abgestiegen, gaben mir die Versicherung, Miramon sei beinahe entschlossen, mit dem Kaiserreich zu brechen. Man würde sogar, meinten sie im Vertrauen, der republikanischen Sache einen großen Dienst erweisen, wenn man ihn bestimmen könnte, den bedeutenden Einfluß, welchen er immer noch unter den Officieren des zu Maximilian übergegangenen Theiles der mexikanischen Armee besaß, dazu zu verwenden, um diese vom Imperialismus ab- und zu uns herüberzuziehen.

Unter solchen Umständen hielt ich es für richtig, dem Wunsche Miramon's zu willfahren und ihn nach Berlin zu begleiten. Er zeigte sich mir sehr zu seinem Vortheil verändert, befleißigte sich einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit und bewies auch lebhaftes Interesse für ernstere Gegenstände. Nachdem er in meiner Begleitung von der Kronprinzessin Victoria in Audienz empfangen worden war, um derselben einen eigenhändigen Brief der Kaiserin Carlota zu überreichen, machten wir Besuche bei hervorragenden Militärs und erlangten ohne Mühe die nachgesuchte auch für mich wichtige Erlaubniß, die Artilleriewerkstätten, Pulverfabriken, Kanonengießereien u. s. w. genau zn besichtigen.

Nicht einen Augenblick verlor ich jedoch den Hauptzweck meines Mitgehens aus den Augen. In der That brachte ich es nach wenigen Wochen fertig, Miramon ein an den Kaiser gerichtetes, von mir verfaßtes und geschriebenes Ab-

schiedsgesuch unterzeichnen zu lassen. Gleichzeitig glaubte ich ihm versprechen zu können, daß Präsident Juarez, an welchen ich zu diesem Zwecke geschrieben hatte, jetzt nichts mehr dagegen haben würde, ihm ein Commando anzuvertrauen, nur müsse er, wie selbstverständlich, vor der Hand wenigstens auf alle ehrgeizigen Pläne verzichten. Unsere Absicht war, gemeinschaftlich über Paris nach Amerika zu reisen. Dort wollte ich ihn unserem, auch heute wieder den gleichen Posten in Washington bekleidenden Gesandten, Don Matias Romero, vorstellen, der dann das Weitere veranlassen würde. Ich bin überzeugt, damals meinte Miramon es ehrlich.

Bevor wir Berlin verließen, er ohne die Erlaubniß dazu von der kaiserlichen Regierung in Mexiko weder erbeten noch erhalten zu haben, hatte ich noch Gelegenheit, über eine recht harmlose Bemerkung einer alten Tante von mir, einer sehr frommen Stiftsdame, zu lachen. Bei meiner Mama war eine Gesellschaft versammelt, und ich, natürlich in Salon-Toilette, erschienen. Gerade in einer lebhaften Unterhaltung mit einem preußischen General begriffen, vernahm ich plötzlich hinter mir die von meiner Tante zu einer neben ihr sitzenden Dame gesprochenen Worte:

„Aber mein Gott, er ist ja noch ganz anständig."

Schnell wandte ich mich um und sagte:

„Glaubst Du etwa, liebe Tante, daß jeder Republikaner ungewaschen und in zerrissenen Kleidern einhergehe?"

In jenen Kreisen hat man ja eine mit crassester Unkenntniß gepaarte, unüberwindliche horreur, wie sie sagen, für alles Republikanische und weiß der wirklich sehr königstreuen Fortschrittspartei keinen schlimmeren Schimpf anzuthun als sie republikanischer Neigungen zu bezichtigen.

Verschiedene Zufälligkeiten verzögerten unsere Abreise von Paris. Inzwischen war Miramon's Abschiedsgesuch in die Hände Maximilian's gelangt. Sofort ließ dieser dessen in

Mexiko mit den Kindern zurückgebliebene Frau zu sich rufen und theilte ihr das Schriftstück mit. Er wisse sehr wohl aus den ihm von seinem Pariser Gesandten Hidalgo übermittelten Berichten, daß ich es gewesen, der ihren Mann zu dem „unklugen" Schritte verleitet habe. Das einzige Mittel sei, daß sie sich unverzüglich nach Europa begebe und ihn auf den richtigen Weg zurückzuführen trachte.

Wieder war ich eines Morgens bei den Brüdern Rincon zum Besuche. Ein Fiaker hält vor der Thüre. Da ich eine elegante Dame in ihm wahrzunehmen glaube, eile ich, persönlich die Wagenthür zu öffnen. Heraus steigt — Concha Lombardo, mir von der Zeit des Militärcollegiums her spinnefeind, weil ich ihren damaligen Verlobten wiederholt vor einer Heirat mit ihr gewarnt hatte. Miramon wurde herbeigerufen. In wenigen Stunden war er durch das Zureden seiner Frau umgestimmt. Vor mir verleugnete er sich zuerst, dann erklärte er mir in größter Verlegenheit, nach den Mittheilungen, die er durch Jene erhalten, bliebe ihm nichts Andres übrig, als dem Kaiserreich Treue zu bewahren.

Um die Mitte des Jahres 1865 reiste ich ohne ihn nach New-York.

Ueber meinen Aufenthalt in dieser Stadt, der sich leider mehr, als ich wünschte, verlängerte, weil mir wie den übrigen aus der französischen Gefangenschaft zurückgekehrten, der republikanischen Sache treu gebliebenen Officieren die nöthigen Geldmittel fehlten, um unverzüglich unsere Reise nach einem der von unseren Truppen besetzten Gebietstheile Mexikos fortzusetzen, über meine Ankunft in Matamoros am Rio Grande del Norte im Juni 1866, über meine Erlebnisse daselbst als Staatssekretär von Tamaulipas, über meine Ernennung zum Generalcommandanten des Geniecorps in der von General Don Mariano Escobedo befehligten Nordarmee, über meinen Marsch nach Monterey und von dort über Saltillo nach Durango, über mein Zu-

sammentreffen mit dem Präsidenten Juarez in letzterem Orte, über die Ueberrumpelung der Minenstadt Zacatecas durch ein gegnerisches Streifcorps, gerade als unser Präsident und ich ebenfalls uns daselbst auf der Durchreise befanden, über meine Entsendung nach Morelia, der Hauptstadt des Staates Michoacan, mit dem Auftrage, dort Truppen zu organisiren und den Befehl über sie zu übernehmen, über den Marsch derselben nach Querétaro um die Mitte des Februar 1867, um bei der Belagerung jenes seit dem 19. des gleichen Monats vom Erzherzog Maximilian besetzten und zur feindlichen Operationsbasis gemachten Platzes mit meiner Brigade mitzuwirken, sowie über die mannigfachen oft sehr blutigen Episoden jener denkwürdigen Belagerung, insofern ich persönlich dabei betheiligt war — über alle diese Ereignisse denke ich in weiteren Abschnitten dieses Buches noch zu berichten.

Vorläufig wende ich mich wieder zu Miramon zurück.

Auch er hatte bald nach mir die Heimreise nach Mexiko in Begleitung seiner Familie angetreten und von Neuem Maximilian seine Dienste angeboten. Die Versöhnung zwischen Beiden war anscheinend eine aufrichtig gemeinte gewesen. Ob sie angedauert haben würde, wenn die Imperialisten trotz des Abzuges des französischen Hilfscorps Erfolge erzielt und das Kaiserreich sich noch einige Jahre gehalten hätte, möchte ich bezweifeln. Miramon war nicht der Mann, sich mit der zweiten Rolle zu begnügen. Er hatte mit zu vollen Zügen aus dem mit dem berauschenden Tranke der Macht gefüllten Becher getrunken, um nicht Alles zu versuchen, ihn abermals an die Lippen zu führen. Der Zusammenbruch des Kaiserreichs in Querétaro, in welchen er selbst mit hineingezogen wurde, machte für immer seinen ehrgeizigen Plänen ein Ende.

Maximilian hatte Miguel Miramon zum commandirenden General des ersten kaiserlichen Armeecorps ernannt. Mit diesem sollte er den Vormarsch der von Norden herkommen-

den republikanischen Truppen aufzuhalten trachten. Wohl gelang ihm, Dank seiner gewohnten Taktik energischer Vorstöße, die kurz erwähnte Ueberrumpelung von Zacatecas. Er vermochte sich jedoch dort nicht zu halten, sondern mußte sofort seinen Rückzug nach San Luis Potosi antreten, nahe gefolgt von den Republikanern unter Escobedo. Bei San Jacinto erlitt Miramon eine vollständige Niederlage. Seine junge Armee wurde zersprengt. Mit dem Reste langte er in Querétaro an, wo einige Tage später auch Maximilian eintraf. In jener Schlacht war der ältere Bruder Miguel's, Joaquin, ein Mann von wenig ehrenwerthen Antecedentien und wegen seiner Unmenschlichkeit berüchtigt, nebst vielen anderen, meist fremden Officieren und Soldaten, gefangen genommen und, obgleich am Fuße und an der Schulter verwundet, gleich jenen am 8. Februar in der Hacienda de Tepetates erschossen worden — furchtbare, aber vielleicht nothwendige Repressalie für das am 3. Oktober 1865 von Maximilian erlassene, wenn auch am 22. Oktober 1866 von ihm auf seiner Reise nach Orizaba wieder aufgehobene Blutdekret, welches alle ihr Vaterland vertheidigenden mexikanischen Republikaner als außerhalb des Gesetzes stehend erklärt hatte und wiederholt zur Anwendung gekommen war.

Miguel Miramon schäumte vor Wuth über die Erschießung seines Bruders. Wer von uns hätte in einem ähnlichen Falle nicht dasselbe gethan! Am 22. Februar erließ er in Querétaro, nachdem Tags zuvor ein feierlicher Trauergottesdienst zu Ehren des Verstorbenen stattgefunden hatte, aus diesem Anlaß einen Tagesbefehl an die ihm unterstellten Truppen, in dem er die Republikaner mit Verleumdungen überschüttete. Darin heißt es:

„Soldaten! Der Streit, welcher den Schooß unseres Vaterlandes zerfleischt" — ich ändere in der Uebersetzung nichts am Style des Originals — „wird von einem wilden Feinde geführt, vor dem die Bevölkerung in Masse flieht, weil sie sine

Gewaltthaten, seine Räubereien und seine grausamen Instincte fürchtet.

„Jener Feind hat das nationale Gebiet an die Yankees verkauft, denn ebenso wie die Ehre der Familien verschachert er die Unabhängigkeit Mexikos.

„Juarez und seine Camarilla erschießen zu Hunderten Eure Kameraden und ermorden in Tepetates einen Eurer Generale, der allein schon durch den Umstand, daß er verwundet war, selbst von den Stämmen der Caraïben verschont worden wäre.

„Die Barbarei jener herzlosen Menschen, die sich Anhänger der Freiheit nennen, eine Barbarei, durch welche meine zärtlichsten und natürlichsten Gefühle verletzt wurden, hat die Fehde, die wir für die Ehre der Gesellschaft unternommen haben, zu einem Kriege ohne Quartier entarten lassen. Wohl, bleibe es dabei, da sie selbst es so gewollt haben!

„Soldaten! Man hat uns einen Handschuh hingeschleudert, der ein Ringen auf Leben und Tod bedeutet. Erweisen wir unseren feigen Feinden die Ehre, ihn aufzuheben, hört aber auf das letzte, ferne Echo der Stimme des verstorbenen Generals Osollo, der 1858 ausrief: Wehe den Besiegten!

„Es lebe der Kaiser! Es lebe die mexikanische Armee!“

Dieses zu schlimmer Stunde von Miramon aufgefrischte vae victis sollte bald sich gegen ihn selbst wenden.

Einen vorübergehenden Triumph errang er noch während der Belagerung am 27. April. Der Zufall wollte, daß wir dabei als Feinde uns gegenüberstanden.

Ich hatte am Fuße des von der Südseite Querétaro beherrschenden, sanft ansteigenden Berges Cimatario, der höchsten Bodenerhebung in der Umgegend der Stadt, in der zwischen diesem und der Alameda liegenden schmalen Ebene Caretas mit meiner Brigade die bis zur dritten Parallele vorgeschobene Angriffslinie besetzt. Mehrere Tage und Nächte hindurch war von meinen Leuten, ohne daß sie jemals abgelöst wurden, an der

Aushebung der Laufgräben gearbeitet worden. Sie waren bis zum Zusammenbrechen erschöpft. Um unausgesetzt die Arbeiten zu überwachen, hatte ich mir von rohen Feldsteinen eine Art Hütte nahe der ersten Parallele aufführen lassen. Auf dem Abhange des Cimatario selbst war eine Batterie von sechs Feldgeschützen postirt. Hinter derselben dehnten sich, außer dem Soutien, weitere Truppenmassen aus, ebenso auf meinem linken Flügel bis zur Straße nach Celaya und auf meinem rechten bis zu dem schroffen Höhenrücken der Cuesta china, an deren südlicher Flanke sich in Windungen die Straße nach Mexiko hinzieht.

Nachdem das Belagerungscorps vom 8. bis zum 13. März eine Umgehung vollzogen hatte, während gegenüber dem bis dahin das Centrum der Vertheidigungslinie der Kaiserlichen bildenden, sich im Westen der Stadt etwa 200 Fuß erhebenden Cerro de las Campanas nur schwache Detachements zurückgelassen worden waren, befand sich das Hauptquartier unseres Generals en chef, Escobedo, hinter jener Cuesta china, deren rechtzeitige Besetzung Maximilian die Verbindung mit der Hauptstadt abschnitt. In Folge davon hatten auch die Gegner ihr Hauptquartier in das jener Höhe gegenüberliegende festungsartige Kloster Santa Cruz verlegt. Unsere Streitkräfte waren nicht zahlreich genug, um den Platz von allen Seiten einzuschließen. Im Ganzen beliefen sie sich auf etwa 30,000 Mann. Es mußten deshalb fortwährende Verschiebungen vorgenommen werden, um zum Zweck bestimmter Operationen eine Angriffslinie mit Detachements, welche einer anderen Linie zeitweilig entnommen wurden, zu verstärken. Letztere erlitt natürlich in solchem Falle eine nicht selten bedenkliche Schwächung.

So war auch am 26. April an den die Südlinie kommandirenden General Règules die Ordre ergangen, den größeren Theil der ihm unterstehenden Truppen abzugeben. Ich erbat mir die Erlaubniß, persönlich dem General Escobedo Vor-

stellungen dagegen machen zu dürfen, und ritt in das Hauptquartier hinüber. Ich theilte ihm mit, daß nach meinen Observationen der Feind Vorbereitungen treffe, um einen Ausfall in der Richtung des Cimatario zu versuchen, daß er jede dort eintretende Kräfteverminderung unsererseits sofort bemerken und zu jenem Zwecke ausnützen würde, und daß die 2000 Mann, welche noch dazu in den Laufgräben vertheilt seien, unmöglich einen energischen Anprall auszuhalten, noch viel weniger zurückzuschlagen vermöchten.

Escobedo hörte mich aufmerksam an.

„Sie mögen Recht haben, Oberst", erwiderte er, „leider brauche ich für morgen nothwendig einen großen Theil der Truppen der Südlinie."

„So bliebe denn meine verzettelte Brigade ohne jede Rückendeckung?" wandte ich ein.

„Wo Oberst Gagern das Commando führt", schloß der General die Unterredung, mir freundlich die Hand zum Abschiede reichend, „kann ich ruhig sein."

Ich war es nicht. Schweren Herzens sah ich die Truppen, welche den Cimatario besetzt hielten, abmarschiren. Sogar die erwähnte Batterie blieb ohne Soutien. In der festen Ueberzeugung, daß im Laufe der Nacht der Ausfall stattfinden werde, feuerte ich unablässig meine Soldaten, der Mehrzahl nach erst vor wenigen Monaten ausgehobene Rekruten, zur größten Wachsamkeit an. Noch viel weniger schloß ich selbst ein Auge.

Wider Erwarten verlief die Nacht, einige zwischen hüben und drüben gewechselte Schüsse abgerechnet, ruhig. Ich gab Befehl, den Leuten gruppenweise den Kaffee auszutheilen.

Da — es mochte ungefähr 5 Uhr in der Frühe sein — brachen plötzlich unter Miramon's Oberbefehl die feindlichen Colonnen, welche hinter der aus hohen, schattigen Bäumen gebildeten Alameda und darum von uns unbemerkt Aufstellung genommen hatten, hervor, mindestens 1000 Mann Cavallerie und 2000 Fußsoldaten

stark, während ihre Offensivbewegung durch das Feuer von drei in der ersten Befestigungslinie aufgestellten Batterien protegirt wurde. Gleich im ersten Ansturm war unsere schwache Linie durchbrochen. Die Seitenlinien vermochten nicht rechtzeitig zu meiner Unterstützung Truppen zu entsenden, um so weniger, als auch sie sich direkt bedroht sahen. Dreimal gelang es mir, meine Soldaten zum Stehen zu bringen und zu sammeln. Sie waren aber zu schwach, nachhaltigen Widerstand zu leisten. Schließlich blieb mir nichts Anderes übrig, als, nachdem auch mein Adjutant, ein früherer preußischer Gardeofficier, Herr von Glümer, in Gefangenschaft gerathen war, dem Pferde die Sporen zu geben und meinen fliehenden Truppen nachzueilen.

Das war ein narrow escape, wie die Engländer sagen. Wenig fehlte, daß die mir nachsetzenden feindlichen Reiter mich umzingelt hätten. Ein Glück für mich war es, daß die Kerle verteufelt schlecht schossen. Die Kugeln ihrer Carabiner sausten mir um die Ohren, keine einzige aber traf, während ich selbst, von Zeit zu Zeit mein Pferd herumwerfend, der Reihe nach drei von meinen Verfolgern mit gut gezielten Revolverschüssen niederstreckte. Meine Hütte aus Feldsteinen war vorher schon mit Allem, was sie enthielt, darunter ein Sack mit 1500 Pesos in Silber, die mir am Tage vorher vom Zahlmeister ausgezahlt worden waren und welche ich nicht rechtzeitig mehr hatte fortschaffen können, in den Besitz des Feindes gefallen.

Allmälig ließ die Panik unter unseren Leuten nach. Ich brachte sie, wenn auch mühsam, wieder zusammen. Kaum zwei Stunden später hatte ich, von frischen Truppen, namentlich Cavallerie, unterstützt, die von mir aufgegebenen Positionen wieder besetzt, während von der Stadt her noch sämmtliche Glocken der zahlreichen Kirchen repique läuteten, um der Bevölkerung den großen Sieg der Kaiserlichen anzuzeigen. Der Feind hatte eine kostbare Zeit verstreichen lassen, ohne den halb gelungenen Durchbruch zu einem vollständigen zu machen. Dadurch wurde

es den Unseren möglich, ihn wieder in die Stadt hineinzuwerfen, allerdings mit Beute beladen und einige Hundert Gefangene mit sich fortführend.

Auf den von Miramon über diesen nutzlosen Waffenerfolg an Maximilian erstatteten Bericht, von welchem Kenntniß zu nehmen ich natürlich erst später Gelegenheit fand, paßt die spanische Redeweise: pintar como querer — malen nach Belieben. Er schildert allein die günstigen Episoden seines Ausfalls, von der schnellen Wiederherstellung unserer durchbrochenen Linie, von der regellosen, unaufhaltsamen Flucht seiner Soldaten, in welche nicht nur er selbst, sondern auch der herbeigeeilte Kaiser Max mit seinem Gefolge hineingerissen wurde, erwähnt er nichts, auch nicht, daß nur wenig fehlte, daß unsere Cavallerie zugleich mit den Verfolgten in die Stadt drang. Nur das concentrische Feuer der feindlichen Batterien verhinderte sie daran.

Achtzehn Tage später, am 15. Mai, fiel Querétaro. Ueber den angeblichen Verrath des Obersten Don Miguel López spreche ich später. Hier ist nicht der Ort dazu.

In dem nächtlichen Straßenkampf, welcher der Ueberrumpelung des Klosters Santa Cruz durch unsere Truppen folgte, wurde Miramon, der gleich Maximilian nach dem Cerro de las Campanas zu flüchten versuchte, von einer Kugel leicht an der Wange verwundet. Er begab sich in das Haus des ihm bekannten Arztes Dr. Licea, um sich verbinden zu lassen. Vielleicht hätte er dort ein sicheres Versteck gefunden. Jener Arzt aber, ein Lump, verrieth den General, der ihm früher manche Wohlthat erwiesen hatte. So wurde auch Miramon als Gefangener in das ehemalige Kloster der Capuzinerinnen abgeführt und in einer Zelle untergebracht, die im ersten Stockwerke eines Seitengebäudes lag, zwischen denen, in welchen Kaiser Max und General Don Tomás Mejia eingekerkert waren.

Gegen Ende des Monats Mai war ich von Morelia, wohin ich mich in dienstlichen Angelegenheiten begeben hatte, nach

Querétaro zurückgekehrt. Vom General Escobedo erlangte ich die Erlaubniß, jene drei Gefangenen besuchen zu dürfen.

Als ich das enge Gemach Miramon's betrat, saß er, den Kopf in die Hände vergraben, auf einem niedrigen Sessel, die verwundete Wange noch mit dem Verbande bedeckt. Lebhaft sprang er auf und streckte mir die Hand entgegen.

„Das hätten wir in Berlin und Paris nicht gedacht, daß wir so uns wiedersehen würden", sprach er traurigen Tones.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und herein trat — Concha Lombardo. Auf die Kunde von der Gefangennehmung ihres Mannes war sie von Mexiko herbeigeeilt. Escobedo hatte ihr gestattet, ihn zu besuchen. Mit schluchzendem Aufschrei wollte sie sich Miramon um den Hals werfen. Dieser aber trat einen Schritt zurück und auf mich deutend, sagte er ernst:

„Hätte ich lieber den Rath eines guten Freundes wie Gagern befolgt, anstatt den deinigen, so würde ich triumphirend in Querétaro eingezogen sein, während man mich jetzt zum Richtplatz führen wird."

Concha Lombardo sank wie zerschmettert auf einen Stuhl. Wenige Minuten darauf verließ ich die Zelle.

Ich brauche nicht zu sagen, daß ich der Erschießung jener drei Männer nicht beiwohnte. Wie großes Unheil Miramon auch über sein Vaterland gebracht, so konnte ich doch nicht vergessen, daß wir Kameraden gewesen waren. Seine Frau hat sich bekanntlich über seinen so tragischen Tod getröstet und sich von Neuem, ich erinnere mich in diesem Augenblicke nicht, mit wem, verheirathet.

Henriette Sontag.



Die Liebe zum Geburtslande ist unter den Deutschen vielleicht weniger ausgebildet als bei manchen anderen Völkern, wie z. B. bei den Franzosen. Unserer ganzen Anlage nach neigen wir zum Cosmopolitismus und stehen somit auf einer höheren Entwicklungsstufe. Zur Zeit, als wir noch mit sechsunddreißig Vaterländern gesegnet waren, hatten wir überdies kaum Veranlassung, auf eine Angehörigkeit an eines derselben besonders stolz zu sein. Nicht ein Deutscher, ein Franzose war es, Danton, welcher sagte: „Man trägt das Vaterland nicht an den Schuhsohlen mit fort."

Aus diesem, namentlich vor der Errichtung des deutschen Reichs, schwächeren Nationalgefühl erklärt es sich zum Theil, daß viele unserer Landsleute mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit Adoptivbürger eines fremden Landes werden, wie ja ich selbst vor einunddreißig Jahren ein solcher geworden bin. Nichtsdestoweniger hängt mein Herz an der heimischen Erde, wenn auch mein Kopf manche der dort noch in Kraft stehenden Einrichtungen, der dort noch geltenden Anschauungen, der dort noch herrschenden Gewohnheiten nicht zu billigen vermag. Gefühl und Verstand gehen nicht immer Hand in Hand.

Zwei Erinnerungen vor allen haben stets in mir fortgelebt, wann ich in der Fremde weilte, die an den deutschen Wald und die an das deutsche Lied.

Als ich zum ersten Male auf einem der „schwimmenden Paläste" den „Vater der Ströme" hinabfuhr, ließ ich mich an

einer einsamen Stelle des rechten Ufers aussetzen, um in den unermeßliche Gebiete bedeckenden Urwald einzudringen, in dessen Bereich man kaum jemals den Schlag einer Axt gehört hatte. Es war eine halb tropische Wildniß von überwältigendem Eindruck. Unter hohen, seltsamen Bäumen, miteinander verbunden durch blüthenbesäete Lianengeflechte, als wenn die Natur einen Festtag feierte und ihre reichsten Guirlanden ausgehängt hätte, wandelte ich schweigsam dahin. Ein anderes Mal, 1857, während ich mich auf der Insel Cuba aufhielt, durchschritt ich eine Palmenanpflanzung, deren weite Säulenhallen und dichte Blätterwölbung an einen hehren Tempel gemahnten, wie großartiger kein Baumeister ihn aufzuführen vermag. Wieder ein anderes Mal ritt ich, von Tampico nach Mexiko reisend, über die mit hochstämmigen ahuehuetes bestandene Sierra de Jilitla, im Vergleich zu welcher der biblische Cedernwald auf dem Libanon, selbst als er noch nicht so grausam gelichtet und verwüstet war, wie es im Laufe der Zeiten geschehen ist, zu einem winzigen Gebüsch zusammenschrumpft. Auch unter dem Schatten der uralten Riesenbäume im Park von Chapultepec habe ich oft geruht und die beiden noch größeren, Vater und Sohn genannt, im Dorfe Tule im Staat Oaxaka besucht.

Gegen den Laubkranz, der den traumhaften, sagenreichen Herthasee umschließt, gegen die herrlichen Buchenwaldungen der Granitz und der Stubbnitz auf der Insel Rügen, der Wiege meines Geschlechts, kommt indeß meinem Gefühle nach jene üppige Vegetation nicht auf. Wehmüthig gedachte ich sogar der nüchternen Fichtenforste in der sandigen Mark, mit ihren bräunlich glänzenden Stämmen und dem unverwüstlichen Grün ihrer Nadeln, in welchen ich als Kind so viel umhergestreift war, und berauschte mich nachträglich an ihrem kräftigen, würzigen Duft.

Tiefere noch und festere Wurzeln hat das deutsche Lied in meiner Brust geschlagen.

Theoretisch und technisch verstehe ich wenig von Musik.

Von dem Klavierunterricht, mit dem man auch mich, wie üblich, in meiner Jugend quälte, ist mir kaum die Fertigkeit übrig geblieben, eine Melodie mit einem Finger auf den Tasten anzugeben. Gesungen habe ich zwar viel, auf der Schule wie auf der Universität. Fast nie wurde mir jedoch eine Soloparthie anvertraut; ich war zufrieden, meine Baritonstimme im Chor ertönen zu lassen. Wie sehr mir nun auch musikalisches Verständniß und musikalische Kenntnisse abgehen, an musikalischer Empfindung bin ich überreich.

Manche Ereignisse meines wechselvollen Lebens sind so eng in meinem Gedächtniß mit einem Liede verknüpft, daß ich nur leise ein solches vor mich hin zu summen brauche, um jene aus dem Schlummer des Halbvergessens zu erwecken. Ich meine, man sollte eine Mnemonik durch Töne ersinnen; bei vielen Kindern und Menschen würde sie sich bewähren.

„Schier dreißig Jahre bist du alt“ führt mich nach Rehdorf, auf das Gut meines Vaters, zurück, in meine früheste Kindheit, wo ich in eigenthümlichem Mißverständniß den Titel jenes Liedes, „Mantellied“, von einem benachbarten, Mantel geheißenen Dorfe ableitete. „Wir hatten gebauet“ erinnert mich an unsere lustige Schülerverbindung auf dem Gymnasium zu Zeitz; „Ob ich Dich liebe, frage die Sterne“, an das Ständchen, welches die dortige „freie Gemeinde“ mir nach meiner Freisprechung durch das Naumburger Geschwornengericht brachte; „O wie wär's möglich dann“ an die traurige Stunde eines Abschieds von meiner Familie. In dem Liede: „Wer hat dich, du schöner Wald“ vernehme ich das melodische Rauschen der heimathlichen Bäume. Auch die Hörnersignale aus meiner Breslauer Jägerzeit, denen die Soldaten Worte untergelegt hatten, klingen mir noch bisweilen in den Ohren und lassen mich die Langeweile des Gamaschendienstes abermals durchkosten. Und wenn ich die klagenden, sanft hinschmelzenden Töne des tief empfundenen und darum tief ergreifenden Liedes höre: „Ein Veilchen auf der

Wiese stand", so ersteht vor meinem geistigen Auge die reizende Gestalt einer Frau, für welche ich als Knabe geschwärmt, und von der ich es wiederholt hatte singen hören — der Gräfin Rossi.

Ein eigenthümlicher Zufall fügte es, daß, nachdem ich Jahre hindurch außer aller Verbindung mit ihr gewesen, ich sie in meinem neuen Vaterlande wiedersehen sollte als — Henriette Sontag. Ein letztes Wiedersehen!

Der gesellige Vereinigungspunkt für die Mitglieder der vorwiegend aus Kaufleuten bestehenden deutschen Colonie in der Hauptstadt Mexiko ist das sogenannte „Deutsche Haus", ein mit dem nöthigen Comfort ausgestatteter Club, in welchem es recht gemüthlich herzugehen pflegte. Während des ersten Jahres meines Aufenthaltes in jener Stadt verkehrte ich dort ziemlich viel. Es war ja natürlich, daß, obgleich ich in mexikanische Dienste getreten war, ich zunächst mit Vorliebe mich den Landsleuten aus der alten Heimath anschloß. Später freilich ging ich seltener hin, noch später gar nicht mehr. Ich hatte erkannt, daß meine Ansichten in der Beurtheilung des Landes, dem ich als Bürger angehöre, von denen jener Herren, welche nur dessen Gastfreundschaft genießen, zu weit abwichen, als daß der Umgang mit ihnen mir hätte Genugthuung gewähren können. Ich mußte sie der Undankbarkeit und der Ueberhebung zeihen und nahm keinen Anstand, diese meine Meinung in einem Buche auszusprechen, das ich zur Vertheidigung der mexikanischen Republik gegen die Verleumdungen der Ausländer veröffentlichte und in welchem sich ein Kapitel ausschließlich mit den daselbst wohnenden Fremden beschäftigt.

Zu Beginn des Jahres 1854 war das Buch aber noch nicht geschrieben, die Harmonie zwischen mir und den Deutschen Mexikos also noch ungetrübt.

Damals erfuhr ich im „Deutschen Hause", Henriette Sontag werde binnen Kurzem als Primadonna einer italienischen Gesellschaft in Mexiko eintreffen und eine Reihe von Opern-

vorstellungen geben. Diese Nachricht erfüllte auch mich mit lebhafter Freude.

Schnell wurde ein aus mehreren Deutschen, zu denen auch ich gehörte, zusammengesetztes Comité gewählt, um der deutschen Sängerin, obschon sie jetzt italienisch singen mußte, einen festlichen Empfang zu bereiten. Gegenüber der Alameda hatte der Impressario das ganze Stockwerk eines schönen Hauses auf das Geschmackvollste für sie und ihren Gemahl, der sie auf ihrer Künstlerfahrt begleitete, herrichten lassen. Am Tage, an welchem ihre Ankunft angezeigt war, versammelten sich sämmtliche Comitémitglieder in dem von einem Deutschen geleiteten Musikaliengeschäft, welches heute noch besteht. Von dort aus wollten wir ihr bis zum Peñon, einem auf dem Wege nach Veracruz, unfern der Hauptstadt gelegenen Thermenorte, entgegenfahren. Im letzten Augenblicke machte Jemand die Bemerkung, es wäre doch hübsch, wenn Einer von uns Henriette Sontag mit einer poetischen Ansprache, sei es auch erst in der für sie reservirten Wohnung, begrüßen möchte. Alle stimmten bei, und ebenso einstimmig wurde ich gebeten, dieselbe zu verfassen. Ich verzichtete deshalb auf das Mitfahren und versuchte inzwischen ein Gedicht auf das Papier zu werfen.

Gegen Abend fand ich mich, angethan mit meiner Galauniform als Ingenieurhauptmann, im Hause bei der Alameda ein, der Erwarteten harrend. Umgeben von sämmtlichen Mitgliedern der Operntruppe und gefolgt vom Grafen Rossi, trat sie, am Arme eines der Herren vom Comité, in den glänzend erleuchteten, mit den herrlichsten Blumen und Kränzen geschmückten Salon. Obgleich damals bereits achtundvierzig Jahre alt, war sie immer noch, besonders bei Kerzen- und Lampenlicht, eine schöne Frau von bezaubernder Anmuth.

Mit dem Gedicht in der Hand, ging ich ihr einige Schritte entgegen.

Nur der ersten Strophe entsinne ich mich noch:

„Getrennt vom theuren deutschen Vaterlande
Durch weite Meere, tausende von Meilen,
Sind doch zerrissen nicht die alten Bande,
Und oft zur Heimath die Gedanken eilen.
Was sie bewegt, ob Freude oder Schmerzen,
Ein Echo findet es in unserm Herzen.“

Der Uebergang zu Henriette Sontag war nach dieser Einleitung nicht schwer zu finden. Sie brachte uns ja ein lebendiges Stück Deutschthum herüber, sie wollte ihre deutsche Nachtigallenstimme vor uns ertönen lassen, sie bildete eine zwischen drüben und hüben über den Ozean gespannte Saite, deren Schwingungen harmonisch in unserer Brust nachzitterten.

Es giebt Situationen und Stimmungen, die jede Kritik ausschließen. Einen Glückwunsch-Trinkspruch prüft man nicht allzu genau auf seinen innern Gehalt. In einer poetischen Ansprache übersieht der oder die die damit Gefeierte leicht etwaige Fehler im Reim oder Rythmus. So gefielen denn auch meine in Eile niedergeschriebenen Verse. Henriette Sontag war augenscheinlich ebenso überrascht, mich in Mexiko anzutreffen — sie hatte keine Ahnung gehabt, daß ich nach diesem Lande ausgewandert war, und erkannte mich im ersten Augenblicke kaum in der fremden Uniform — wie gerührt durch die herzlichen Worte, welche ich an sie richtete. Nachdem ich geendet, streckte sie mir beide Hände entgegen während ihre Augen in feuchtem Glanze schimmerten:

„Bist Du's — sind Sie's?“

Weiter vermochte sie nichts zu sagen. Da sie von allen Seiten in Anspruch genommen wurde, konnte ich ihr nur in Kürze mittheilen, welche Umstände mich nach Mexiko geführt hatten. Inzwischen beobachtete ich sie mit aufmerksamen Blicken. Sie hatte sich doch sehr verändert, seitdem ich sie das letzte Mal im Sommer 1843 im Badeorte Kösen gesehen; weniger in ihrem Aeußern als in ihrem Benehmen. Bald deutsch, bald italienisch, bald französisch sprechend, je nachdem sie sich mit

Deutschen, mit ihren italienischen Collegen oder mit den gleichfalls zu ihrem Empfange erschienenen Mexikanern unterhielt, trug sie eine augenscheinlich forcirte Lebhaftigkeit und Lustigkeit zur Schau. Es war etwas Unstätes in ihrem Wesen. Mir schien, als ob es ihr schwer fiele, sich der neuen Lage, in der sie sich befand, anzupassen, obwohl sie doch eigentlich nur in ihre gewohnten Kreise zurückgekehrt war, und als ob sie die Andern, vielleicht sich selbst, über die Mühe, die es sie kostete, hinwegtäuschen wollte. Oft lachte sie laut auf bei einem Witzworte oder einer Schmeichelei, während ich in ihren Augen Gleichgiltigkeit und Abspannung las. Die Gräfin war vollständig hinter der Primadonna verschwunden.

Diese Metamorphose berührte mich auf das Peinlichste. Ich vermochte das liebliche Bild, das ich von der Gräfin Rossi in meinem Herzen bewahrt hatte, nicht mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Unwillkürlich zog ich Vergleiche, und immer fielen sie zu Gunsten der Vergangenheit, zu Ungunsten der Gegenwart aus. Weit geringere Schuld daran trugen aber die Jahre als die veränderten Verhältnisse.

Sie mußte wohl in meinen Mienen den Widerschein dieser meiner Gedanken erspäht haben. Plötzlich näherte sie sich mir von Neuem.

„Du kennst mich nicht wieder", flüsterte sie mir zu, „ich sehe es Dir an. Komm morgen Vormittag um 11 Uhr zu mir. Ich werde allein sein und Dir Alles erklären."

Pünktlich zur angegebenen Stunde war ich bei ihr. Sie empfing mich in ihrem Boudoir. Niemand war zugegen. Kaum hatte ich die Schwelle überschritten, so erhob sie sich von dem Sopha, auf dem sie in halb liegender Stellung geruht, und sank mir laut schluchzend in die Arme.

„Ach, ich bin sehr, sehr unglücklich", stammelte sie.

Ich bemühte mich sie zu beruhigen; ich suchte sie zu trösten. Endlich erholte sie sich und erzählte mir, wie es gekommen, daß

sie sich gezwungen gesehen habe, abermals die Bretter zu betreten. Durch die sinnlosen Ausgaben ihres Mannes, der sich dem Spiel ergeben, sei auch ihr eigenes Vermögen zum größeren Theil verloren gegangen. Ihrer Kinder wegen müsse sie ein neues erwerben, und dies sei nur möglich, wenn sie das Gold, das noch in ihrer Stimme liege, in Dollars umzuprägen trachte. Bisher sei es ihr geglückt. Sie könne darum ihren Entschluß nicht bereuen. Schwerer, als ich mir vorstellen könne, sei es jedoch für sie, sich an den Umgang mit Leuten zu gewöhnen, die sie als gesellschaftlich tiefer stehend betrachte. Um ihre Stellung nicht zu gefährden und ihren Zweck zu erreichen, müsse sie mit den Wölfen heulen, d. h. mit ihren Collegen lachen, auf ihre Späße eingehen, auf dem Fuße des gleich und gleich mit ihnen verkehren. Sie dürfe sich der widerwärtigen Cameraderie nicht entziehen. Und dazu diese fortwährende Freundlichkeit fremden Personen gegenüber, von welchen ihre musikalischen Erfolge zum Theil abhingen. Würde sie deren Zudringlichkeiten schroff zurückweisen, so liefe sie Gefahr, daß man Intriguen gegen sie anzettelte, die sie in ihrer Laufbahn schädigen könnten. Oft fühle sie sich so abgespannt, so müde von dem ewigen Comödiespielen auf der Bühne und außerhalb der Bühne, so traurig, aus ihrer früheren Sphäre herausgerissen zu sein, daß sie nur nach langen inneren Kämpfen den Muth finde, wieder öffentlich aufzutreten. Darum thue es ihr so wohl, sich zu einem Freunde, der sie in besseren Zeiten gekannt, rückhaltlos auszusprechen und ihren Thränen freien Lauf zu lassen.

Wiederum begann sie zu weinen und ... selbst war bewegt. Zu helfen vermochte ich ... trüber Stimmung nahm ich Abschied.

Erst als ich wieder allein war, ... im ... ob denn der Kummer, den Her... ihrem Aeußeren wirklich so tief ... italienisch, bald ... geschrieben habe.



Fast muß ich das Letztere glauben.

Ich wohnte einmal in Wien — 1873 — der Vorstellung einer Operette bei, die, wenn ich nicht irre, den Titel „Gold-chignon" führt. Das Argument ist, daß eine Sängerin oder Tänzerin, die sich mit einem Grafen verheirathet hat — die Finaly spielte prächtig diese Rolle — von unüberwindlichem Heimweh nach der Welt der Bretter befallen wird und sich glücklich fühlt, einen früheren Collegen, Schweighofer, bei sich eintreten zu sehen, mit dem sie dann die Erinnerung an das flotte Bohemengetreibe auffrischt, wo sie gemeinschaftlich mit ihm von Ort zu Ort gezogen, stürmischen Beifall geerntet, prachtvolle Bouquets heimgetragen, kurz, wo allein sie gelebt habe, während sie jetzt nur vegetire. Der Graf überrascht diese Herzensergießungen. Ich weiß nicht mehr, wie das Stück schließt.

In der Wirklichkeit schloß vor wenigen Jahren, ebenfalls in Wien, eine ähnliche Episode mit der Scheidung der ungleichartigen Ehe. Das Burgtheater gewann seine blonde Janisch zurück, Graf Arco-Valley, den ich 1871 auf einer Reise von Hamburg nach New-York kennen gelernt hatte, als er seinen Gesandten, Herrn von Sch[illegible], nach Washington begleitete, ist wieder in die diplom[illegible]re, die er in Folge seiner Heirath auf höheren F[illegible] [illegible]ingetreten und gegenwärtig Legatio[illegible]

Meiner Auf[illegible] [illegible]ftige Lösung eines solchen B[illegible] [illegible]agtes Unter- [illegible] eine [illegible] [illegible]hte und [illegible] [illegible]nnert [illegible] Doch [illegible] ist [illegible] verm[illegible] genü[illegible] ein[illegible] [illegible]es

Verständniß ist fast immer ausgeschlossen. Fast mehr noch wie der Mann, leidet darunter die eingefangene Künstlerin. Wenn ich auch nicht so weit gehe, mit dem Jäger aus Wallenstein's Lager zu behaupten, daß einer Dirne schönes Angesicht frei sein müsse wie das Sonnenlicht, eine höhere künstlerische Begabung erheischt unter allen Umständen einen weiteren Wirkungskreis, als die enge Häuslichkeit zu bieten vermag. Eine Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin von hervorragender Bedeutung und anerkanntem Ruf sollte nicht heirathen. Sie wird dadurch unglücklich, ihr Mann nicht minder.

Natürlich spreche ich dabei nicht von denjenigen Männern, die nur darum einer Bühnencoryphäe vor dem Altar ihren Namen und Titel geben, um sich von ihr durch ihre Kunstleistungen erhalten und eine bequeme Existenz schaffen zu lassen, wie ein Marquis de Caux durch Adelina Patti, wie — doch nomina sunt odiosa, und auf ähnliche Beispiele stößt man in nächster Nähe leider in Menge. Solche Männer erscheinen mir geradezu verächtlich.

Mit der 1829 geschlossenen Heirath zwischen Henriette Sontag und Graf Rossi hatte es, zu Anfang wenigstens, eine andere Bewandtniß, es war eine Heirath aus Liebe. Der junge sardinische Legationssekretär, noch als älterer Mann eine auffallend schöne und imposante Erscheinung, hegte keinen anderen Wunsch, als die vielumworbene Henriette für sich allein zu erobern. Nur schweren Herzens duldete er, daß sie noch ein Jahr nach der Verheirathung vor dem Publikum sang. Dann führte er sie in seine, in die diplomatischen Kreise ein und, obgleich sie als Schauspielerkind in Coblenz hinter den Coulissen geboren, mit sechs Jahren schon in Kinderrollen aufgetreten war und ihre ganze erste Jugend hindurch ausschließlich die etwas bedenkliche Theaterluft geathmet hatte, ihr gelang es, was selten einer Frau von solchen, übrigens in diesem Falle durchaus ehrenwerthen Antecedentien gelingt, nicht allein in der „Gesellschaft" festen

Fuß zu fassen, sondern als schönste Perle in ihr zu glänzen und als anerkannte Königin sie zu beherrschen, zuerst in Berlin, dann als Rossi zum Gesandten erhoben wurde, im Haag, dann in Frankfurt am Main, dann in Petersburg und schließlich wieder in Berlin — der liebenswürdige Prototyp der „Gesandtin".

Dort lernte ich sie kennen. Es war 1841 oder 1842.

Meine jüngste, wenige Jahre nach ihrer Vermählung mit dem weimarschen Oberstallmeister, General von Egloffstein, gestorbene Schwester erhielt einen Theil ihres Unterrichts gemeinschaftlich mit Marie, der ältesten noch lebenden Tochter der Gräfin Rossi. In Folge hiervon kam auch ich als fünfzehnjähriger Knabe in ihr Haus. Dieses, ein langes einstöckiges Gebäude, lag in der Dorotheenstraße nahe der Friedrichstraße, neben dem jetzigen Central-Hotel und besaß einen ziemlich großen Garten. Bei meinen Besuchen, welche ich gern wiederholte und möglichst lange auszudehnen suchte, wurde ich von der schönen Gräfin stets auf das Freundlichste aufgenommen. Sie merkte wohl — welche Frau hätte es nicht gemerkt? — daß mein junges Herz in heftiger Aufregung zu pochen begann, wenn ich ihr nahte; lächelnd duldete sie aber meine feurigen Handküsse, berührte auch wohl mit ihren Lippen meine Stirn, um mir für irgend eine ihr erwiesene Aufmerksamkeit zu danken. Dabei redete sie mich in der Regel, obgleich ich schon ein großer Bursche war, mit dem traulichen Du an. Am Glücklichsten machte sie mich, wenn sie mir gestattete, auf einem niedrigen Sessel, fast zu ihren Füßen, am Flügel Platz zu nehmen, während sie, sich selbst begleitend, mit ihrer weichen Stimme Arien oder, was mir noch lieber war, und sie auch, wie ich meine, noch besser verstand, Lieder sang, wie: „Ein Veilchen auf der Wiese stand" und andere.

Alles schwor damals in dem Berliner beau monde auf die Gräfin Rossi. Sie gab die Moden an. Sie arrangirte die eigenthümlichsten Festlichkeiten. Auch das Schlittschuhlaufen brachte sie en vogue. Ich sehe sie noch, im veilchenblauen

pelzverbrämten Sammet-Costume, an der einen Hand ihre Tochter, an der anderen meine Schwester, auf der zugefrorenen Spree hinter den Zelten sylphidenartig über die glatte Eisfläche gleiten, von Allen bewundert und stolz und froh über die allgemeine Bewunderung.

Im Sommer 1842 veranstaltete sie eine italienische Nacht, zu der auch ich eine Einladung erhielt; ich glaube, es war das erste derartige Fest, welches in Berlin gegeben wurde. Im dunkeln Laub des Gartens hingen zahllose farbige Lampen gleich phantastischen Früchten. In den Gebüschen waren Gruppen von Sängern und Musikanten versteckt, die von Zeit zu Zeit die süßesten Melodien erschallen ließen, bald in gedämpftem Quartettgesang, bald mit Geige und Flöte der Nachtigall Klagen nachahmend, bald mit vollerem Orchester in übermüthigen Jubel ausbrechend. Graf Rossi ließ sich bei solchen Gelegenheiten im Allgemeinen wenig sehen. Man erzählte sich damals schon, er fröhne dem Laster des Spiels. Ich weiß nicht, was Wahres an dem Gerede war. Später wurde mir versichert, daß die Frau durch ihre maßlose Verschwendung mindestens ebensoviel als der Mann beigetragen habe, den Krach heraufzubeschwören.

Ein Jahr später, im Sommer 1843, wurde zwischen meiner Mama und der Gräfin Rossi ein gemeinsamer Aufenthalt in dem zu jener Zeit noch ziemlich primitiven Badeort Kösen an der Saale verabredet. Ich hatte im Frühling eine gefährliche Krankheit durchgemacht, und mir waren vom Arzte Soolbäder verordnet worden. Schnell gelangte ich aber wieder zu Kräften. Mein Hauptvergnügen war, der Gräfin, die nur ihre Kinder begleiteten von denen das jüngste, Luigi, als vierjähriger Knabe schon „der Lieder süßen Mund“ von seiner Mutter geerbt hatte, Cavalierdienste zu leisten. Auf den Spaziergängen trug ich ihr Tuch; hatte sie einen Auftrag auszurichten, ich stand immer zu ihrer Verfügung; wünschte sie eine Blume,

ich holte sie ihr von der Wiese, und sie ließ sich gern meine knabenhaften Huldigungen gefallen.

Auch etwas Koketterie lief wohl mit unter. Sie war eitel auf ihren kleinen Fuß. Eines Tages hatte sich ihr Schuhband gelöst. Ich mußte es, vor ihr im einsamen Walde niederknieend, ihr zubinden. Dabei theilte sie mir mit, daß sie ihr Schuhwerk ausschließlich aus Paris beziehe, ebenso ihre seidenen Strümpfe und ließ mich ziemlich nahe die Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit dieser französischen Fabrikate gewinnen.

Ein anderes Mal sandte mich meine Mama ziemlich früh des Morgens zu ihr, um sie einzuladen, am Nachmittage einen gemeinschaftlichen Ausflug auf die Rudelsburg zu machen. Die Kammerfrau meldete mir, die Gräfin befinde sich noch im Bade. Ich wollte mich zurückziehen. Da hörte ich aus dem Nebengemach, dessen Thür nur angelehnt war, ihre Stimme:

„Warten Sie, ich bin gleich fertig!"

Wenige Augenblicke darauf erschien sie, schöner, verführerischer, als ich sie jemals gesehen. Die aufgelösten, noch feuchten Haare wallten tief über die Schultern herab. Ihre vollen Formen umhüllte, verhüllte aber nur ungenügend ein weißes Peignoir. Ihre halb geöffneten Lippen umspielte ein zauberisches Lächeln. Ihre blauen Augen glänzten in ungewöhnlicher Sanftmuth. Sie glich der dem Schaume des Meeres entstiegenen Anadyomene. Die feinfühligen Griechen wußten wohl, warum sie die Liebesgöttin aus der salzigen Fluth auftauchen ließen. Das wirksamste Schönheitsmittel für eine Frau ist das Bad.

Ich stand vor der Gräfin, unfähig, ein Wort zu sprechen.

„Nun, hattest Du mir nicht etwas zu sagen?" fragte sie mich.

„Sie sind zu wunderbar schön!" brach ich aus.

„Findest Du es?" sagte sie und trat mit offenen Armen auf mich zu. Dann drückte sie mich an sich und küßte mich.

Nach Jahren las ich einmal in einem der Romane Spiel-

hagen's folgende Bemerkung: „Es ist ein weit verbreiteter Irrthum unter den Frauen, zu glauben, daß sie Knaben, die schon beinahe Jünglinge sind, noch als Kinder behandeln dürfen, daß sie sich mit ihnen kleine Freiheiten erlauben können, die schon in ganz kurzer Zeit sehr große Freiheiten sein würden. Sie bedenken nicht, daß die Sinnlichkeit in dieser Zeit ein Schlaf in der Morgendämmerung ist, den die leiseste Störung verscheuchen kann; daß die Begierde in dieser Periode wie ein Feuer ist, das im grünen Holze langsam fortglüht und bei dem geringsten Windstoß in heller Lohe emporflammt."

Spielhagen ist ein scharfer Beobachter der Menschen, ein kundiger Psycholog. Auch mit dieser Bemerkung hat er Recht gehabt. Ich weiß es aus eigener Erfahrung.

1849 trat die ökonomische Katastrophe ein, welche Gräfin Rossi bewog, zur Bühne zurückzukehren. 1853 kam sie nach den Vereinigten Staaten. Die sonst so trockenen, musikunkundigen Yankees riß sie namentlich durch den Vortrag des irischen, von Thomas Moore verfaßten und durch Flotow's „Martha" auch Eigenthum der Deutschen gewordenen Liedes:

„'Tis the last rose of summer,
Left blooming alone — —"

zu frenetischer Begeisterung hin. Wenn sie das letzte Wort einer jeden der drei Strophen in langem decrescendo hinhauchte, daß man zuletzt nicht mehr wußte, ob sie noch sang oder schon aufgehört hatte zu singen, brach stets ein Beifallsturm los, der den Concertsaal erbeben machte. Ein Jahr später war sie in Mexiko.

Leider erhielt ich um dieselbe Zeit die Ordre, mich nach dem Isthmus von Tehuantepec zu begeben. Ich habe darum Henriette Sontag nur ein einziges Mal in einer Oper gehört. Es war die „Sonnambula". Mir wurde fast unheimlich zu Muth, als ich die schlafwandelnde Amina im weißen Nachtgewand, mit der Lampe in der Hand über die Brücke schreiten

sah. Hätte man sie angerufen, sie wäre in den Abgrund gestürzt. Vielleicht aber wäre es gut gewesen, die wachende Henriette Sontag damals anzurufen, damit sie den Abgrund erkannt hätte, auf den sie zuging.

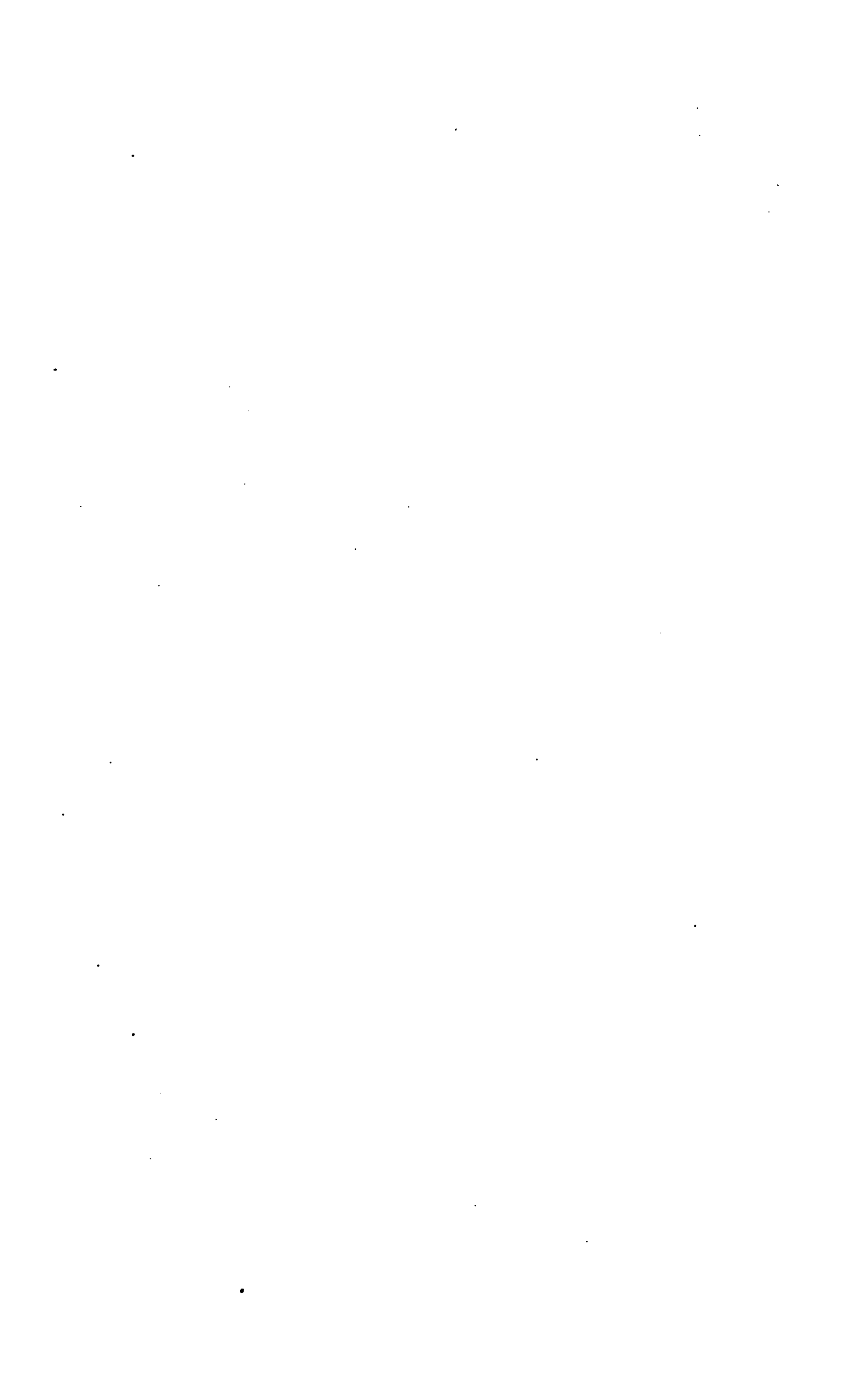
Zwei Tage später, nach kurzem herzlichen Abschied von der noch immer verehrten Gräfin Rossi, befand ich mich auf dem Wege nach Minatitlan. Anfangs Juni war ich bereits wieder in Veracruz. Eigenthümliche Gerüchte drangen mir dort zu Ohren über die in der Hauptstadt enthusiastisch gefeierte diva. Man erzählte sich, der junge Tenor der Truppe, ein dreiundzwanzigjähriger schwarzlockiger Vollblut-Italiener — seinen Namen habe ich vergessen, doch seines Aeußern erinnere ich mich noch genau — habe sich so sehr daran gewöhnt, in allen Opern den Partner von Henriette Sontag zu spielen, daß er es für selbstverständlich gehalten, dieses Verhältniß von der Bühne in das Leben zu übertragen. Er wie sie wurden von eifersüchtigen Augen überwacht. Ihre ungenirten Umgangsformen forderten zu unliebsamen Commentaren heraus. Da langten in schneller Folge die Trauermeldungen von der Hauptstadt herab: Henriette Sontag ist vergiftet, Henriette Sontag stirbt, Henriette Sontag ist todt. Am 17. Juni 1854 hatte sie die Augen zum ewigen Schlafe geschlossen.

Bald erfuhren wir Details über dieses entsetzliche Ereigniß; sie waren jedoch so widersprechender Natur, daß es mir unmöglich wurde, die volle Wahrheit zu entdecken. So viel stand fest, die Gräfin Rossi, der junge Tenor und mehrere andere Personen hatten einen dia de campo veranstaltet, d. h. einen Ausflug in die Umgegend gemacht. Nach dem gemeinsam im Freien eingenommenen Frühstück stellte sich bei den beiden Ersten ein plötzliches heftiges Unwohlsein ein. Sie wurden in die Stadt geschafft und sofort alle ärztlichen Mittel angewandt, um sie zu retten. Vergebens. Der Tod lies seine Beute nicht wieder los. Beide wurden das Opfer der — Cholera, wie es nach officieller

Lesart hieß. Trotzdem konnten die Gerüchte, daß eine Vergiftung stattgefunden habe, nicht zum Schweigen gebracht werden. Mir persönlich widerstrebt es, an eine solche zu glauben.

Graf Rossi langte, auf der Heimreise nach Europa begriffen, in Veracruz an und suchte mich unverzüglich auf. Er sah sehr gebeugt aus, sehr niedergeschlagen, sprach aber mit ziemlicher Ruhe von seiner ihm so jäh entrissenen Frau, „die ja auch Sie", sagte er, „seit Langem gekannt und schon als Knabe geliebt haben". Er bat mich, die nöthigen Schritte zu thun, damit die Leiche, die er mit sich hinüber nehmen wollte, sobald sie von Mexiko ankäme, bis zum Abgange des nächsten Dampfers an sicherem Orte deponirt würde. Bereitwillig unterzog ich mich dieser traurigen Aufgabe. Sie gestaltete sich noch peinlicher, als ich gedacht hatte. Unter dem Einfluß der tropischen Hitze war der nicht sorgsam genug zusammengefügte Sarg, welcher die Ueberreste von Henriette Sontag barg, aufgesprungen, und in aller Eile mußte er, um der fortschreitenden Verwesung einigermaßen Einhalt zu thun, fester gelötet werden. Endlich war diese Arbeit beendet. Den Grafen Rossi begleitete ich, nachdem der Sarg eingeschifft war, an Bord. Stumm drückten wir uns die Hände. Auch er ist jetzt todt.

Benito Juarez.



Ist es schon schwer, Angehörige eines anderen Volkes richtig zu beurtheilen, um wie viel schwerer, die einer anderen Race.

Wir machen uns lustig, sind auch wohl entrüstet über die oft schiefe Auffassung, welche die Franzosen von den Deutschen haben. Handeln diese aber ihnen gegenüber gerechter? Leiden sie nicht ebenfalls an einer sich als patriotisch aufspielenden Verblendung, die Jene ihnen nicht selten als Carikaturen erscheinen läßt? Namentlich seit das entsetzliche Wort „Erbfeind" — eine Schmach für unser sich mit Humanität brüstendes Jahrhundert — wieder Geltung erlangt hat! Selbst unser großer Lessing, der Apostel für ein einheitliches Menschenthum, welcher so hoch seine Zeitgenossen überragt wie der Montblanc den Berliner Kreuzberg, selbst er hat als Typus der Franzosen einen Riccaut de la Marlinière auf die Bühne gebracht, der auch heute noch mit seinem corriger la fortune dem deutschen Publikum eine pharisäerhafte Genugthuung bereitet. Den Engländer stellen wir uns gern als eine durchwegs spleenhafte, steifleinene Persönlichkeit vor, den Spanier als Guitarre spielenden, sich stolz in seinen zerlumpten Mantel drapirenden Faullenzer, den Holländer als einen behäbig auf seinen Pfeffersäcken ruhenden Mynheer mit der ewigen Thonpfeife im Munde und so fort ohne Grazie, während wir ihrerseits gleich schlecht gewürdigt werden.

Nur ein längerer, intimer Umgang mit einer fremden Nation verhilft uns zu genauer Kenntniß derselben. Man muß

sich auf ihren Standpunkt zu stellen wissen, gleichsam in ihre Haut hineinkriechen und durch das Prisma der nationalen Besonderheit hindurch das allgemein Menschliche in ihr zu entdecken trachten, ebenso wie man dann erst sich einer fremden Sprache mächtig nennen darf, wenn man in ihr nicht allein zu sprechen, sondern auch zu denken vermag.

Noch größere Mühe bereitet uns das Verständniß, wo, wie ich schon sagte, Mitglieder einer nicht-kaukasischen Race im Spiel sind, weil bei ihnen, nach der treffenden Bemerkung Alexander von Humboldt's, weit mehr eine Stammesphysiognomie existirt als eine dem oder jenem Individuum eigenthümliche. Erst eine vorgeschrittene geistige Entwickelung läßt den individuellen Charakter des Einzelnen hervortreten. Je höher die Bildung, desto ausgeprägter das Ich.

In solchen Fällen ist es jedoch besonders nöthig, vorerst ein Gesammtbild der betreffenden Race zu gewinnen. Es wird dann leichter, das innere Wesen eines ihr entstammenden Mannes zu begreifen und zu erkennen, mit welchen Fäden er einerseits mit ihr noch zusammenhängt, durch welche Eigenschaften er andererseits sich über das Niveau derselben erhoben hat.

So will ich auch bei der Schilderung des großen Patrioten und langjährigen Präsidenten der mexikanischen Republik, des energischen Reformators, des erfolgreichen Widersachers der fremden Intervention, Benito Juarez, vorgehen, der, ein Vollblut-Indianer zapotekischen Stammes, es durch Fleiß und Ausdauer zu einer vielseitigen, gründlichen Bildung und zu dem Range einer der hervorragendsten politischen Persönlichkeiten unserer Zeit gebracht hat.

Als Einleitung diene also eine kurze Charakteristik der indianischen Race in Mexiko.

Die noch immer ziemlich allgemein angenommene Classifikation des Menschengeschlechts in fünf Racen, die kaukasische oder weiße, die mongolische oder gelbe, die amerikanische oder

kupferfarbene, die afrikanische oder schwarze und die malayische oder gelbbraune, wenn schon sie durch ihre scheinbare Einfachheit besticht, ist dennoch zu ausschließlich auf rein äußerliche Unterschiede begründet, als daß sie eine streng wissenschaftliche genannt werden darf. Richtiger möchte es sein, das Menschengeschlecht nach der Analogie des einzelnen Menschen, welcher wächst, zum Höhepunkt seiner Entwicklung gelangt und dann langsam abnimmt, in nur drei Racen einzutheilen, die aufsteigende, die culminirende und die absteigende. Während der Neger den Typus der Kindheit repräsentirt, der Kaukasier den der Männlichkeit, fallen der Mongole, der Malaye und der Indianer in die Kategorie des Greisenalters.

Dieser Letzte ist par excellence der Vertreter der absteigenden Race. Er wird gewissermaßen alt geboren, obgleich der spärliche Bart, die Eigenart seiner Haut, bis in das spätere Alter faltenlos zu bleiben, und der Umstand, daß sein dichtes, straffes, schwarzes Haar niemals ausfällt und nur unmerklich ergraut, ihn bei vorgerückten Jahren jünger erscheinen läßt, als er ist. Jedem Fremden fällt der ernste und nachdenkliche Ausdruck auf, den er in der Physiognomie schon des Indianerkindes bemerkt, im Gegensatz zum Neger, der auch in hohem Alter immer noch etwas vom Kinde in seinem Wesen bewahrt. Das Indianerkind weiß nicht zu spielen; fast nie hört man aus seinem Munde helles, fröhliches Lachen. Die Freude des Indianers ist überhaupt für gewöhnlich stumm, seine Trauer düster. Er hat einen seltsam schwermüthigen Blick, und um die Mundwinkel liegt ein melancholischer Zug. Das Siegel des Todes scheint von der Stunde der Geburt an seiner niedrigen Stirn aufgedrückt zu sein. Er steht unter dem Banne des unbestimmten Vorgefühls, daß auf seiner Race ein Verhängniß ruhe, welches sie zum Aussterben verdammt. Lärm und lautes Geschrei vernimmt man selten aus einer Masse von Indianern. Still bewegen sie sich neben einander hin. Nicht allein in Gegenwart

der Kreolen und Mestizen, ihrer natürlichen Feinde, sind sie so kalt und zurückhaltend, auch im Kreise der Stammesgenossen erpackt sie nur ausnahmsweise eine wilde Lustigkeit, meistens durch den Genuß berauschender Getränke erregt, aber sie hat etwas Unheimliches an sich, als ob man einen zum Tode Verurtheilten springen und tanzen sähe. Sein Rücken ist gewöhnlich gekrümmt, als ob eine für seine Kräfte zu schwere Last ihn drücke. Sein Gang ist schleppend oder besteht in einer Art von Hundetrab. Man meint, die Peitsche des Sklavenaufsehers treibe den Unwilligen vorwärts. Hält er im Laufe an, so bleibt er nicht stolz aufrecht stehen; er hockt nieder, gleichsam um den möglichst winzigen Raum auf der Erde einzunehmen, und als wollte er gegenüber den Repräsentanten der höheren Race sich demüthig klein machen. Sein Blick, anstatt in freiem Umherschweifen den weitesten Horizont zu umfassen, ist gemeiniglich auf den Boden geheftet, als suche er instinctmäßig dort den Platz, wo er die ewige Grabesruhe finde. Der Aufschlag der Lider ist scheu. Schwer versteht er sich zu einem geraden, offenen, festen Anblicken. Der Indianer ist übrigens von kräftiger Körperconstitution, wenn auch seine Muskelkräfte denen des Negers nachstehen; aber er ist geeigneter für Arbeiten der Resistenz als für die der Impulsion, das heißt, seine Kraft ist mehr passiver als aktiver Natur: er ist das Ideal eines Lastthiers. Durchgehends erfreut er sich einer trefflichen Gesundheit. Physische Gebrechen findet man selten bei ihm, und sein Organismus besitzt eine wunderbare Heilkraft. Damit hängt vielleicht seine Unempfindlichkeit zusammen, die von dem Körper auf den Geist übergegangen zu sein scheint. Die Sensibilität seiner Nerven ist gering; er empfindet schwach den Schmerz wie die Freude.

Es mangeln dem Indianer keineswegs Sinnenschärfe, klare Auffassung der Erscheinungen und auch eine gewisse Combinationsgabe, d. h., soweit es sich um materielle Dinge handelt, aber bei der ungenügenden Ausbildung des großen Gehirns entbehrt

er jenes Sinnes für das Ideale, welcher die Folge eines feiner angelegten Nervensystems ist, sowie jener Fähigkeit zur Initiative, die bei der kaukasischen Race seit Jahrtausenden die schönsten Culturblüthen gezeitigt hat, um in Zukunft den ganzen Erdball mit ihnen zu bedecken.

Der Indianer ist wenig mittheilsam, nicht frei und offen, sondern verschlossen und mißtrauisch, ein Anachoret aus Neigung, also antisocial. Er hat wenig Bedürfnisse, ist also culturfeindlich. Indolenz und Apathie beherrschen ihn. Warum sollte er sich auch aus seinem gewohnheitsmäßigen Phlegma herausreißen, wenn er kein Ziel zu erreichen hat? Zwar beweist er Zähigkeit im Beharren auf einem einmal eingenommenen Standpunkt, in der Verfolgung eines einmal angestrebten Zieles, in der Ausführung eines einmal beschlossenen Planes; alles dieses geschieht jedoch vorwiegend in Folge einer Art von vis inertiae. Er ist Stoiker in des Wortes strengster Bedeutung. Er duldet, ohne zu klagen. Er fürchtet nicht den Tod. Warum ihn fürchten? Ist doch das Leben freudlos für ihn, bietet es ihm doch statt der Genüsse nur harte Arbeit von früh bis spät, einen Tag wie alle Tage, ein Jahr wie alle Jahre, und so von Geschlecht zu Geschlecht, ohne daß er eine gründliche Verbesserung seiner Lage für möglich hält. Jedem Angriff, jedem Unglück stellt er seine viel geübte Fähigkeit des Duldens entgegen. Er beugt das Haupt und läßt das Geschick über sich ergehen; er bekämpft es nicht.

Von übertriebener, ceremoniöser Höflichkeit, nicht allein gegen Personen, die er als höher stehend ansieht, sondern auch gegen Leute, welche der gleichen gesellschaftlichen Stellung angehören, schließt er sich zwar schwer an, löst aber trotzdem mit Leichtigkeit die von ihm geknüpften Freundschafts-, Liebes- und Dankbarkeitsbande. Bezeichnend ist, daß in den wenigsten mexikanischen Sprachen sich Ausdrücke für „Liebe“ und „Dank“ finden. Seine Erfindungsgabe ist beschränkt, schwerfällig seine

Phantasie, dagegen in hohem Grade ausgebildet das Nachahmungstalent und unerschöpflich seine Ausdauer. Aus diesem Grunde eignet er sich zu jeder rein mechanischen Thätigkeit, vornehmlich wenn sie eine sitzende Lebensweise und minutiöse Aufmerksamkeit auf Details erfordert. Weil faul zum denken, kennt er die Langeweile nicht. Bildungsfähigkeit ist ihm sicher nicht abzusprechen. Er faßt schnell auf und zeigt schon jung große Anstelligkeit; seine geistige Entwicklung gelangt jedoch in der Regel bald zum Stillstand, es sei denn, daß außergewöhnliche Umstände sie fördern. Er neigt mehr zur Schlauheit als zur Klugheit. Für das, was ihn interessirt, besitzt er ein gutes Gedächtniß, besonders für ihm angethane Unbilden, und freut sich, bei passender Gelegenheit Rache dafür zu nehmen, doch geht er theilnahmlos an Allem vorüber, was ihn nicht direkt berührt.

Dabei ist der Indianer ein unaufhörlicher, wenn auch scheinbar gleichgültiger Beobachter dessen, was im Bereich seiner Wahrnehmung vorgeht. Er sieht, so zu sagen, durch die gesenkten Augenlider, er hört ohne hinzuhorchen, und diese Eigenschaft, verbunden mit seiner Verstellungsgabe, mit der Leichtigkeit, die Gedanken eines Andern zu erspähen, mit seiner Schweigsamkeit und der Kunst, höchstens die halbe Wahrheit zu sagen, macht ihn zum Muster eines — Diplomaten.

Vor allen Dingen will er voll und ganz Indianer bleiben, mit seinen alten Gewohnheiten, in seiner gegenwärtigen Herabwürdigung, aber auch mit der Fülle seines durch jahrhundertelange Knechtschaft genährten Hasses gegen seinen Unterdrücker, den Weißen.

Diese in großen Zügen hingeworfene Charakteristik des indio manso — des friedfertigen mexikanischen Indianers — der numerisch den Hauptbestandtheil der Bevölkerung jener Republik ausmacht, ist natürlich eine nur lückenhafte. Um sie zu vervollständigen, müßte ich Beispiele, geschöpft aus dem Schatze meiner persönlichen Beobachtungen, anführen. Das würde mich aber hier zu weit führen.

Ich komme deshalb auf Benito Juarez zurück, der, wenngleich er viele Schlacken seines Indianerthums von sich abgestreift, doch in mancher Beziehung, wie seine guten und schlechten Handlungen es offenbaren, seine Race-Anlagen bewahrt, einzelne sogar potenzirt hatte. Jedenfalls bildete er eine seltene Ausnahme. Am Meisten zeichnete er sich durch zähe Beharrlichkeit, stoische Unempfindlichkeit und große Schweigsamkeit aus, dabei aber auch durch Unversöhnlichkeit und eine bisweilen bis zur Grausamkeit gehende Rachsucht.

Auch im Aeußern war Juarez unverkennbar ein Indianer; klein, von untersetzter Statur, breitschulterig, die Haut broncefarbig, mit starken Backenknochen, großem Mund, breiter Nase und kräftigem, schwarzem, nur wenig in's Graue spielendem Haarwuchs, völlig bartlos, mit dunklen, gewöhnlich kalt blickenden Augen und mit ernsten Zügen, über welche nur selten ein flüchtiges Lächeln huschte.

So sah ich ihn zum ersten Male, als er wenige Wochen nach der Flucht Miramon's, von Veracruz kommend, am 11. Januar 1861 unter den enthusiastischen Freudenbezeugungen des Volkes seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt des Landes hielt. Schon fünfundfünzig Jahre alt, erschien er mir viel jünger und nahm vor Allem durch sein anspruchsloses, trotz des berechtigten Selbstbewußtseins bescheidenes, sich von jeder Ostentation fern haltendes Auftreten ein. Nur wunderte es mich, keine Spur von freudiger Aufregung in seinen Mienen wahrzunehmen. Es war der erste mexikanische Präsident in bürgerlichem Kleide, den ich kennen lernte, wie überhaupt fast ausschließlich Generale sich an der Spitze der Republik befunden haben.

Der Bibel Spruch, der Mensch sei ein Wandrer auf der Erde, hatte Juarez schon damals während eines Theiles seines Lebens sehr wörtlich erfüllt und sollte ihn in dessen weiterem Verlauf noch mehr bethätigen. Bis zum Jahre 1853 war seine Laufbahn eine verhältnißmäßig ruhige gewesen.

Am 21. März 1806 in dem im Staate Oaxaca gelegenen Gebirgsdörfchen San Pablo Guelatao, welches heute den ehrenden Namen Villa Juarez führt, unter den ärmlichsten Verhältnissen geboren und früh verwaist, entlief er seinem Onkel, der ihn zum Hüten des Viehs verwendete, weil er schlecht von ihm behandelt wurde, und fand in dienender Stellung Aufnahme bei einer wohlhabenden spanischen Familie in der Stadt Oaxaca. Diese, welche die trefflichen Anlagen und die Lernbegierde — eine seltene Ausnahme — des Indianerknaben bemerkte, ließ ihm eine gute Erziehung zu Theil werden, mit dem Wunsche, daß er sich dem geistlichen Stande widmen möge. Das entsprach aber durchaus nicht der Neigung des jungen Juarez; er absolvirte vielmehr das Studium der Rechte und wurde 1834 zum Advokaten graduirt. Als solcher wie als Richter hatte er namhafte Erfolge. Zur selben Zeit verheirathete er sich mit einer weißen, schönen und ebenso gebildeten wie liebenswürdigen Dame Doña Margarita Maza, mit der ich ebenfalls verkehrt habe, und welche nach einer glücklichen, kinderreichen Ehe im Januar 1871 starb. In seinem Geburtsstaate bekleidete Juarez eine Reihe wichtiger Aemter; 1848 erhob die Volkswahl ihn zum Gouverneur desselben, nachdem er zwei Jahre vorher zum Abgeordneten in den Bundescongreß gewählt worden war. Während seiner vierjährigen Amtsdauer führte er mannigfache Verbesserungen ein, eröffnete neue Verkehrsstraßen, gründete Schulen, reformirte das Finanzwesen, so daß, als er 1852 in's Privatleben zurücktrat, sein Staat sich in einem niemals früher gekannten Zustand der Blüthe befand. Gleich vielen anderen seiner liberalen Gesinnungsgenossen wurde Juarez durch Santa-Anna des Landes verwiesen und sah sich, um sich und seine Familie zu erhalten, gezwungen, in New-Orleans als Cigarrenmacher zu arbeiten. Seine Ehrenhaftigkeit hatte ihn verhindert, die hohe Stellung, welche er eingenommen, zu seinem persönlichen Vortheil auszunützen. 1855, nach Ausbruch der Re-

volution von Ayutla, kehrte er über Acapulco in sein Vaterland zurück. General Alvarez ernannte ihn, als jene triumphirt hatte, zum Justizminister. Als Deputirter betheiligte er sich lebhaft an dem Entwurf der freisinnigen Bundesverfassung, durch welche die vom Jahre 1824 ersetzt werden sollte, und übernahm 1857 unter Comonfort das Ministerium des Innern. Vorher schon war er zum Präsidenten des Obersten Gerichtshofes, mit welcher Stellung die eines Vice-Präsidenten der Republik verbunden ist, erwählt worden. In Folge des Treubruchs Comonfort's übernahm er, der Verfassung gemäß, mittelst einer am 19. Januar 1858 in Guanajuato erlassenen Proklamation die Regierung, mußte aber vor der siegreichen Reaktion fliehen, schiffte sich in Manzanillo, einem am stillen Ozean gelegenen Hafenplatze, ein und gelangte endlich über Panamá nach Veracruz, welche Stadt der constitutionellen Sache treu geblieben war. Dort verweilte er, bis der Sieg von San Miguel Calpulalpam es ihm ermöglichte, seinen Regierungssitz nach Mexiko zu verlegen.

Durch einen seiner Minister, Ignacio Ramirez, dessen ich schon in dem Abschnitt über Alexander von Humboldt lobend erwähnt habe, und mit welchem ich innig befreundet geworden war, wurde ich Juarez, der inzwischen im Juni 1861 mit überwältigender Majorität zum wirklichen Präsidenten erwählt worden war, vorgestellt. Er empfing mich freundlich und willfahrte meinem Wunsche, indem er mir in dem von Ramirez geleiteten Fomento-Ministerium eine Anstellung gab, woselbst ich mich unter Beibehaltung meiner mir im Juni 1860 vom liberalen Kriegsminister, General Don Santos Degollado, verliehenen Oberstencharge mit den die Colonisation betreffenden Angelegenheiten beschäftigte sowie an der Ausarbeitung der Gesammtkarte der Republik theilnahm.

Die erste und wesentlichste Aufgabe der Regierung bestand in der völligen Unschädlichmachung des Clerus. Juarez wie

Ramirez huldigten der vernünftigen Ansicht, daß, wo wie in diesem Falle die Ausmerzung eines seit beinahe dreihundertundfünfzig Jahren bestehenden Uebels in Angriff genommen werden mußte, mit halben Maßregeln nichts auszurichten sei; entschiedene Rücksichtslosigkeit sei die beste Politik. Am Wenigsten der Kirche gegenüber, meinte der Minister, sei es angemessen, das Beispiel jenes Bauers zu befolgen, der, von der Nothwendigkeit überzeugt, seinem Hunde den Schwanz abzunehmen, jeden Morgen ein Stückchen davon herunterschnitt, damit es dem armen Thiere nicht zu wehe thue. Ein kräftiger Hieb sollte für immer die Kirche vom Staate trennen und damit der leidigen Verquickung zweier heterogener Machtfaktoren ein Ende gemacht werden, wohlverstanden, ohne jener eine so unbeschränkte Selbstständigkeit zu belassen, daß sie möglicherweise diesem neue Ungelegenheiten bereiten könnte, sondern sie den allgemeinen Gesetzen unterordnend.

Es handelte sich, kurz gesagt, um die Durchführung der „leyes de reforma", jener berühmten Gesetze, wie in ähnlicher Vollkommenheit kein anderer Staat der Welt solche aufzuweisen hat, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nicht ausgenommen, und deren sorgfältiges Studium der immer noch tief im Wirrsal des „Culturkampfes" steckenden preußischen Regierung und Volksvertretung nicht genug anempfohlen werden kann, weil in ihnen sie den Ariadnefaden fänden, der sie aus dem Labyrinthe der staatlich-kirchlichen Streitfragen herausführen würde.

Am 28. Juni 1857 hatte der seitdem verstorbene Minister Miguel Lerdo de Tejada, der begabte und freisinnige Bruder des späteren Ministers des Aeußern unter der Regierung von Juarez, des nach dem Tode des Letzteren zur Präsidentschaft gelangten, gegenwärtig in freiwilliger Verbannung lebenden Sebastian, durch die Proklamirung der Religions- und Cultusfreiheit, durch die Ausweisung der Jesuiten, durch die befohlene Registrirung alles Eigenthums der „todten Hand" — bienes de mano

muerta — und durch Bestimmungen, welche die Eintragung der Neugeborenen in Civilstandsregister, die bürgerliche Eheschließung und die Verstaatlichung des Begräbnißwesens einführten und regelten, den ersten Schritt gethan, um die verderbliche Macht der katholischen Geistlichkeit in Mexiko zu brechen. Die im Sommer 1859 in Veracruz erlassenen „Reformgesetze“ vervollständigten die obigen Maßregeln. Abermals wurde durch sie die Cultusfreiheit für alle Confessionen dekretirt, doch mit der vernünftigen Beschränkung durch das Verbot der Ausübung kirchlicher Functionen und Ceremonien außerhalb der Gotteshäuser; ferner das gesammte Kirchenvermögen für Nationaleigenthum erklärt, die Aufhebung aller Mönchs- und Nonnen-Klöster verfügt und die Neubildung religiöser Congregationen, gleichviel unter welchem Namen, sowie die Erwerbung und der Besitz von unbeweglichen Gütern, ausgenommen der für den Cultus bestimmten Gebäude, untersagt. Die 1861 erfolgte Ausweisung sämmtlicher Bischöfe hing nicht damit zusammen; sie war damals im Interesse des innern Friedens nothwendig geworden und wurde später wieder aufgehoben.

Alles ging ziemlich glatt von Statten. Die Gegenpartei war zu sehr auf's Haupt geschlagen, als daß sie ernstlichen Widerstand zu leisten vermochte. Um aber dem Nachtgevögel eine Rückkehr in die weich ausgepolsterten, zwangsweise verlassenen Nester unmöglich zu machen, war es unerläßlich, diese selbst zu zerstören.

In den meisten größeren Städten Mexikos, besonders in der Hauptstadt, bildeten die ausgedehnte Areale bedeckenden, festungsartig von haushohen Mauern umschlossenen Klöster insofern permanente Verkehrshemmungen, als sie die Weiterführung der Straßen unmöglich machten und dadurch die Verbindung zwischen den verschiedenen Stadttheilen erschwerten. Schon aus rein praktischen Gründen hatte deren Beseitigung seit Langem sich als wünschenswerth erwiesen. Den Insassen war jedoch als

beati possidentes, so lange dem Staate der Muth fehlte, an den Privilegien der Kirche zu rütteln, nicht beizukommen. Sie selbst sträubten sich natürlich gegen eine Zerstückelung ihrer Wohnsitze und hätten über sakrilegische Besitzstörung geschrieen, wenn man gewaltsam Derartiges in's Werk gesetzt haben würde. Die „Reformgesetze" brachten auch hierin Besserung und zwar eine radikale. Die Klöster wurden parcellirt und in Privatwohnungen umgewandelt.

Eine Weile zögerte man, das Gleiche mit dem Capuzinerinnenkloster zu thun. Die frommen „Bräute Christi" hatten zwar bereits ihren Exodus vollzogen. An der Rückwand des Gebäudes, gerade an der Stelle, wo eine Straße durchgebrochen werden sollte, hing aber ein riesiges Cruzifix, dem hauptsächlich von der indianischen Bevölkerung Verehrung gezollt wurde, und man scheute sich in Regierungskreisen, das Bild zu entfernen. Es gab sogar Leute, welche eine offene Empörung voraussagten, falls man es wagen würde, auf diese Weise das religiöse Gefühl der Massen zu verletzen.

Minister Ramirez war anderer Meinung.

„Vor einer bunt angemalten hölzernen Puppe", sagte er, „möge sie wen immer darstellen, darf das Gesetz nicht zurückweichen."

Eines Morgens forderte er die freisinnigen Beamten seines Ministeriums auf, ihn zu begleiten, um persönlich zur Demolirung des Cruzifixes zu schreiten. Mit Aexten, Beilen, Sägen, Stricken und Leitern bewaffnet folgten wir ihm. Das Gerücht von dem beabsichtigten Attentat hatte sich in der Stadt verbreitet. Hunderte von Menschen fanden wir gegenüber dem Bilde zusammengeschaart. Viele lagen vor ihm auf den Knieen und plapperten mit lauter Stimme Gebete her; andere murrten und schimpften, als wir uns näherten.

„An's Werk, Freunde", rief Ramirez, und bestieg, der Erste, die schnell angelegte Leiter.

Nach halbstündiger Arbeit lag die Puppe, arg beschädigt, auf dem Boden. Und das grollende Volk? Nun, vermuthlich ballte es die Faust in der Tasche; weiter hat es uns nicht gehindert in unserm Thun. Ich aber hatte gelernt, daß man am Erfolgreichsten das religiöse Vorurtheil bekämpft, wenn man sich auf keine Transaktion mit ihm einläßt. Das wußte schon Bonifacius, der Bekehrer der Deutschen, als er mit kräftigen Axtschlägen die heilige Eiche bei Fulda fällte. Warum zögern die deutschen Freidenker, auf wissenschaftlichem Gebiete in ähnlicher Art vorzugehen? Warum verschwenden sie Zeit und Mühe an das fruchtlose Beginnen, das helle Wissen mit dem dunkeln Glauben zu versöhnen, welche, durch eine unüberspringbare Kluft getrennt, sich stets feindlich gegenüberstehen werden und mit logischer Nothwendigkeit sich gegenseitig ausschließen?

Hoch anzuerkennen war, daß Juarez und seine Regierung die Entkirchlichung der Gesellschaft, insoweit der Staat dabei mitzuwirken hatte, auch innerhalb der Schule vollzogen. Grundsätzlich wurde jede religiöse Unterweisung aus dem Lehrplan der öffentlichen Unterrichtsanstalten verbannt, sogar als unstatthaft erklärt, den Namen „Gott" irgendwo zu nennen.

Das stimmte mit meiner Denkweise überein. Ich arbeitete deshalb in aller Eile und doch mit großer Sorgfalt ein Programm aus, nach welchem unter meiner Leitung der höhere Unterricht in einem neu zu errichtenden Institut, einer Art von Realgymnasium, zu ertheilen wäre, und begab mich zum Präsidenten, um ihm dasselbe zur Begutachtung vorzulegen.

In kurzen Worten empfahl ich ihm die Sache.

„Und haben Sie schon ein Gebäude in's Auge gefaßt", fragte er mich, „wo Sie das Institut unterbringen wollen?"

„Gewiß, das passendste, welches überhaupt gefunden werden kann", war meine Antwort.

„Nun?"

„Den früheren erzbischöflichen Palast. Wäre es nicht gleich-

sam die Krönung der neuen Aera, ein weithin leuchtendes Zeichen des vollständigen Triumphes unserer Sache, wenn über dem Thore jenes Hauses, das so lange Zeit hindurch der Beförderung des Aberglaubens gedient hat, fortan die Inschrift zu lesen wäre: „Colegio de la Reforma“?

Juarez lächelte.

„Ich will mir die Sache überlegen.“

Grundsätzlich traf er niemals schnell eine Entscheidung.

Nach wenigen Tagen wurde ich zu ihm gerufen. Die Entscheidung fiel nicht ganz meiner Erwartung entsprechend aus. Der Präsident hielt es, nach Rücksprache mit dem Ministerium, für besser, daß ich als wissenschaftlicher Direktor wiederum in das Militär-Collegium von Chapultepec einträte, um in jener Anstalt die mir passend scheinenden Abänderungen der Unterrichtsmethode und des Studienplanes nach den in meinem Memorandum entwickelten Principien anzubahnen.

Nolens volens sah ich mich in die militärische Carrière zurückgeschleudert. Freilich sollte diese binnen Kurzem wieder die wichtigste für die Republik werden.

Bevor ich den neuen Posten antrat, beendigte ich mein zur Vertheidigung Mexikos geschriebenes Buch. Wem anders konnte ich es widmen, als „dem um das Vaterland hochverdienten Bürger, dem überzeugungstreuen Demokraten, dem unbescholtenen Chef der öffentlichen Verwaltung“ — integer vitae, scelerisque purus — „dem Präsidenten der Republik, Benito Juarez“?

Freudig und dankbar nahm er die Widmung an.

Am 18. Dezember 1861 hatte er eine Proklamation an die Nation gerichtet, in welcher er die ungerechten Vorwände zurückwies, welche von den drei verbündeten Mächten, damals in erster Linie Spanien, ferner Frankreich und England, angeführt worden waren, um den ohne vorherige Kriegserklärung bewerkstelligten bewaffneten Einfall in das Land zu beschönigen oder

gar zu rechtfertigen. Das Schriftstück war in durchaus würdigem Tone gehalten.

Ich will nicht leugnen, daß der am 17. Juli vom Congreß votirte Beschluß, durch welchen, um der drohenden Finanzkrisis vorzubeugen, von dem Tage der Veröffentlichung des betreffenden Gesetzes an alle Zahlungen, die gemäß diplomatischem Uebereinkommen für die fremden Gläubiger reservirt waren, auf zwei Jahre eingestellt wurden, ein Akt großer Leichtfertigkeit war. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß dem damaligen Minister des Aeußern, Don Manuel Doblado, früherem Gouverneur des Staates Guanajuato, von den fremden Gesandten, denen er rechtzeitig von dieser durch die Regierung beabsichtigten Maßregel Mittheilung gemacht hatte, beruhigende Zusicherungen gegeben worden waren. Freilich wußte er nicht, daß namentlich der Vertreter Frankreichs nur auf eine passende Gelegenheit wartete, um einen Conflikt mit der Republik zu provociren. Es war dies der berüchtigte Herr Dubois, der, weil er aus dem Orte Saligny stammte, sich zuerst Dubois de Saligny, später einfach Herr de Saligny nannte, ebenso wie die bonapartistischen Klopffechter Granier, Vater und Sohn, ihren ursprünglich bürgerlichen Namen mit dem ihrer Geburtsstadt Cassagnac vertauscht und die Doppelbedeutung der Präposition „de", „aus" und „von", geschickt ausnützend, sich mühelos ein Adelsprädikat angeschwindelt haben. Dieser Monsieur Dubois, als Trunkenbold von den Mexikanern verachtet, war ein gefügiges Werkzeug der Intrigue, welche man in Paris angezettelt hatte, um in Mexiko einen radikalen Systemwechsel herbeizuführen und nebenbei mittelst der Jecker'schen Bons Geschäfte zu machen. Davon konnten aber Juarez und seine Minister nichts wissen, und so fielen sie in die ihnen bereitete Falle.

Indem in der erwähnten Proklamation der Präsident der berechtigten Erbitterung, welche das Herz jedes Patrioten über die unverantwortliche Verletzung der Autonomie und Unabhängig-

keit der Republik erfüllte, Schweigen gebot und den im Lande residirenden Angehörigen sogar derjenigen Nationen, die sich derselben schuldig gemacht, vollen Schutz zusicherte, gab er einen glänzenden Beweis von der Grundlosigkeit der Verleumdung, daß die Mexikaner die eingewanderten Fremden schlecht behandelten. Weit mehr war bis dahin das Gegentheil der Fall gewesen.

Dieses amtliche Schriftstück nahm ich zum Ausgangspunkt meiner Vertheidigungsschrift. Anknüpfend an den Satz: „victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni“ — die siegreiche Sache gefällt den Göttern, Cato aber die besiegte —, obgleich ich unsere Sache keineswegs verloren gab, bemühte ich mich, die vom Auslande gegen die mexikanische Republik erhobenen Anklagen der Reihe nach zu entkräften. Vor Jahren schon hatte der Geschichtsschreiber Mora gesagt, daß derjenige Europäer, welcher Land und Volk nach den Schilderungen, die Alexander von Humboldt 1804 von ihnen gemacht, zu kennen glaube, in große Irrthümer verfallen müsse, da die seit jener Zeit stattgefundenen Ereignisse eine durchgreifende Veränderung hervorgebracht haben. Auch 1862 beurtheilte man jenseits des atlantischen Ozeans Mexiko noch immer falsch. Ich hielt es für meine Pflicht, es in das richtige Licht zu stellen. Der heilige Augustinus schrieb einmal: „Göttliche Dinge muß man lieben, um sie zu kennen, menschliche Dinge muß man kennen, um sie zu lieben.“ Ich hoffte dadurch, daß ich die Kenntniß meines neuen Vaterlandes förderte, größere Liebe für dasselbe in der Brust unabhängiger Beurtheiler zu erwecken. Zum Theil ist es mir gelungen.

Das interessanteste Kapitel in meinem Buche war vielleicht dasjenige, in welchem ich die historische Entwicklung der mexikanischen Parteiverhältnisse klarlegte, sowie das darauf folgende, in dem ich den Nachweis lieferte, daß keine Nation der Erde in gleich kurzer Zeit so staunenswerthe Fortschritte gemacht habe als

jene. Ich schloß mit einem prophetischen Ausblick auf die Zukunft. Was ich darin voraussah, heute ist es zur Wahrheit geworden, und ich bin glücklich, nicht einen Augenblick, selbst nicht inmitten der gefährlichsten Krisen, an der der Republik innewohnenden Lebenskraft verzweifelt zu haben, während sogar viele eingeborene Mexikaner jede Hoffnung aufgegeben hatten, sie wieder gerettet zu sehen.

Benito Juarez sagte mir herzliche Worte der Anerkennung für mein Buch. Es machte in der That außergewöhnliches Aufsehen, zunächst in Mexiko, später, nachdem es in französischer und englischer Uebersetzung erschienen war, auch in Europa. Von vielen Seiten erhielt ich die schmeichelhaftesten Zuschriften. Alle freisinnigen mexikanischen Zeitungen besprachen es in den lobendsten Ausdrücken und druckten ganze Seiten daraus ab. Sie nannten es „eine wahrhaft patriotische That“. Es ist keine Eitelkeit, wenn ich diese Bezeichnung nicht für übertrieben halte. Mit einem Schlage war ich volksthümlich geworden. Oft fand ich auf späteren Reisen tief im Innern des Landes, in weitab von der Heerstraße liegenden Dörfern die herzlichste Gastfreundschaft, sobald ich meinen Namen angab.

„Sind Sie der Verfasser der „Apelacion“?

Und wenn ich die Frage mit Ja beantwortete, behandelte man mich wie einen alten, lieben Freund.. Bei einem Bankett brachte der mexikanische General Paz einen Trinkspruch auf mich aus, als „den Mexikanischsten aller Mexikaner“.

Auch heute noch, obgleich seit der Veröffentlichung zweiundzwanzig Jahre verflossen sind, dürften manche in meinem Buche enthaltene Daten Berücksichtigung verdienen. Immer noch ist ja Mexiko nur ungenügend in Europa gekannt. Immer noch stößt man — leider! — auf einseitige und verkehrte Urtheile.

Nachdem ich zum zweiten Male in die Militärschule von Chapultepec, jetzt in höherer Stellung, eingerückt war, machte ich mich unverzüglich an die mir zugewiesene Arbeit der Reform der

Unterrichtsmethode und des Studienplanes. In dem Abschnitt über Miguel Miramon habe ich genauer das dort zur Anwendung gelangende fehlerhafte System geschildert. Nach einigen Wochen war ich mit meinem Entwurf fertig. Jetzt kam aber erst der schwerste Theil meiner Aufgabe. Auf Befehl der Regierung mußte ich meine Vorschläge dem Professoren-Collegium unterbreiten und dessen Zustimmung zu denselben erlangen. Die meisten von ihnen, an den alten, bequemen Schlendrian gewöhnt, sträubten sich gegen jede Aenderung. Tag für Tag hatte ich lebhafte Disputationen mit ihnen. Wiederholt betonte ich, daß bei dem bloßen Auswendiglernen der Lehrer eigentlich weniger zu wissen brauche als der Schüler, also in dessen Augen an Achtung verlieren müsse, daß der in solcher Art ertheilte Unterricht, anstatt den Geist zu wecken, einschläfernd und verdummend wirke, daß keine dauernden Resultate erzielt werden könnten, wenn sie allein das Gedächtniß, nicht das Verständniß zur Grundlage hätten, daß im Kopfe ein unfruchtbarer Ballast aufgehäuft werde, — war es mir doch vorgekommen, daß bei einer von mir vorgenommenen Prüfung in der Mathematik Schüler nur diejenigen Probleme zu lösen verstanden, welche als Beispiele im „Text“ angeführt waren. Mit großer Mühe gelang es mir endlich, die Majorität der Professoren zu meinen Ansichten zu bekehren. Die Annahme meines Projekts war damit gesichert, und ich beeilte mich, den Präsidenten in der Form eines Privatbriefes von dem Ergebniß zu benachrichtigen.

Juarez beschied mich zu sich, um sich ausführlicher über die Sache von mir Bericht erstatten zu lassen. Als ich in den Nationalpalast eintrat, erfuhr ich, daß in der Nacht vorher ein Trauerfall in seiner Familie stattgefunden hatte. Ich glaubte deshalb nicht, ihn im Regierungsgebäude anwesend zu finden. Er bewohnte nämlich ein nahe demselben gelegenes, von ihm gemiethetes Privathaus, obgleich er das Recht hatte, von der Amtswohnung Gebrauch zu machen, wie im Allgemeinen seine An-

sprüche bescheiden waren: hatte er selbst doch dem Congreß einen Gesetzvorschlag zugehen lassen, durch welchen sein Jahresgehalt von 36,000 auf 30,000 Pesos herabgesetzt wurde. Nichtsdestoweniger war er zugegen und empfing mich. An gewissenhafter Pflichterfüllung konnte er allen Beamten als nachahmungswürdiges Vorbild dienen. Vergebens suchte ich in seinen Zügen nach Spuren des Schmerzes; ich vermochte sie nicht zu entdecken. Gleichmüthig wie immer reichte er mir die Hand.

Natürlich wollte ich zuerst ihm meine Theilnahme über das Unglück ausdrücken, das ihn betroffen hatte. Er unterbrach mich jedoch sofort.

„Sie sprechen, Oberst, in diesen Räumen zum Präsidenten der Republik, nicht zu Benito Juarez. Was haben Sie mir amtlich mitzutheilen?“

Und ohne eine Miene zu verziehen, ließ er sich den ganzen Hergang und glücklichen Abschluß der Conferenzen, die ich mit den Professoren gehalten hatte, erzählen, beglückwünschte mich zu meinem Erfolge und schloß die Audienz mit der Versicherung, daß er unverzüglich den Befehl geben werde, die von mir anempfohlenen Reformen in der Militärschule einzuführen.

So geschah es denn auch.

Dieses Mal blieb ich noch kürzere Zeit in Chapultepec als im Jahre 1853.

Neben meinen dienstlichen Obliegenheiten beschäftigte ich mich eifrigst mit der Politik und war ständiger Mitarbeiter an der ersten Zeitung der Hauptstadt, dem „Siglo XIX.“, welche der freisinnige Francisco Zarco als Chefredakteur leitete. Dem mexikanischen Preßgesetz gemäß unterzeichnete ich meine sämmtlichen Artikel mit vollem Namen. In einem derselben hatte ich den Ministerpräsidenten Don Manuel Doblado, einen sehr gescheuten, aber keineswegs von wahrhaftem Liberalismus erfüllten Mann, schonungslos angegriffen, weil er einige früher der Kirche gehörige Landgüter im Staate Querétaro,

deren Einkünfte später Wohlthätigkeits-Anstalten zugewiesen worden waren, auf unrechtmäßige Weise sich angeeignet hatte. Alle Welt zitterte vor dem Mächtigen; selbst der Präsident der Republik wagte nur selten sich seinen Wünschen zu widersetzen. Es gehörte darum wohl ein gewisser Muth dazu, dem ebenso einflußreichen wie despotischen und rachsüchtigen Doblado mit offenem Visir gegenüberzutreten, um ihm eine derartige Beschuldigung, die ich mit Beweisen belegte, in's Gesicht zu schleudern. Die Sache nahm einen für mich ungünstigen Verlauf. Es wurde ein Preßprozeß gegen mich angestrengt „wegen unehrerbietigen Tadels der Regierung"; zugleich erhielt ich die Ordre, meinen Posten als zweiter d. h. wissenschaftlicher Direktor des Militär-Collegiums einem andern Obersten vom Geniecorps zu übergeben, die Hauptstadt binnen 24 Stunden und das Gebiet der Republik binnen drei Tagen zu verlassen. Auch meiner militärischen Charge wurde ich entkleidet. Das war echt russisch, aber wenig republikanisch. Freilich war damals die Executivgewalt vom Congreß mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet worden.

Unverzüglich begab ich mich zu Benito Juarez, um namentlich gegen meine durchaus ungesetzlich verfügte Ausweisung zu protestiren, war ich doch mexikanischer Bürger. Der Präsident, der einsah, daß das Recht sich auf meiner Seite befand, es aber für nicht opportun erachtete, einen Conflikt mit seinem Premier heraufzubeschwören, rieth mir, mich nach Querétaro zu begeben und dort den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten. Am nächsten Morgen früh saß ich auf der Diligence. In Querétaro angelangt, fand ich die telegraphische Ordre vor, nach Mexiko zurückzukehren. Natürlich gehorchte ich und hatte eine lange Unterredung mit Doblado, der, in Folge der Vermittlung von Juarez, seine ab irato erlassenen Verfügungen zurücknahm, mich vollständig rehabilitirte und mir sogar seine besondere Protektion zusicherte, falls ich mich verpflichten wollte, fernerhin nichts mehr gegen ihn zu ver-

öffentlichen. Auf diese Bedingung wollte und konnte ich nicht eingehen; auch weigerte ich mich, um nicht in seiner unmittelbaren Nähe zu weilen, meine Stellung in Chapultepec wieder einzunehmen. Ich zog es vor, den mir vom Gouverneur von Querétaro angebotenen Posten eines Staatsingenieurs anzutreten, welchen ich bald darauf mit dem eines Regierungssekretärs vertauschte. In dem Preßprozeß wurde ich zwar zu einer Geldstrafe von 200 Pesos verurtheilt, deren Zahlung mir aber vom Präsidenten der Republik unmittelbar nach der Urtheilsverkündung in Gnaden erlassen.

Inzwischen zogen sich immer drohendere Wetterwolken im Osten des Landes zusammen. Da ließ es mir nicht länger Ruhe so fern vom Kriegsschauplatz. Ich erbat die Erlaubniß, in die Ostarmee eintreten zu dürfen. Mein Gesuch wurde bewilligt, und ich eilte zunächst nach der Hauptstadt zurück. Als ich dort eintraf, steckte man inmitten großartiger Vorbereitungen, um, wie üblich, den Jahrestag der mexikanischen Unabhängigkeit in der Nacht des 15. September und am darauf folgenden Tage festlich zu begehen. Ein besonderer Anlaß zu patriotischer Freude lag im Jahre 1862 freilich nicht vor. Im Gegentheil war die Lage der Republik noch niemals eine trostlosere gewesen.

Ehe ich fortfahre, halte ich es für unerläßlich, einen Rückblick auf die Ereignisse der letzten Monate zu werfen.

Im Artikel 3 der Londoner Convention vom 31. Oktober 1861 hieß es unter Anderm: „Les hautes parties contractantes“ — Spanien, England und Frankreich — „s'interdisent spécialement d'intervenir dans le gouvernement de la république.“ Auch die von den Verbündeten im Januar 1862 an die mexikanische Nation gerichtete Proklamation, auf welcher die Unterschriften der Vertreter Frankreichs, des Admirals Jurien de La Gravière und des früheren Gesandten Dubois de Saligny, nicht fehlten, erklärte ausdrücklich: „Ils vous trompent ceux qui vous disent, que derrière des

réclamations justes, les alliés cachent des plans de conquête et de restauration ou d'intervention dans votre politique et votre administration.“ Soviel Worte, soviel Lügen, wenigstens seitens Frankreichs. Nach dem Bekenntniß des französischen Sprechministers Billault war ja der Kriegsplan in Paris entworfen und fertig gestellt, noch bevor jene Convention abgeschlossen wurde. Michel Chevalier, der zum Bonapartismus bekehrte Ex-Saint-Simonist, Senator und Staatsrath, erhielt von seinem Herrn den Auftrag, in einer Revue über die Idee der französischen Expedition Aufschluß zu geben. „Es handelte sich“, schrieb er, „Mexiko zu regeneriren, die lateinische Race vor den Uebergriffen der saxonischen Race zu schützen, einen Damm aufzuwerfen gegen die amerikanische Demagogie, mit einem Wort, in Mexiko wie in Paris und Rom die Religion, die Familie und das Eigenthum zu retten.“ Auch das war aber eine Lüge, nebenbei gesagt, eine ungeschickte, denn sie bewog die Regierung von Washington, die allerdings durch den Bürgerkrieg vollauf in Anspruch genommen war, sich auf dem Standpunkt eines unfreundlichen qui vive zu halten. Der wahre Zweck des Unternehmens war meiner Meinung nach — das linke Rheinufer. Louis Napoléon wollte Oesterreich verhindern, daß es bei dem schon damals von ihm beabsichtigten Kriege gegen Preußen sich diesem an die Seite stelle, indem er ihm in der Person Maximilian's für die entrissene eiserne Krone die Krone Moctezuma's als Entschädigung anbot und gleichzeitig durch die Rangerhöhung Carlota's ihrem Vater, dem Könige von Belgien, schmeichelte, um ihn zu bestimmen, geeigneten Falls seine Neutralität in möglichst wohlwollender Weise für Frankreich auszuüben. Auf Mexiko schlug man, Preußen meinte man.

Außer diesem Leitmotiv zur mexikanischen Expedition — nach des Vice-Kaisers Rouher Bezeichnung „die größte Idee des Kaiserreichs“ — spielten noch mancherlei Nebenmotive mit,

so die schon an einem andern Orte von mir gekennzeichnete Geldgier der Höflinge Louis Napoleons, und in noch höherem Maße die Intriguen der exilirten Bischöfe, welche sich der trügerischen Hoffnung hingaben, durch Frankreichs Unterstützung die konfiscirten Kirchengüter zurückzuerlangen. Diese hingen sich nun an die Schleppe Eugénie's, welche, obgleich noch gar nicht alt, vielleicht ihres irisch-spanischen Blutes wegen, damals schon zur Betschwester geworden war, und verstanden sie für ihre Sache zu gewinnen. Am Erfolgreichsten war in dieser Bemühung der frühere Bischof von Puebla, spätere Erzbischof von Mexiko, Labastida, eine vornehme Prälatenerscheinung vom Scheitel bis zur Sohle, von dem die böse Fama erzählte, er habe sich nicht begnügt, nur an der Schleppe der schönen Kaiserin zu hängen.

Zur Ausführung des Planes wurde das anfänglich nur 2300 Mann starke französische Expeditionscorps auf 6000 erhöht. General Lorencez, der durch die schmachvolle Verletzung der am 19. Februar in La Soledad abgeschlossenen Präliminarien sich in den Besitz der Stadt Orizaba gesetzt hatte, während die Engländer und Spanier, treu ihrem Versprechen, sich nach Abbruch der Friedensverhandlungen wieder einschifften, war gegen Puebla vorgerückt. Wohl hatte ihn daselbst der tapfere General Don Ignacio Zaragoza, der mit seinem stets ernsten, bartlosen Gesicht, seiner hohen Denkerstirne, seinen schmalen, in der Regel fest geschlossenen Lippen und der goldenen Brille, die er zu tragen pflegte, mehr einem Gelehrten als einem Militär glich und, im Aeußern wie im Wesen, auch durch seine Schweigsamkeit eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Feldmarschall Graf Moltke zeigte, am 5. Mai geschlagen und gezwungen, den Rückzug anzutreten. Wenige Tage später, am 18. Mai, war jedoch jenem Siege die Niederlage bei Barranca Seca gefolgt. Dann hatte General Gonzalez Ortega in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni sich von den Franzosen auf dem die Stadt Orizaba beherrschenden Cerro del Borrego aus

Mangel an Wachsamkeit überrumpeln lassen. Außerdem waren für den Feind ansehnliche Verstärkungen angelangt. In immer größerer Menge schaarten sich auch die zersprengten Reste der reaktionären Partei unter Marquez um die französische Fahne und machten gemeinsame Sache mit der Invasion gegen das eigene Vaterland. Wir selbst konnten uns nicht über die Unzulänglichkeit der heimischen Streitkräfte täuschen. Die öffentlichen Kassen waren erschöpft. Und um das Unglück voll zu machen, hatte am 13. September eine tückische Krankheit den Sieger von Puebla, welche Stadt heute nach ihm den ehrenden Beinamen Zaragozá führt, hinweggerafft; dem an seine Stelle zum Obercommandanten der Ostarmee ernannten Gonzalez Ortega fehlten aber die nöthigen militärischen Kenntnisse und noch mehr die erforderliche Umsicht, so daß man kaum hoffen durfte, er werde der schwierigen Aufgabe, den auch numerisch weit überlegenen Feind aus dem Lande zu jagen, gerecht werden.

Trotz alledem und alledem befand die Hauptstadt sich in jener Nacht vom 15. zum 16. September in gehobener Stimmung.

Niemals war vordem an einen Adoptivbürger die officielle Aufforderung ergangen, eine der Festreden zu halten; der 1862 durch diese Ehre ausgezeichnete war ich.

Das National- und das Iturbide-Theater hatte man für die Feier hergerichtet. Dreifarbige Fahnen und militärische Trophäen schmückten die weiten Räume. Ich sollte im Iturbide-Theater sprechen. Nachdem die Klänge der Nationalhymne, welche an musikalischem Werth und kriegerischem brio sich getrost mit der Marseillaise messen kann, verrauscht waren, bestieg ich die Tribüne, tief ergriffen von der Weihe des Augenblicks.

„Auch die Freiheit", sagte ich, „hat ihre Dynastie.

„Wenn der erste Hidalgo in der Nacht des 15. September 1810 die Unabhängigkeit proklamirte, unser heutiger Präsident ist berufen, als ein zweiter Hidalgo das große Werk seines Vorgängers zum Abschluß zu bringen.

„Entweder hört Mexiko auf zu bestehen, oder es wird frei sein.“

— — — — — — — — — — — —

„Gegenwärtig ist es in einen Kampf verwickelt, der sein letzter Krieg um die Unabhängigkeit sein wird.

„Ein fremder Feind hat mit frecher Sohle den Boden des Vaterlandes betreten; ihm haben die heimischen Verräther sich angeschlossen und damit selbst ihre Namen aus der Liste der Mexikaner gestrichen.

„Gegenüber den tapfern republikanischen Truppen stehen die Söldlinge eines meineidigen Usurpators, der kein anderes Gesetz kennt als seinen unersättlichen Ehrgeiz, kein Recht als das des Stärkeren, keine Gründe als die der Kanonen.“

Nach einem ausführlichen Vergleich zwischen den Zuständen des Landes zur Zeit, als der greise Pfarrer von Dolores sich gegen die spanische Colonialherrschaft erhob, und denen der Gegenwart, fuhr ich fort:

„Auch wir werden vielleicht Niederlagen zu erleiden haben wie unsere Väter in Aculco und an der Brücke von Calderon. Wenn aber damals die Niederlagen der Revolution kein Ende zu bereiten vermochten, deren Streitkräfte, wie oft auch man sie als vernichtet ausgab, immer von Neuem bald hier, bald dort wieder auftauchten, so werden wir, durch jene Beispiele belehrt, heute noch viel weniger uns einschüchtern lassen, selbst wenn in den nächsten Schlachten das Kriegsglück sich gegen uns wenden sollte.

„Wir werden das ganze Land in einen großen Scheiterhaufen umzuwandeln wissen. Wir werden zu den äußersten Mitteln, die der Zweck heiligt, unsere Zuflucht nehmen. Wir werden, wenn es nothwendig sein sollte, sogar nicht anstehen, den Namen von Barbaren zu verdienen, mit dem die käufliche Presse Louis Napoléon's uns brandmarkt, eher als zugeben, daß dessen Cohorten auch nur einen einzigen Tag in ruhigem Besitz der Republik bleiben.“

Dann sprach ich vom Tode unseres ersten Heerführers:

„Wenn ein Mann stirbt, so stirbt darum noch nicht die Nation.

„Auch Hidalgo starb zu Beginn des Kampfes, Mexiko aber wurde gerettet. Zaragoza starb, aber Mexiko wird gerettet werden.

„Beugen wir achtungsvoll unser Haupt vor jenen beiden ehrwürdigen Schatten, bewundern wir ihre Vaterlandsliebe, segnen wir ihr Andenken, beweinen wir ihren Tod, aber verzweifeln wir nicht!

„Wie groß immer ein Mann sein mag, größer ist ein Volk.

„Ruhe in Frieden, Du Held vom 5. Mai! Wir Alle aber wollen uns erheben, um Deinen Tod zu rächen.

„Zaragoza hat das Recht, den ewigen Schlaf in freier Erde schlafen zu wollen. Uns kommt es zu, dieses Recht ihm unversehrt zu erhalten.

„Wollen ist Können. Wir wollen frei sein, also werden wir es."

— — — — — — — — — — — —

„Jetzt ist nicht Zeit zu fragen, ob alle Versprechungen der letzten siegreichen Revolution gehalten wurden; ob die Freiheit überall zur praktischen Geltung gelangte; ob es nicht Leute gegeben, welche die Opfer, die das Volk gebracht, um die Reform durchzusetzen, zu ihrem persönlichen Nutzen ausgebeutet haben. Diese Fragen werden wir später auf friedlichem Wege erledigen, in Clubs, in Volksversammlungen und im Congresse.

„In erster Linie handelt es sich um das Sein, erst in zweiter um die Art des Seins."

Zum Schluß verstieg ich mich zu einer in poetische Form gekleideten Prophezeiung:

„Hoch oben in den Lüften erblicke ich den Kampf zweier Adler. Der eine trägt auf seinem Kopfe die phrygische Mütze der Freiheit, der andere die kaiserliche Krone des Despotismus.

„Mit wildem Muth stürzen sie sich auf einander. Mit ihren gewaltigen Fängen zerfetzen sie gegenseitig ihr glänzendes Gefieder, das mit Blut sich färbt. Wuthgeschrei entringt sich ihrer Brust. Keiner will abstehen von dem erbitterten Ringen. Aber zuletzt sucht der Adler mit der Kaiserkrone, verwundet, erschöpft, verstümmelt, sein Heil in der Flucht, um seine Schande jenseits der Meere zu verbergen.

„Der republikanische Adler blieb Sieger, der kaiserliche Adler wurde besiegt. Mexiko triumphirte über Frankreich. Die neue Welt ertheilte der alten eine blutige Lehre.

„Und was ich schaue in prophetischer Vision, die Geschichte wird es verwirklichen.

„Wir feiern heute den Jahrestag der Erklärung unserer Unabhängigkeit. Erscheint hier wiederum nach Ablauf eines Jahres, um deren Vollendung zu feiern.

„Entweder hört Mexiko auf zu bestehen oder es wird frei sein, sagte ich am Beginn meiner Rede. Jetzt sage ich mehr, denn unbegrenzt ist meine Zuversicht, daß wir, Alle vereint, den endlichen Sieg in diesem Kriege davontragen. Es ist unmöglich, daß das Vaterland Hidalgo's und Zaragoza's kein freies Land bleibe. Es ist unmöglich, daß, nachdem wir mit starker Hand das Banner der Freiheit und der Reform aufgerichtet, dieses in den Koth fremder Knechtschaft geschleift werde. Es ist unmöglich, daß diese Nation nicht ihr glänzendes Geschick erfülle, denn siegreich selbst, soll sie das siegreiche Princip der Demokratie gegen den Despotismus verkörpern.

„Mitbürger, zu den Waffen!

„Wir müssen siegen und wir werden siegen.

„Juarez als zweiter Hidalgo wird das Werk des ersten Hidalgo vollenden.

„Mexiko wird fortbestehen, und es wird frei sein und groß und glücklich und mit seinem Triumph den Triumph der demokratischen Idee herbeiführen."

Ich hatte mit lauter, weithin schallender Stimme gesprochen und mit der Begeisterung, die meine Brust schwellte, alle Zuhörer fortgerissen. Brausender Beifall lohnte mir, als ich geschlossen. Immer von Neuem brach er aus, und nachdem ich von der Tribüne herabgestiegen war, begleitete mich, während um 11 Uhr in der Nacht, der Stunde des grito de Dolores, von den Kirchthürmen die Glocken zu läuten begannen, Artilleriesalven krachten und Musikbanden, die alte aztekische diana spielend, durch die dichtgedrängten Straßen zogen, die ganze Versammlung bis zur Plaza de Armas. Man ruhte nicht, bis ich mich von Neuem anschickte, das Wort zu ergreifen.

Einer der Anwesenden rief in die Menge hinein:

„Paßt auf, Mitbürger, was Bürger Gagern Euch sagen wird. Nur das „r" versteht er noch nicht so scharf auszusprechen wie wir; sonst ist er ganz Mexikaner!"

Von einem hohen Steinblock herab richtete ich abermals eine begeisterte, improvisirte Ansprache an das nach vielen Tausenden zählende Volk und fand in ihm ein womöglich noch dankbareres Publikum als im Iturbide-Theater.

Es war ein großartiger Erfolg, den ich errungen hatte. Mit lebhafter Genugthuung denke ich daran zurück.

Noch glücklicher macht es mich, daß meine damals kühne Prophezeiung — allerdings einige Jahre später — zur herrlichsten Wahrheit geworden ist.

Im Monate Oktober war ich bei der Ostarmee eingerückt. Wieder erhielt ich das Commando über das Bataillon der Sappeure. Bevor die feindliche vom General Forey befehligte Armee sich der in aller Eile durch passagère Befestigungen nothdürftig geschützten Stadt Puebla näherte, war Präsident Juarez von Mexiko herabgekommen, um über die Garnison eine letzte Heerschau abzuhalten. Ein weites Feld in der Nachbarschaft war dazu ausersehen worden. Etwa eine Viertelstunde vor Beginn der Revue sprengte ein Adjutant des Generalquartiermeisters,

General Mendoza, zu mir heran, um mir den Befehl zu überbringen, eiligst einige von Gebüschen eingesäumte Gräben, welche den Vorbeimarsch hinderten, passirbar zu machen. Als der Präsident angefahren kam, war die Arbeit gethan.

An der Spitze der Truppen marschirte ich, hoch zu Roß, mit meinem Corps, welches außer Gewehr und Säbel, Aexte, Spaten, Spitzhacken und sonstige Werkzeuge trug. Während dasselbe défilirte, nahm ich meinem Musikchor gegenüber Stellung neben dem offenen Wagen des Präsidenten. Wiederholt sprach er mir seine volle Zufriedenheit aus über die martialische Haltung meiner zapadores. Zum Abschied schüttelte er mir kräftig die Hand.

Das war das letzte Mal, daß ich mit Benito Juarez freundschaftlich verkehrte. Später war ich zu meinem aufrichtigen Bedauern genöthigt, ihm entschiedene Opposition zu machen. Der lange Besitz der Macht hatte auch auf ihn einen verderblichen Einfluß ausgeübt und den „bescheidenen Demokraten", wie mit Recht ich ihn früher genannt, in einen herrschsüchtigen Autokraten umgewandelt. Wir standen in entgegengesetzten Lagern.

Die Bundesverfassung der Republik Mexiko vom 5. Februar 1857 enthält selbstverständlich auch Bestimmungen über die Amtsdauer des Präsidenten sowie über dessen eventuelle Stellvertretung. Jene wird darin auf vier Jahre festgesetzt und hat stets mit dem 1. Dezember zu beginnen, nachdem im Verlaufe des Sommers des nämlichen Jahres die Wahlen stattgefunden haben.

Im Artikel 82 heißt es ferner ausdrücklich, daß, „sollte aus irgend welcher Ursache die Wahl des Präsidenten am 1. Dezember noch nicht vollzogen und publicirt worden sein", die Gewalt auf den Vice-Präsidenten der Republik überzugehen habe.

Benito Juarez trat seine Präsidentschaft am 1. Dezember 1861 an. Am 30. November 1865 war dieselbe also abgelaufen. Seine Pflicht wäre es demnach gewesen, da die Besetzung eines großen Theiles des Landes durch fremde Truppen eine recht-

zeitige Vornahme der Wahlen unthunlich gemacht hatte, ohne Weiteres dem General Gonzalez Ortega als damaligem Präsidenten des obersten Gerichtshofes, der verfassungsmäßig zugleich Vice-Präsident der Republik ist, den Platz zu räumen. Das that er aber nicht. Obgleich seine Lage wahrlich keine beneidenswerthe war, konnte er sich doch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ein Anderer als er die Geschicke des Landes leite. Es schien ihm sogar ganz in der Ordnung, daß die Republikaner als „Juaristen" bezeichnet wurden. So sehr identificirte er sich mit dem Lande, das l'état c'est moi auf eine Republik übertragend.

Nachdem er am 31. Mai 1863 die Hauptstadt verlassen, in welche General Forey zehn Tage später einzog, dann der Reihe nach seinen Regierungssitz nach San Luis Potosi, nach Monterey und nach Chihuahua hatte verlegen müssen, da die feindlichen Truppen ihn immer weiter nach dem Norden vertrieben, nachdem er endlich im August 1865 sogar bis zur texanischen Grenze, bis nach Paso del Norte, gedrängt und somit beinahe ein Präsident in partibus geworden war, hielt er als solcher trotzdem immer das Banner der Legalität hoch und trug allein dadurch erheblich zur Bewahrung der republikanischen Staatsform in Mexiko bei.

Unglücklicherweise setzte er sich durch sein am 8. November 1865 an jenem Orte erlassenes Dekret mit den gesetzlichen Vorschriften in Widerspruch. Mittelst desselben verlängerte er nämlich, aus Rücksicht auf den Kriegszustand des Landes, wie darin gesagt wurde, eigenmächtig seine Amtsdauer.

Ich will nicht behaupten, daß Gonzalez Ortega der geeignetste Mann gewesen wäre, einen Juarez zu ersetzen. Diese Erwägung läßt jedoch den Verfassungsbruch des Letzteren durchaus in keinem besseren Lichte erscheinen. Sein Rücktritt hätte keineswegs zur Folge gehabt, daß die Republik ohne legale Regierung geblieben wäre. Im Gegentheil wurde sie durch jenes Dekret einer illegalen unterstellt.

Gonzalez Ortega reklamirte, wie es seine Pflicht war, die oberste Gewalt. Da sie ihm nicht ausgeliefert wurde, protestirte er und verließ das Land, um sich nach New-York in eine freiwillige Verbannung zu begeben. Als er in der ersten Hälfte des Jahres 1866 daselbst anlangte, befand ich mich nebst mehreren anderen aus der französischen Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Officieren noch in jener Stadt. Natürlich verkehrte ich auch mit dem mir von früher her befreundeten General. Seine Aufforderung indeß, mich ihm anzuschließen und Stellung gegen Juarez zu nehmen, wie es unter Andern der General Patoni gethan, dessen ich in meiner Skizze über Alexander von Humboldt kurz erwähnt habe, wies ich auf das Entschiedenste zurück. Es wäre ein Verbrechen gewesen, wegen einer constitutionellen Frage, die gleichzeitig eine Personenfrage war, einen Bürgerkrieg anzufangen in einem Augenblick, wo das Kaiserthum noch machtvoll dastand und von einer zahlreichen französischen Armee unterstützt wurde.

Als es mir im Sommer 1866 endlich gelungen war, nach der Republik zurückzukehren, brachte, während ich in der Grenzstadt Matamoros kurze Zeit hindurch den Posten eines Staatssekretärs bekleidete, der in Brownsville, Texas, erscheinende Rio Grande Courier einen Artikel zu Gunsten der von Ortega erhobenen Ansprüche auf die mexikanische Präsidentschaft mit der Bemerkung, mehrere höhere Militärs, unter denen auch mein Name genannt war, hätten dieselbe bereits als gesetzmäßig anerkannt. Sofort dementirte ich in dem Blatte diese Behauptung. Ich erklärte, daß ich kein unbedingter Anhänger der oder jener Person, also auch nicht speciell von Juarez sei, sondern nur ein treuer Diener der Nation. Da aber diese, wenngleich nur in dem Sinne des qui tacet consentire videtur, die selbstverfügte Verlängerung der Amtsgewalt des Letzteren gutzuheißen schiene, so hielte ich es nicht für angemessen, mich vor der Hand auf eine Untersuchung über die Legalität seines Mandats einzu-

lassen. Unter den obwaltenden kritischen Umständen sei einzig und allein das Interesse der bedrohten Unabhängigkeit Mexikos in's Auge zu fassen. Ich erinnerte an das salus rei publicae suprema lex esto!

Den General Don Mariano Escobedo, welchen die Soldaten wegen seiner weitabstehenden Ohren „orejon" d. h. Großohr getauft, hatte ich auf seinem Rückmarsch von Matamoros, wo ich ihm geholfen, die durch den unbotmäßigen, von Juarez abgesetzten Gouverneur des Staates Tamaulipas, Oberst Servando Canales gestörte Ordnung wiederherzustellen, nach Monterey, der Hauptstadt des Staates Nuevo Leon, begleitet. Dort rieth er mir, meine Reise fortzusetzen, um dem Präsidenten, welcher von Chihuahua kommend, sich auf dem Wege nach dem Innern befand und baldigst in Durango erwartet wurde, meine Dienste anzubieten, da, wie er wisse, an brauchbaren Officieren für die in den Centralstaaten vorzunehmende Organisirung neuer Streitkräfte großer Mangel herrsche. Ich freute mich, Benito Juarez, welchen ich seit der Parade bei Puebla im Frühling 1863 nicht gesehen hatte, von Neuem zu begrüßen. Wohl konnte ich nicht umhin, seinen unconstitutionellen Schritt der Präsidentschaftsverlängerung zu tadeln, ich hoffte aber — eine Hoffnung, die sich leider nicht erfüllte — daß, nachdem wir das Kaiserthum zu Falle gebracht und die Franzosen aus dem Lande gejagt hätten, er sofort in die gesetzmäßigen Bahnen wieder einlenken würde. Darum bewahrte ich ihm fortgesetzt lebhafte Sympathien, die durch mehrere sehr herzliche Briefe, welche er mir während meiner Gefangenschaft in Frankreich und später nach New-York geschrieben hatte, genährt worden waren. Zu meinem Bedauern sind diese Briefe mir von einem Autographensammler vor einigen Jahren herausgelockt worden. Hätte ich damals schon die Absicht gehabt, das vorliegende Buch in die Welt zu senden, ich würde sie ihm sicher nicht gegeben haben.

Bevor ich Monterey verließ, konnte ich sieben dort in-

ternirten österreichischen Officieren einen großen Dienst leisten. Sie waren sämmtlich am 16. Juni in der Schlacht bei Santa Gertrudis, die so unglücklich für die Kaiserlichen ausfiel, von Escobedo gefangen genommen und jene Stadt ihnen als vorläufiger Aufenthaltsort angewiesen worden, nachdem sie ihr Ehrenwort gegeben, keinen Fluchtversuch zu machen. In einem großen, ihnen überlassenen Hause hatten sie sich ziemlich comfortable eingerichtet und erhielten zur Bestreitung ihrer sonstigen Ausgaben täglich eine kleine Summe — wenn ich nicht irre, vier Realen, etwas über zwei Mark. Man darf nicht vergessen, daß sogar höhere republikanische Officiere damals kaum besser bezahlt wurden; die Staatseinnahmen flossen eben überaus spärlich. Bald nach meiner Ankunft stellten die Oesterreicher sich mir vor. Zu meiner Freude vermochte ich noch weitere Vergünstigungen für sie von Escobedo zu erlangen, obgleich sie auch vorher nicht den geringsten Grund zur Klage gehabt hatten.

Am Weihnachtsabend, den ich in der Familie eines deutschen Kaufmanns um einen lichterfunkelnden Tannenbaum zubrachte, und zu welchem Feste ich auch den gefangenen Oesterreichern eine Einladung verschafft hatte, richteten diese die gemeinsame Bitte an mich, ich möge ihnen zu ihrer Freilassung verhelfen. Tags darauf sprach ich mit dem General en chef und erhielt dessen Zustimmung. Sie hatten sich nur auf Ehrenwort zu verpflichten, unverzüglich über Matamoros das Land zu verlassen und niemals wieder die Waffen gegen dasselbe zu führen. Es war dies ein Akt hoch anzuerkennender Großmuth, denn nach dem Völkerrecht brauchten jene Officiere, die einer Nation angehörten, mit welcher die Republik nicht im Kriege lag, und die trotzdem in dieselbe eingefallen waren und gegen sie gekämpft hatten, durchaus nicht als Kriegsgefangene behandelt zu werden. Noch weniger gab es einen Grund, sie ohne Auferlegung lästiger Bedingungen in Freiheit zu setzen; am Wenigsten, wenn man in Erwägung zog, welch' grausame Behandlung

unseren Gefangenen seitens der Imperialisten zu Theil zu werden pflegte.

Da sie seit Monaten von der kaiserlichen Regierung keinen Sold erhalten hatten, so befanden sie sich in arger Geldverlegenheit. Ich willfahrte deshalb auch ihrer zweiten Bitte, bei Escobedo durchzusetzen, daß Einer von ihnen sich nach Mexiko zu Maximilian begäbe, um für sich und die übrigen gefangenen Kameraden das rückständige Gehalt zu erheben. Freilich mußte ich mich persönlich verbürgen, daß jener Herr sofort, nachdem er seinen Zweck erreicht haben werde, sich in Veracruz einschiffe. Auf dessen Ehrenwort bauend, leistete ich die Bürgschaft. Mehrere Monate später traf ich denselben Officier unter den in Querétaro gemachten Gefangenen. Er hatte in schmachvoller Weise mein in ihn gesetztes Vertrauen gemißbraucht und von Neuem die Waffen gegen uns ergriffen. Nur mit größter Mühe vermochte ich den mit vollem Recht über eine derartige Felonie erbitterten General Escobedo von seinem Vorsatz abzubringen, jenen Eidbrüchigen, wie er es nach Kriegsgebrauch verdient hatte, erschießen zu lassen. Ich habe ihn später in Wien gesehen. Gegenwärtig ist er bei einer österreichischen Botschaft angestellt. Vermuthlich hatte er geglaubt, Republikanern brauche ein Officier, der die Ehre gehabt, zweien Kaisern zu dienen, sein Wort nicht zu halten!

Am 1. Januar 1867 trat ich von Saltillo aus meinen Marsch nach Durango an, nur begleitet von meinem Adjutanten, dem schon genannten Herrn von Glümer, einem gefangenen österreichischen Feldwebel, der mich dringend gebeten hatte, ihn in meinen persönlichen Dienst zu nehmen, bald darauf aber als Dank für meine ihm erwiesenen Wohlthaten mir ein Pferd und andere Sachen stahl und damit durchbrannte, und zwei Soldaten. Natürlich waren wir alle gut beritten und bewaffnet; auch hatte ich einige Reservepferde mitgenommen, die nicht an der Leine geführt wurden, sondern frei nebenher trabten, oft in gestrecktem

Galopp weit voraussprengten und dann wieder zu uns zurückkehrten. Am Morgen unseres Aufbruchs war — eine in jener Stadt niemals früher gesehene Erscheinung — der Boden mit einer dünnen Schicht glitzernden Schnees bedeckt, der freilich vor den Strahlen der Sonne nur kurze Zeit Stand hielt.

Es war eine trostlose Reise. Fast sämmtliche Ortschaften, die wir zu passiren hatten, lagen in Ruinen. Die rauchgeschwärzten Trümmer erzählten von der civilisatorischen Mission, welche die grrrrande nation in Mexiko erfüllt hatte. In manchen Dörfern fanden wir keinen einzigen Einwohner vor. Alle waren vor den rothhosigen Barbaren geflohen und hatten es noch nicht gewagt, zu dem Grabe ihrer Habe heimzukehren. Endlich nach achttägigem Marsche ritt ich, am Fuße des geologisch berühmten, aus beinahe reinem Eisen bestehenden Cerro del Merkado vorüber, in Durango ein. Bereits war Präsident Juarez mit seinem Minister des Aeußern und des Innern, dem schlauen Fuchs Lerdo de Tejada, welchen ich damals nur oberflächlich kannte, und dem Kriegsminister General Ignacio Mejia, ebenfalls daselbst angelangt. Mit dem Letzterwähnten war ich befreundet gewesen; wir hatten gemeinsam in Puebla gekämpft, waren gemeinsam in französische Gefangenschaft gerathen, gemeinsam in Evreux internirt gewesen und hatten uns auch in New-York wieder getroffen. Später wurde er mein erbittertster Feind.

Am Nachmittage des folgenden Tages stellte ich mich dem Präsidenten vor. Er empfing mich ganz allein. Ich eilte auf ihn zu, um ihm die Hand zu drücken. Er zog sie zurück und erwiderte auf meine herzliche Begrüßung nur die kühlen Worte:

„Ich freue mich, Oberst, Sie wiederzusehen.“

Nichts weiter. Was war mit dem früheren Freunde vorgegangen? Warum diese beinahe verletzende Zurückhaltung? Vergebens zerbrach ich mir den Kopf darüber. Ich glaubte indessen, Juarez sei nur noch angegriffen von dem weiten Marsche, den

er zurückgelegt hatte, und nahm darum seine Einladung zum Essen an; auch wußte ich ja aus eigner Erfahrung, daß jede Expansion seinem Charakter fremd war. Viele Monate später erst erfuhr ich den wahren Grund seines so völlig veränderten Benehmens. Nur der weiter oben von mir angeführte Artikel des Rio Grande Courier war zu seiner Kenntniß gelangt, nicht aber mein dagegen veröffentlichtes Dementi. Hinc illae irae. Somit war die Kälte, welche er mir gegenüber zeigte, gewissermaßen gerechtfertigt. Ein freies Aussprechen hätte freilich genügt, die Sachlage klar zu stellen. Dazu verstand sich jedoch Juarez nicht, und da er ein Mann war, welcher den Bibelspruch: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, genau befolgte, so hatte ich mir, ohne ihm den geringsten Grund dazu gegeben zu haben, seine Feindschaft zugezogen. Damals schon hielt er mich für seinen Gegner. Ich sollte es jedoch dann erst werden, als ich wieder in die politische Arena hinabstieg und Partei ergriff gegen sein sich immer verfassungswidriger gestaltendes Vorgehen. Aber wie gesagt, im Januar 1867 ahnte ich noch nicht, warum er nicht so freundschaftlich wie sonst mir entgegengekommen war, und begleitete ihn auf seine Aufforderung nach Zacatecas.

Diese etwa 30,000 Einwohner zählende, in eine Bergschlucht hineingebaute Minenstadt war von jeher eine der freisinnigsten des Landes gewesen, hatte am Entschiedensten sich gegen die fremde Intervention aufgelehnt und schmerzlich unter derselben gelitten. Es war deshalb erklärlich, daß der von ihr dem Präsidenten bereitete Empfang ein überaus enthusiastischer war. In ihm erblickte man verdientermaßen den Wiederhersteller der republikanischen Institutionen, und man konnte sich jetzt dem tröstlichen Glauben hingeben, daß die letzte Stunde der exotischen Herrschaft herannahe. Im Namen der Bürgerschaft überreichte der Vorsitzende des Magistrats mit einer schwungvollen Ansprache dem „Retter des Vaterlandes“ als Geschenk einen Rohrstock mit

goldenem, reich mit Edelsteinen besetztem Knopf, dessen Werth auf annähernd 1500 Pesos geschätzt wurde. Gegen Abend fand ein großartiges Bankett statt, an welchem auch ich theilnahm. Selten habe ich Juarez in besserer Laune gesehen. Er unterhielt sich lebhaft mit den hübschesten und jüngsten der anwesenden Damen und brach erst spät auf, um sich die glänzende Illumination der parallel sich an den oft ziemlich steilen Abhängen hinziehenden Straßen und das damit verbundene Feuerwerk anzuschauen. Den Rohrstock ließ er nicht einen Augenblick aus der Hand.

In den folgenden Tagen wurde gerüchtweise von dem Herannahen eines feindlichen Streifcorps gesprochen. Die Truppen, welche den Präsidenten eskortirten, waren durchaus unzulänglich, um erfolgreichen Widerstand zu leisten. Unverantwortlicherweise wurden aber fast gar keine Vorsichtsmaßregeln gegen einen etwaigen Ueberfall getroffen. Ich selbst war schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft von einem heftigen Fieber erpackt worden und mußte das Bett hüten.

Eines Morgens gegen sechs Uhr früh hörte ich Kanonendonner, bald darauf auch das Knattern von Klein-Gewehrfeuer. Obgleich beinahe unfähig, mich auf den Beinen zu halten, erhebe ich mich doch vom Lager, lasse mir in Eile eines meiner Pferde satteln und reite, nur von einem Burschen begleitet, der Richtung des immer heftiger werdenden Feuerns zu. Meinem Adjutanten war ein anderes Quartier zugewiesen worden; darum befand er sich nicht an meiner Seite. Die Straßen waren vollständig öde, alle Hausthore fest verrammelt. Aus einzelnen vorsichtig geöffneten Fenstern ruft man mir zu, ich solle umkehren, der Feind habe sich bereits in Besitz der nächsten Vorstadt gesetzt und dringe unaufhaltsam vor. Plötzlich erblicke ich den Präsidenten zu Pferde — ich hatte ihn vorher noch nie anders als zu Fuß oder zu Wagen gesehen — in einem langen grauen Ueberzieher und von nur wenigen gleichfalls berittenen Personen be-

gleitet, dem entgegengesetzten Ausgange der Stadt zujagend. Die feindlichen Truppen, welche, wie ich an einer anderen Stelle erzählt habe, Miguel Miramon befehligte, hatten inzwischen den Zacatecas beherrschenden Cerro de la Bufa besetzt. Hätte Juarez nur wenige Augenblicke länger gezögert, er wäre gefangen genommen worden. Sein ganzes Gepäck, darunter wichtige Schriftstücke, auch der schöne Rohrstock mit dem goldenen Knopf fielen in die Hände des Siegers.

Ich selbst glaubte, die in aufgelösten Gruppen einrückenden Soldaten seien von den Unsern, die sich gezwungen gesehen, vor der Uebermacht in die Stadt zurückzuweichen, denn nur wenig unterschieden sich die Uniformen der Kaiserlichen von denen der Republikaner. Da beginnen sie einzelne Hausthüren zu erbrechen, indem sie ihre Gewehre durch die Schlüssellöcher abschießen und auf diese Weise die Schlösser zertrümmern. Entrüstet sprenge ich mitten unter sie hinein.

„Canaillen", rufe ich ihnen mit donnernder Stimme zu, „wollt ihr sogleich von dem Plündern ablassen!"

Zuerst blicken die Kerle mich verwundert an. Als sie aber sehen, daß ich ganz allein bin — mein Bursche hatte mich längst verlassen — kümmern sie sich nicht im Geringsten um meinen Befehl und fahren fort, beutegierig in die Häuser einzudringen. Nur einige sind stutzig geworden. Sie umringen mich und erklären, sie müßten mich zu ihrem General führen. Da erst merkte ich, daß es Feinde waren. Auch sie hatten mich anfänglich für einen ausländischen Officier gehalten, wie es deren so viele unter den Kaiserlichen gab, waren auch jetzt wohl ihrer Sache noch nicht ganz sicher. Ich füge mich anscheinend gutwillig. Als sie aber ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick von mir ablenken, gebe ich meinem Pferde die Sporen, biege in voller Carrière in eine Seitenstraße ein, während die mir nachgesandten Kugeln links und rechts an die Häuser anschlagen, und gelange so an den verschlossenen Thorweg eines Gasthauses, dessen

Besitzer zu unserer Partei gehörte und mich persönlich kannte. Auf mein Anpochen und nachdem ich meinen Namen genannt, öffnen sich die Thorflügel. Ich stürme in den Hof hinein, gleite aber dann sofort, einer Ohnmacht nahe, vom Sattel herab. Meine schon durch das Fieber geschwächten Kräfte waren erschöpft. Wenige Minuten darauf dringen lärmend und fluchend die Feinde mir nach. Sie fanden aber nur mein schaumbedecktes Pferd, das sie als bonne prise mit sich fortführten. Ich selbst hatte Zeit gehabt, ein im oberen Stockwerk gelegenes Zimmer zu gewinnen. Dort brach ich bewußtlos zusammen. Eine alte Frau brachte mich zu Bett und versteckte mich. Zu meinem Glück hielten die Kaiserlichen sich nur kurze Zeit in der Stadt auf. Sie fürchteten ein neues Zusammentreffen mit den Unsern, welche in größerer Anzahl zurückgekehrt waren, und zogen ab. Bald darauf erlitten sie die furchtbare Niederlage bei San Jacinto. Ich aber lag mehrere Tage in heftigen Fieberdelirien. Nothdürftig wiederhergestellt, setzte ich, mich einem Truppendetachement anschließend, meinen Marsch nach dem Staate Michoacan fort, um dort auf Befehl von Juarez ein Commando zu übernehmen, während dieser selbst die Route nach San Luis Potosi einschlug, wo er bis nach dem Falle von Querétaro verblieb.

Das neu creirte erste Bataillon von Michoacan, zu dessen Commandeur ich ernannt worden war, befand sich, was Ausrüstung und militärische Ausbildung anbetraf, in kläglichem Zustande. Fast Alles mußte dafür erst gethan werden. Ich machte mich jedoch mit um so größerer Lust an diese Arbeit, als mir in Morelia, der Hauptstadt jenes Staates, eine schmeichelhafte Anerkennung meiner dem Lande geleisteten Dienste zu Theil geworden war. Das amtliche Blatt bewillkommnete mich mit folgenden Worten: „Gagern's Name ist wohlbekannt unter den Vertheidigern des Vaterlandes, die auf den Mauern der heldenmüthigen Stadt Zaragoza ihn an ihrer Seite gesehen haben. Er wurde als Kriegsgefangener nach Frankreich hinübergeführt und

erduldete dort wie andere unserer gesinnungstreuen Kameraden, lieber Elend aller Art, als daß er sich dazu verstanden hätte, die ihm abverlangte Verpflichtung einzugehen, fernerhin nicht mehr für die Unabhängigkeit Mexikos seinen Säbel zu ziehen. Fortwährend schrieb er zu Gunsten unserer Sache. Dank seinen eigenen Ersparnissen gelang es ihm heimzukehren, um von Neuem gegen die Franzosen und die Verräther zu kämpfen. In wissenschaftlicher Hinsicht ist er einer unserer besten Ingenieurofficiere, als Truppenführer hat er seinen Muth und sein militärisches Geschick glänzend bewiesen."

An mein Corps richtete ich bei der Uebernahme des Commandos, wie es in Mexiko Brauch ist bei solchen Gelegenheiten, eine kleine Ansprache. Dieselbe lautete:

„Kameraden! Obgleich dieses Bataillon den Namen des ersten von Michoacan führt und fast ausschließlich aus Söhnen dieses Staates besteht, muß es sich dennoch stets als unablösbaren Theil des nationalen Heeres betrachten. Glücklicherweise ist der Boden Michoacans bereits vollständig frei von Fremden und Verräthern; leider aber ist das nicht in allen Theilen der Republik der Fall. Hie und da versuchen jene Fremden und Verräther sich noch gegen die Soldaten des Volks und gegen die Meinung einer ganzen Nation zu halten, die ihre Unabhängigkeit nicht verlieren, die auf ihre Institutionen nicht verzichten will. Immer noch giebt Erzherzog Maximilian sich den Titel: Kaiser von Mexiko und bemüht sich, das in allen Fugen krachende Gebäude seiner sogenannten Regierung mit Bajonetten zu stützen. Es ist daher nothwendig, daß alle Männer, deren Händen die Nation Waffen anvertraut hat, so schnell als möglich dorthin eilen, wo der letzte Kampf zwischen der nationalen Freiheit einerseits, der Fremdherrschaft und der Verrätherei andererseits entbrennen wird. Das ist auch der Wunsch und der Befehl unseres commandirenden Generals. Ihr wißt, daß sich in Querétaro die letzten Vertheidiger des Kaiserreichs zusammengefunden haben,

und daß jener Platz von dem nationalen Heere belagert wird. Binnen Kurzem werden auch wir dorthin marschiren. Um aber eine würdige Stelle unter unseren Waffengefährten einzunehmen, müssen wir uns, was unsere militärische Ausbildung anbelangt, zu ihrer Höhe emporarbeiten. Um dies zu erreichen, haben wir uns an die drei Worte zu erinnern, welche die Grundprincipien unseres Berufs darstellen: Ehre, Disciplin, Tapferkeit. Da ich aber nicht zweifle, daß Ihr sie stets im Auge behalten werdet, so verspreche ich Euch, den Officieren ein Bruder, den Soldaten ein Vater zu sein, und Alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um Euer materielles Wohl zu sichern. Wir wollen darum, eng vereint, unsere Ausbildung zu fördern trachten, damit wir noch zu rechter Zeit anlangen, um an den Triumphen Theil zu nehmen, welche unfehlbar unsere wackern Kameraden, die schon im Lager von Querétaro stehen, davontragen werden. Ich hoffe, dieses Bataillon wird nicht nur bald, wie sein Name es will, das erste sein unter denen von Michoacan, sondern auch unter den ersten der Republik rühmlichst genannt werden. Mit Ehre, Disciplin und Tapferkeit können wir dieses Ziel erreichen."

Später marschirte ich in der That nicht nur an der Spitze jenes Bataillons, sondern noch anderer Truppen, die mir unterstellt worden waren, nach Querétaro, um bei der Belagerung jenes Platzes mitzuwirken. Nachdem er gefallen war, kehrte ich zuerst nach Morelia zurück, legte aber dann mein Commando nieder und begab mich nach Mexiko. Ich kam noch früh genug an, um am 1. Juli dem zweiten Einzuge von Juarez beizuwohnen.

Gewiß war derselbe ein glänzender. Es fehlte nicht an patriotischen Kundgebungen. Mir schien es jedoch, als ob die Stimmung des Volkes keine so freudig erregte sei wie am 11. Januar 1861, wo ich gleichfalls Benito Juarez in die Hauptstadt des Landes hatte einziehen sehen. Viele hatten seinen Staatsstreich in Paso del Norte nicht vergessen und sprachen die

Befürchtung aus, daß fortan Gesetzübertretungen und Willkürakte wieder wie zur Zeit Santa-Anna's und Miramon's an die Tagesordnung kommen würden; das spanische Sprichwort sagt ja: quien hace un cesto, hace ciento — wer einen Korb macht, macht hundert. Eine kräftige Oppositionspartei, großentheils aus seinen früheren getreuesten Anhängern zusammengesetzt, hatte sich deshalb gegen ihn gebildet.

Am Widerwärtigsten berührte mich der von einer großen Schaar Parasiten gepflegte Personencultus. Juarez, seine Minister, die Generale, welche sich jüngst erlangter Waffenerfolge rühmen konnten, sahen sich von gewissen Leuten in überschwenglichster Weise gefeiert. Zu Ehren aller dieser Koryphäen war ein Bankett veranstaltet worden mit Vorausvertheilung der officiellen Trinksprüche. In jedem wurde ein „großer Mann“ besonders angetoastet, und es gab deren in Menge! Mir wurde förmlich übel von dem unaufhörlichen Einathmen dieses Weihrauchqualmes. Endlich konnte ich mich nicht mehr halten. Umringt von einer Schaar von Gesinnungsgenossen, erhob ich mich von meinem Stuhle und bat um's Wort. Es wurde mir ertheilt. Von allen Seiten klopfte man mit den Messern an die Weingläser.

„Ruhe! Ruhe!“ erschallte es durch den weiten Saal, „Gagern will sprechen!“

Man wußte wohl im voraus, daß ich nicht in die früheren Lobhudeleien einstimmen würde.

„Nach den etikettemäßigen Trinksprüchen“, so begann ich, „darf bei einem demokratischen Festessen, mag es auch noch so aristokratisch hergerichtet sein, ein der Etikette entbehrender Trinkspruch nicht fehlen.

„Es ist nicht möglich, daß in diesem Raume, wie groß er immer sei, zehn Millionen, das ganze mexikanische Volk, Platz finden. In der Stunde jedoch, wo wir uns der Freude hingeben über den endlichen Triumph, welchen die nationalen Waffen

über den Verrath und die Intervention errungen haben, ist es unsere Pflicht, des Volkes zu gedenken. Gehören wir denn nicht selbst zu diesem Volke? Bilden wir nicht selbst einen Theil desselben?

„Was wären wir ohne das Volk? Was ist ein Präsident, wenn nicht der Erwählte der Mehrheit des Volkes? Was bedeutet ein General, wenn nicht hinter ihm seine Soldaten stehen, Kinder des Volkes, bereit seinen Befehlen zu gehorchen und sich in das Kampfgewühl zu stürzen, um für die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu siegen oder zu sterben?

„Während der letzten fünf Jahre ist dieses Volk, mit den Waffen in der Faust, durch unsere Gebirge gezogen, hungrig, halb nackt, ohne Schuhe, fortwährend verfolgt und gehetzt von einem grausamen Feinde. Weder Noth noch Beschwerden noch Gefahren haben es einzuschüchtern vermocht. Nicht einen Augenblick ist es in seinen Anstrengungen erlahmt. Unsere Felder, unsere Bergpfade, die Straßen unserer Städte sind getränkt mit seinem kostbaren Blute. Oft sogar mußte das Volk es auf der Richtstätte vergießen im Märtyrerthum für die nationale Freiheit.

„Seine Arbeiten, seine Opfer sind nicht fruchtlos geblieben. Ihnen verdanken wir es, daß wir hier versammelt sind. Ihnen verdankt die Republik ihre Rettung.

„Ich trinke deshalb, Mitbürger, auf das Volk, das immer noch hungert, immer noch in Lumpen einhergeht, immer noch obdachlos ist, und was schlimmer als Alles, immer noch keine Rechte besitzt.

„Mein Trinkspruch wäre aber unvollständig, wollte ich ihn so schließen.

„Uns kommt es zu, die elende Lage des Volkes durch agrarische Gesetze, durch Concessionen, die nichts weiter sind als eine Rückerstattung unveräußerlicher Rechte, durch den Unterricht, durch völlige Gleichheit vor dem Gesetz zu verbessern.

„Dem Volke, welches sich mit so großem Muthe geschlagen und mit so großer Ausdauer geduldet hat, dem Volke gehören die Früchte des Sieges.

„Inmitten dieses Gepränges wollen wir anstoßen, darauf daß unser Volk baldigst aus einer Masse armer, unwissender, verachteter und ausgebeuteter Wesen sich in eine Vereinigung glücklicher, freier und aufgeklärter Bürger, Alle Allen gleich, umwandle.

„Ich trinke auf die Zukunft des mexikanischen Volkes."

Wie eine Bombe fiel mein Toast in die Feststimmung. Präsident Juarez und die übrigen Gefeierten machten zuerst lange Gesichter. Eine peinliche Stille herrschte auf Augenblicke im Saale, dann aber brach plötzlich betäubender Beifall los. Man sah ein, daß ich Recht gehabt mit meinen Worten. Manche schämten sich wohl, des Volkes ganz vergessen zu haben. Nach allen Seiten hin mußte ich anstoßen und Händedrücke erwidern. Selbst der Präsident erhob sich von seinem Sitze, kam zu mir herüber und ließ sein Glas gegen das meine anklingen.

Nichtsdestoweniger fühlte ich, wußte ich — und meine Auffassung wurde von vielen wackern Patrioten getheilt — daß, obwohl selbst aus der untersten Schicht des Volkes hervorgegangen, Juarez kein wahrer Freund des Volkes mehr sei. Schon seine nächsten Regierungsakte bewiesen es. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging hinfüro darauf hin, eine neue Verlängerung seiner Gewalt durchzusetzen. Fern lag es ihm, das Beispiel eines Cincinnatus, eines Washington zu befolgen. Hätte es von ihm allein abgehangen, er wäre am Liebsten niemals wieder vom Präsidentenstuhl herabgestiegen. Nur in der Sphäre möglichst unbeschränkter Macht fühlte er sich fortan wohl.

Ich hielt es deshalb für meine Pflicht, für die Candidatur seines freisinnigen Mitbewerbers um die Präsidentschaft, General Porfirio Diaz, eifrigst Propaganda zu machen, und unternahm zu diesem Zwecke sogar Reisen in's Innere.

Gern ging ich auf den mir gemachten Vorschlag ein, zusammen mit drei andern Radikalen ein Oppositionsblatt zu gründen. Schon der von uns gewählte Titel enthielt ein Programm. Wir nannten es: „El Constitucional“; es galt also der Vertheidigung der Verfassung. Am 1. August erschien die erste Nummer. Mit Glacéhandschuhen griffen wir die Regierung nicht an. Zunächst machten wir ihr zum Vorwurf, daß sie mit der Wahlausschreibung so lange zögere. Ohne jeden vernünftigen Grund ließ sie, auf des Volkes Lorbeeren ausruhend, Tage und Wochen verstreichen, ohne die Wähler an die Urnen zu berufen. Endlich am 14. August geschah es. Das betreffende Dekret verstieß jedoch in vielen Punkten gegen ausdrückliche Bestimmungen der Verfassung.

Zunächst hatte Juarez nicht mehr das Recht, sich „verfassungsmäßiger" Präsident zu nennen. Seit dem 1. Dezember 1865 war er es nur noch de facto, nicht mehr de jure, nicht von Volkes- sondern von Staatsstreichs-Gnaden, denn wie nothwendig auch damals sein Verbleiben in der Präsidentschaft gewesen sein mag, einen constitutionellen Titel vermochte sein Dekret vom 8. November 1865 ihm nicht zu verleihen. Ferner berief er sich auf die „außerordentlichen Vollmachten", welche ihm vom Congreß verliehen worden waren. Allerdings hatte derselbe es zu wiederholten Malen, am 7. Juni und 11. Dezember 1861, am 3. und am 27. Mai 1862 gethan, doch mit ausdrücklichen Einschränkungen, unter welchen eine lautete, daß jene Vollmachten aufzuhören hätten, sobald der Krieg mit Frankreich beendet sein würde. Im Monat März 1867 hatte sich der letzte französische Soldat in Veracruz eingeschifft; die Regierung konnte also unmöglich glauben, im August noch im Besitz jener Vollmachten zu sein. Die im Dekret selbst begangenen Verfassungsverletzungen bezogen sich auf die gleichzeitig den Wählern unterbreiteten Vorschläge bezüglich der Abänderung einzelner Artikel des Grundgesetzes, z. B. die Errichtung von zwei Kammern

anstatt der bis dahin bestehenden einen, die Einführung des suspensiven Vetos seitens der Exekutivgewalt u. s. w., alle darauf abzielend, eben diese Exekutivgewalt zu stärken. Der Art. 127 schreibt jedoch ausdrücklich die Art und Weise vor, wie die Verfassung zu reformiren sei, nämlich mittelst des Votums der Zweidrittelmehrheit des Congresses und der nachträglichen Zustimmung der Mehrheit sämmtlicher Staats-Legislaturen. Von einem Plebiscit, welches System seit dem damit durch Louis Napoléon begangenen Mißbrauch überdies einen verdächtigen Beigeschmack erhalten hat, ist absolut keine Rede.

Ich hatte also volles Recht, in meinem am 23. August über die convocatoria — Wahlausschreibung — in meiner Zeitung veröffentlichten Leitartikel zu schreiben:

„Wozu wurden Ströme Bluts vergossen? Wozu hat die Republik Tausende ihrer Bürger geopfert? Wozu ließ das Pfeifen der Kugeln und der Donner der Kanonen unsere Wälder und Ebenen erzittern? Nicht allein, um die nationale Unabhängigkeit sondern auch, um die Freiheit und den Fortschritt des Vaterlandes zu sichern. Und zur Belohnung für so viele und so schwere Opfer sollen wir ein halbes Jahrhundert zurückschreiten? Soll es sich etwa in dem furchtbaren Kriege, den die Republik geführt hat, nur darum gehandelt haben, die Franzosen aus dem Lande zu treiben, dafür aber unsere Rechte und Institutionen uns schmälern zu lassen?

„Das mexikanische Volk hat fünf Jahre lang gegen die mit einander verbündete Intervention und Verrätherei gekämpft, nicht um sich das Vergnügen zu verschaffen, auf den nämlichen Sesseln im nämlichen Regierungspalast der Hauptstadt die nämlichen Personen wieder Platz nehmen zu sehen, welche im Juni 1863 sie verlassen hatten, um sich vor den Waffen der Invasion bis zu den fernsten Grenzen des Landes zu flüchten; nicht darum handelte es sich, eine beschränkte Anzahl von Individuen wieder auf den Thron zu setzen — was bedeutet denn überhaupt ein

Mann im Vergleich zu einem Princip? Nein, das mexikanische Volk hat einzig und allein für die Wiederherstellung seines Grundgesetzes gekämpft, das kaum einen Tag, seitdem es proklamirt wurde, in Kraft gestanden hat. Nur die Verfassung von 1857 war, ungeachtet mancher Fehler und Mängel, die Rauch- und Feuersäule, welche uns durch die Wüste geleitet, das heilige Labarum, welches uns zum endlichen Siege geführt hat.

„Nach den Gesetzen der moralischen Optik vergrößert die Entfernung die Gestalt der Menschen. Wie groß erschienen uns die Männer der Regierung, als sie sich, vierhundert Leguas weit von uns, dort in Paso del Norte befanden! Wie klein sind sie geworden, seitdem wir sie in der Nähe gesehen!

„Schon der heilige Augustinus sagte: „cruciantur ubi sunt, laudantur ubi non sunt“ — sie werden gekreuzigt, wo sie sind, gelobt, wo sie nicht sind. Nun sind sie hier, und wir haben wahrlich keinen Grund, sie zu loben.“

Zum Schluß der ausführlichen Erörterung schrieb ich:

„Aus Allem, was ich gesagt habe, erhellt demnach, daß wir nur eine thatsächliche Regierung haben, bar jeden Rechtstitels, ohne Vollmachten irgend welcher Art, am Wenigsten ausgestattet mit der, unser Grundgesetz über den Haufen zu werfen. Und diese Regierung hat eine Wahlausschreibung erlassen, welche gegen viele Artikel der Verfassung verstößt, die Interessen der Nation schädigt und dem Willen des Volkes widerspricht, wie er niemals bisher mit gleicher Einmüthigkeit in der unabhängigen Presse, dessen natürlichem Organe, und durch die Proteste der Clubs und Volksversammlungen sich bekundet hat.

„Müssen wir uns jener Ausschreibung unterwerfen? Ich glaube, nein.

„Was für ein Mittel bleibt uns aber, dieser unerträglichen Diktatur ein Ende zu machen? Nur eines finde ich: der Bürger Präsident muß das Ministerium, als Verfasser des Dekrets vom 14. August, entlassen, weil es sich des Vertrauens des Volkes

unwürdig gemacht hat; er muß ein neues ernennen, zusammengesetzt aus aufrichtigen Anhängern der Verfassung, damit dieses unverzüglich eine neue Wahlausschreibung veröffentliche, conform mit unserm Wahlgesetz vom 3. Februar 1857."

Aehnliche Leitartikel, oft noch schneidiger gehalten und nach dem Gesetz immer mit meinem Namen unterzeichnet, veröffentlichte ich viele. Ich konnte mich deshalb nicht wundern, daß Juarez und seine Minister mich als ihren schlimmsten Gegner ansahen. Anfänglich besaß die Regierung noch kein officielles Organ. Durch ihre officiösen Blätter ließ sie mich jedoch wüthend angreifen. Eines schrieb unter dem Titel: „Eine neue Intervention": „Kaum sind wir der französischen Einmischung in unsere Angelegenheiten ledig, so bedroht uns eine deutsche in der Person des Herrn Carlos von Gagern, als Redakteur des „Constitucional" u. s. w." Ich erwiderte kurz: „Es ist das erste Mal, daß mir ein Verbrechen daraus gemacht wird, in Deutschland geboren und mit Leib und Seele und ganzem Herzen mexikanischer Bürger geworden zu sein, der in der Vertheidigung seines Adoptivvaterlandes die Bluttaufe erhielt!" Andere freisinnige Zeitungen traten weit entschiedener für mich ein. Eine schrieb: „Oberst Gagern kann fest überzeugt sein, daß die eingeborenen Mexikaner, welche das Herz auf dem rechten Flecke haben, ihn trotz seines deutschen Ursprungs als Mitbürger betrachten. Ein Mann, der wie Oberst Gagern in seinem Herzen und seinem Kopfe eine glühende Liebe zur Freiheit und zum Fortschritt der menschlichen Gesellschaft hegt, sieht als sein wahres Vaterland dasjenige an, wo diese zur Wirklichkeit werden. Er hat demzufolge das unbestreitbare Recht, sich an allen Fragen, die das öffentliche Wohl berühren, zu betheiligen. Seine Fähigkeiten, die außergewöhnlichen Kenntnisse, welche er besitzt, sowie seine leidenschaftliche Liebe zu unserm Lande, dem er ehrenvolle Dienste geleistet hat, machen ihn zu einem guten Bürger, einem geistreichen Schriftsteller und zu einem unserer ausgezeichnetsten

Politiker. Oberst Gagern muß darum seine „Intervention" in die Angelegenheiten Mexikos, wie früher mit dem Schwerte, so jetzt mit der Feder fortsetzen, nach wie vor die öffentliche Meinung mit seinen lichtvollen Schriften aufklären und gütigst den Vorwurf jenes öfficiösen Blattes verzeihen, einen Vorwurf, der überdies unserm Nationalcharakter wenig Ehre macht."

Jede Regierung, welche sich mit der Volksmeinung in Widerspruch gesetzt hat, empfindet das Bedürfniß, die Aeußerungen derselben zu beschränken und der unabhängigen Presse einen Knebel anzulegen. So handelte auch die von Juarez im August 1867, indem sie, immer unter Anrufung der „außerordentlichen Vollmachten", mit welchen sie sich noch bekleidet erachtete, reaktionäre Preßbestimmungen erließ. Sofort verfaßte ich einen Protest dagegen und rief sämmtliche Chefredakteure der in der Hauptstadt erscheinenden liberalen Zeitungen zusammen, um sie aufzufordern, denselben zu unterzeichnen. Alle thaten es. Am nächsten Morgen stand dieser Protest an der Spitze eines jeden der erwähnten Blätter. Unter den Unterschriften befanden sich die Namen der hervorragendsten Mitglieder der constitutionellen Partei, selbstverständlich auch der meine, als Redakteur des „Constitucional".

Gegen Mittag des selben Tages überbrachte mir ein Adjutant des Kriegsministers Mejia den Befehl, mich unverzüglich bei diesem einzufinden. Der General empfing mich mit finsterer Miene.

„Ist das Ihre Unterschrift?" fragte er mich, auf die Nummer des „Constitucional", welche er in der Hand hielt, deutend.

„Es ist die meine."

„Wissen Sie nicht, daß Sie als Diener der Regierung nicht gegen die Regierung einen derartigen Protest veröffentlichen dürfen?"

„Ich bin nicht Diener der Regierung."

„Was denn sonst?“

„Diener der Nation, ebenso wie Sie, Herr Minister, ebenso wie Präsident Juarez.“

„Aber als Oberst haben Sie kein Recht, die Regierung anzugreifen.“

„Als Oberst habe ich es nicht gethan, sondern als Redakteur einer Zeitung.“

„Das läuft auf dasselbe hinaus.“

„Angenommen, selbst zugegeben, es sei so: können Sie mir einen Artikel der Bundesverfassung anführen, welcher einem Officier die Bürgerrechte abspricht? Und ist die freie Meinungsäußerung nicht eines dieser Bürgerrechte? Allein in militärischen Dingen schulde ich Ihnen Gehorsam, mein General.“

Minister Mejia wußte mir auf meinen Einwand nichts zu entgegnen. Schweigend entließ er mich mit einer Handbewegung.

Ich gebe gern zu, daß diese Auffassung meiner militärischen Stellung selbst in einer Republik eine außergewöhnliche ist. Ich halte sie aber für rechtlich unanfechtbar.

Wenige Wochen später erhielt ich die Ordre, mich nach Perote zu begeben, um den Zustand der nächst jener Ortschaft gelegenen, von uns bei der Annäherung der Franzosen zum Theil in die Luft gesprengten Festung San Carlos zu untersuchen, in Form eines Memorandums über deren eventuelle Wiederherstellung Vorschläge zu machen und einen Kostenüberschlag anzufertigen. Zufällig hatte ich in den Bureaux des Kriegsministeriums gesprächsweise gesagt, kein Ort in der Republik sei mir unangenehmer als das langweilige Perote. Diese Aeußerung war General Ignacio Mejia zu Ohren gekommen, und er beeilte sich, mir gerade jene Stadt zum zeitweiligen Aufenthalt anzuweisen.

Uebrigens verließ ich Mexiko nicht ungern. Ich verspürte geringe Neigung, den immer nutzloser werdenden Kampf gegen

Juarez' Diktaturgelüste fortzusetzen, da er keine Mittel, auch Geldmittel nicht scheute, um sein Ziel zu erreichen. Solchen war auch der „Constitucional“ erlegen. Eines Tages machte mir der Herausgeber nach vielen Umschweifen im Namen der Regierung die Proposition, gegen Auszahlung, ich erinnere mich nicht mehr, wie vieler Tausende von Pesos und unter der Zusicherung einer besonderen Protektion seitens des Präsidenten, mich zu verpflichten, meine Polemik gegen Juarez und dessen Minister allmälig in eine mildere Form zu bringen und schließlich ganz in das juaristische Lager überzuschwenken. Es ist überflüssig zu sagen, wie ich diesen so überaus anständigen Vorschlag aufnahm. Natürlich trat ich sofort aus der Redaktion des Blattes aus. Kurze Zeit darauf begann dasselbe Propaganda zu machen — für die Wiederwahl von Juarez, el inmaculado, dem unbefleckten. Der saubere Herr Herausgeber handelte nach dem italienischen Sprichwort:

„Guelfo son' io é Ghibellin m'appello
Chi mi da piú, io volteró mantello.“

Ach ja, auch republikanische Regierungen wissen für Staatsgelder passende Verwendung zu finden. Ein zu rechter Zeit gewissen oppositionellen „Rufern im Streite“ — aber auch nur gewissen — in den Mund geworfener Brocken macht sie verstummen, läßt sie sogar heute anbeten, was sie gestern verbrannt, und umgekehrt. Zum Glück gehöre ich nicht zu dieser Kategorie.

Erst nach mehreren Monaten hatte ich meine Arbeiten in Perote beendet. Nach Mexiko zurückgekehrt, ersuchte ich den Kriegsminister, er möge mich zur Disposition stellen. Mir war nämlich vom Gouverneur des Staates Veracruz, mit dem ich zufällig auf der Reise eine Besprechung gehabt, der vakante Posten des Regierungssekretärs angeboten worden. Ein solcher spielt in den einzelnen Staaten der Bundesrepublik die gleiche Rolle wie die Minister bei der Centralregierung, so daß z. B. seine Gegenzeichnung erforderlich ist, um den von der Legislatur

votirten und vom Gouverneur sanktionirten Gesetzen Gültigkeit zu verleihen. General Mejia, dem ich meinen Wunsch mittheilte, mit unbeschränktem Urlaub — con licencia ilimitada — aus dem Heeresverbande zu scheiden, um mich ausschließlich der Verwaltung des Staates Veracruz zu widmen, erklärte mir, er müsse erst mit dem Präsidenten über die Sache reden.

Am folgenden Tage erhielt ich vom Kriegsminister den mündlichen Bescheid, ich könne den Posten annehmen; es sei jedoch nicht nöthig, daß ich darum meine Stellung in der Armee aufgebe. Vielmehr werde er mich zum Genie-Inspecteur sämmtlicher fester Plätze am mexikanischen Meerbusen ernennen. In der That wurde diese Ernennung ausgefertigt, und ich reiste nach Veracruz, um in meine neue doppelte Wirkungssphäre einzutreten. Man hatte mir jedoch nur einen Fallstrick legen wollen.

Kurze Zeit darauf wurde ich nämlich, nachdem ich dem Ministerium meine Uebernahme des Postens als Staatssekretär von Veracruz amtlich angezeigt, unter dem Vorwande, daß ich die Erlaubniß dazu nicht schriftlich sondern nur mündlich nachgesucht hätte, was, da ich noch im Dienste der Bundesregierung stand, nach ihrer Ansicht meine Pflicht gewesen wäre, nach Mexiko zurückbeordert, Ich hatte mich überdies von Neuem dadurch unliebsam gemacht, daß ich, ein entschiedener Vertheidiger des Föderalismus gegen die centralisirenden Tendenzen der Juaristen, den von der Hauptstadt aus versuchten Eingriffen in die Autonomie des Staates Veracruz mit Erfolg entgegengetreten war, wieder die Redaktion eines Oppositionsblattes, „El Progreso“, dessen größtentheils von mir verfaßte geharnischte Leitartikel vielfach reproducirt wurden, übernommen und in Volksversammlungen das diktatorische Gebahren der am Ruder befindlichen Politiker an's Licht gezogen hatte.

Um weiteren Conflikten vorzubeugen, war ich jetzt fest entschlossen, auf meinem Abschied zu bestehen. Zunächst mußte ich freilich dem Befehl des Kriegsministers gehorchen. Als ich mich

diesem in Mexiko vorstellte, warf er mir in der süßlichen Weise, die ihm eigenthümlich ist und wegen welcher, wie wegen seines früher bartlosen und faltenreichen Gesichts, wir ihm den Beinamen „la vieja", die Alte, gegeben hatten, den angeblich von mir begangenen Formfehler vor. Ich erklärte mich bereit, denselben sofort zu redressiren, obgleich ich immer noch nicht überzeugt war, daß ich mir eine militärische Unterlassungssünde hatte zu Schulden kommen lassen, wiederholte jedoch zu gleicher Zeit mein Abschiedsgesuch. Damit hielt ich die Sache für erledigt. Dem war aber nicht so.

Im Vorzimmer des Ministers trat einer seiner Adjutanten auf mich zu und forderte mir in dessen Namen meinen Säbel ab. General Mejia hatte nicht den Muth gehabt, mir in's Gesicht zu sagen, daß ein Haftbefehl gegen mich bereits erlassen worden war. So wurde ich zum zweiten Male unfreiwilliger Insasse des Militärgefängnisses von Santiago Tlaltelolco, 1860 auf Verfügung Miramon's, 1868 auf Verfügung von Juarez.

Monate lang währte die sogenannte Untersuchung, wo doch nichts zu untersuchen war, da ich das mir zur Last gelegte Versehen nicht einen Augenblick in Abrede gestellt hatte. Sie wurde eben absichtlich in die Länge gezogen. In der ganzen Stadt, in der ganzen Republik herrschte hochgradige Erbitterung über dieses Attentat der Regierung gegen einen politischen Gegner.

Wiederholt veröffentlichten die unabhängigen Blätter Artikel über meine Angelegenheit und klagten auf das Heftigste die Minister der Unversöhnlichkeit an. Alles war nutzlos. Endlich trat das aus Generalen zusammengesetzte Kriegsgericht zusammen. Ich vertheidigte mich selbst. Im Bewußtsein meines Rechts geißelte ich mit scharfen Worten die Zweizüngigkeit des Generals Mejia, der mir ja ausdrücklich die erbetene Erlaubniß ertheilt hatte, in den Dienst des Staates Veracruz zu treten, und legte die geheimen Motive klar, welche das Cabinet bei seinem Ver-

fahren gegen mich leiteten. In Uebereinstimmung mit meinem Wunsche wurde mir der Abschied ertheilt. Natürlich hielt ich mich nun für frei. Ich hatte jedoch abermals die Rechnung ohne Juarez und Mejia gemacht.

Meine Vertheidigungsrede war sofort in den meisten großen Zeitungen, in einigen sogar ihrem vollen Wortlaute nach, abgedruckt worden. Ich sagte schon, daß ich kein Blatt vor den Mund genommen hatte. J'appelai un chat un chat et Rollin — un fripon, wie es im französischen Sprichwort heißt. Diese Vertheidigung brachte mir nun eine neue Anklage zu Wege, und zwar wegen Beleidigung des Kriegsministers, einen neuen Proceß und damit — eine Verlängerung meiner Haft. Man wollte unter allen Umständen mich wenigstens während der nächsten Wahlepoche unschädlich machen; man wollte noch ausgiebiger sein Müthchen an mir kühlen.

Wohl gewährt die mexikanische Verfassung, wie es in allen civilisirten Ländern der Fall ist, dem Angeklagten das weiteste Recht der Vertheidigung. Außerdem hatte ich ja, da mir der Abschied gegeben war, meinen militärischen Charakter vorläufig verloren. Ich konnte also unmöglich noch fernerhin der Militärgerichtsbarkeit unterstellt werden. Diese Erwägungen hinderten die Regierung nicht, mich noch eine weitere Reihe von Monaten im Gefängniß von Tlaltelolco festzuhalten, nicht kraft des Gesetzes, sondern unter empörendem Mißbrauch der Gewalt. Meine Proteste, die Proteste der ganzen Oppositionspartei blieben wirkungslos. „Das geschieht", schrieb ein Blatt, „in der Hauptstadt einer Republik, die nach den freisinnigsten Grundsätzen constituirt ist. Das geschieht gegen einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Bürger. Wie mag man da in kleineren Orten gegen unbekannte Bürger vorgehen, denen die öffentliche Meinung nicht zur Seite steht! Oeffne die Augen, Volk, und erkenne, daß in Deiner Hand es liegt, das Land von den Ungerechtigkeiten der gegenwärtigen Machthaber zu befreien und die

schmählich durch sie verletzten verfassungsmäßigen Garantieen wieder zur Geltung zu bringen."

Bemerkenswerth waren die Aeußerungen des in der Hauptstadt erscheinenden Organs der französischen Interessen über meinen Fall. „Le Trait d'Union" schrieb unter Anderm:

„Von Kindheit an gewohnt, die richterlichen Entscheidungen zu respectiren, haben wir dennoch nicht ohne Staunen ein neues Element der Anklage und der Verfolgungen in die Urtheilsfällung einführen gesehen. Unabhängig nämlich von der Begründung des Verdikts wird die Aufmerksamkeit des Militär-Commandanten des Bundesdistrikts auf die groben Beleidigungen gelenkt, welche sich in der Vertheidigungsschrift des Obersten Gagern befinden und die gegen die Disciplin, die Subordination und die den Vorgesetzten schuldige Achtung verstoßen sollen, damit Jener dagegen die erforderlichen Schritte thue.

„Wir gestehen offen, nirgends einer ähnlichen Verfügung begegnet zu sein; wir wissen nicht, daß sie in irgend einer Nation vorkomme. In Frankreich, wo die Justiz der öffentlichen Ordnung die größten Garantieen bietet, ist nichtsdestoweniger dem Angeklagten das Recht zugestanden, Alles, was er will, zu seiner Vertheidigung zu sagen. Dieses Recht wird allein durch die Einsicht des Vorsitzenden beschränkt, welcher den Angeklagten oder dessen Vertheidiger unterbrechen darf, wenn er glaubt, daß der Eine oder der Andere die Achtung gegen die staatlichen Einrichtungen, die Gesetze, die Behörden außer Augen läßt, der Vorsitzende kann sogar dem Angeklagten oder dessen Anwalt das Wort entziehen, obgleich von dieser Befugniß beinahe niemals Gebrauch gemacht wird. Mag aber die Vertheidigung wie immer sich geäußert haben, nach Schluß der Debatten und Beendigung der Sache wird nicht weiter darauf zurückgekommen, noch viel weniger eine weitere Verfolgung darauf begründet.

„Diese Grundprincipien des Naturrechts werden überall beobachtet, und der „Progreso" von Veracruz hat Unrecht, sich

darüber zu wundern, daß sie auch in Frankreich unter der Regierung Napoléon's III. Geltung haben. Daß in der Affaire Baudin in den heftigsten Worten nicht allein gegen den 2. Dezember sondern auch gegen den Kaiser der Franzosen gesprochen wurde" — die bekannte Vertheidigungsrede, durch welche Gambetta sich seine politischen Sporen verdiente — „ohne daß weder die Angeklagten noch ihre Vertheidiger für ihre gegen den Staats-Chef gerichteten Angriffe verantwortlich gemacht wurden, beweist nur, daß in Frankreich die Richter allein nach ihrem Gewissen handeln und daß der Souverän selbst der Erste ist, das Beispiel der Achtung vor dem Gesetz zu geben. „Will unsere Regierung weniger freisinnig sein als die kaiserliche Regierung von Frankreich?" fragt unser College von Veracruz. Ach! es giebt Fälle, wo die größte Freiheit sich keineswegs immer auf Seiten der republikanischen Regierungen befindet, und der Fall mit Gagern ist ein solcher."

Dieser Artikel des „Trait d'Union" war wie ein Peitschenhieb in's Gesicht der mexikanischen Republik. Alle Liberalen empfanden ihn als einen solchen und schämten sich. Die Regierung aber ließ sich dadurch in ihrer Ungerechtigkeit gegen mich nicht beirren.

Auch vom Kerker aus setzte ich den Kampf gegen die Willkürherrschaft fort. Nicht allein dem „Progreso" in Veracruz sandte ich regelmäßig Artikel; ich betheiligte mich außerdem an der Redaktion des von Zamacona geleiteten „Globo", sowie an der eines neuen in Mexiko gegründeten Blattes: „El Elector", der Wähler, dessen Aufgabe es war, für den nächsten Congreß eine liberale Mehrheit zu schaffen, damit diese den Ausschreitungen von Juarez und der „kleinen, aber mächtigen Partei", auf die er sich stützte, Halt gebiete. Ebenfalls hatte la Convencion progresista, — der fortschrittliche Convent — ein radikaler Club, mich zu seinem Delegirten gewählt.

Einzelne gemäßigte Zeitungen wollten Juarez als Präsi-

denten der Republik nicht allein für unverletzlich, sondern auch für unverantwortlich erklären, wie ich selbst ja bisher mich vorwiegend mit seinen Ministern befaßt hatte. Gegen diese irrige Auffassung zog ich nun in einem „Der Stamm und die Zweige" betitelten Artikel zu Felde.

„Das ist nicht", schrieb ich, „die Stellung eines Präsidenten der Republik. Er darf keine Puppe sein, deren Namen wie zum Spott an der Spitze aller amtlichen Dokumente prangt, nicht eine bloße Maschine, die täglich so und so viel Unterschriften liefert. Er muß mit seinem eigenen Kopfe denken, er muß selbst handeln, wenn auch durch Vermittlung seiner Staatssekretäre, und ist darum verantwortlich für alle Akte seiner Regierung. So bestimmt es ausdrücklich unsere Verfassung. Es geht deshalb nicht an, bei den Angriffen gegen seine Minister den Präsidenten aus dem Spiel zu lassen.

„Kommt dies vielleicht daher, daß wir uns daran gewöhnt haben, im Bürger Benito Juarez die Personifikation der mexikanischen Nationalität zu erblicken?

„Völker begreifen wie Kinder in der Regel eine Idee nur in der Form eines Symbols. Je mehr jene noch dem Kindheitsalter nahe stehen, oder was dasselbe ist, je weniger vorgeschritten sie in der Civilisation sind, desto lebhafter ist ihr Bedürfniß, sich Bilder zu machen, um abstrakte Prinzipien darzustellen. Viele von uns sind noch nicht dahin gelangt, einen klaren Begriff von der Volkssouveränetät zu haben, es sei denn, daß sie dieselbe in einem, Präsident der Republik genannten Mann verkörpert sehen. So haben wir auch den Ruhm, welchen Mexiko, zuerst in seinem Kampfe gegen die Reaktion, dann in dem von ihm gegen die Intervention und den Landesverrath geführten eingeerntet hat, in einer einzigen Person symbolisirt, und diese Person ist Juarez.

„Es giebt Fanatiker, welche sich aller ihrer Kleinodien entäußern, um damit irgend einen hölzernen oder gypsernen Heiligen

zu schmücken. Das haben wir Mexikaner gethan. Aus unsern jüngsten Triumphen, die ohne Frage sämmtlichen loyalen Söhnen des Vaterlandes, den Einen mehr, den Andern weniger, angehören, denn sie sind die Frucht ihres Heldenmuthes, ihrer Ausdauer und ihrer Aufopferung, haben wir eine Aureole zusammengeschmolzen, um sie um das Haupt eines einzigen Individuums zu legen, und vor diesem mit unseren eigenen Händen gefertigten Götzenbilde sinken wir in die Kniee.

„Niemals aber ist das Symbol die Wirklichkeit.

„Die Mehrzahl der Mexikaner benimmt sich Juarez gegenüber wie der katholische Pöbel, der das Bild oder die Statue Christi oder der Jungfrau oder irgend eines der unzähligen Heiligen des Kalenders mit der Person, welche jene darstellen, verwechselt. Manche verwechseln in ähnlicher Art das Symbol Juarez mit dem, was es bedeutet, Volkssouveränetät. Klein ist die Cohorte der denkenden Menschen. Sie muß wachsen, und Pflicht der unabhängigen Presse ist es, den Götzendienst in allen seinen Formen zu bekämpfen.

„Wir würden auf den Titel freier Bürger verzichten, wollten wir fortfahren, Juarez als über der Kritik stehend anzusehen, ihn als ein noli me tangere zu betrachten und thöricht ihn in ein wirkliches Götzenbild umzuwandeln.

„Terenz sagte, als Mensch sei nichts Menschliches ihm fremd. Juarez ist ebenfalls nur ein Mensch, und unglücklicherweise mehr als einmal hat er bewiesen, daß er dem allgemeinen Gesetz der Menschheit unterworfen ist, nämlich schwach zu sein, zu irren und Fehler zu begehen.

„Sollen wir das ihm nicht sagen dürfen? Haben wir kein Recht, ihm seine Irrthümer vorzuwerfen?

„Bis jetzt hat die Opposition ausschließlich darnach getrachtet, die Zweige abzusägen, ohne den Stamm zu beschädigen, d. h. die Minister zu Fall zu bringen, doch den Präsidenten aufrecht zu halten. Etwas wäre damit erreicht, denn jene Zweige, welche

über das Land sich hinstrecken und es bedecken, gleichen denen des Upas mit todbringendem Schatten. Wenn man sie aber auch abschnitte, aus dem Stamme würden neue und wahrscheinlich nicht minder schädliche aufschießen. Der wahre Ursprung unserer Leiden liegt im Stamme selbst.

„Juarez hat sich dadurch, daß er sich in der Gewalt verewigt, corrumpirt. Einst war er der Mann Mexikos, insoweit überhaupt ein Mann eine Nation zu verkörpern vermag; heute ist er es nicht mehr. Aus einem Liberalen wurde er ein Freund der Willkür; aus einem Republikaner ein Despot. Sein einziges Trachten geht heute dahin, auf seinem Posten zu verbleiben. Der Präsidentschaftssessel hält ihn mit magnetischer Kraft gefangen. Er kann, er will sich nicht mehr von ihm erheben. Es sitzt sich ja so bequem auf demselben: was hat die Nation denn sonst noch zu wünschen? Das Volk bedarf seiner nicht mehr; er aber bedarf der obersten Gewalt. Und geht es so fort, so müssen wir uns auf einen lebenslänglichen Präsidenten gefaßt machen, der in nichts von einem König sich unterscheidet, als daß er anstatt der Krone einen Cylinder trägt. Die Republik Mexiko würde zu einem Kazikenthum.

„— — Auch wir hatten uns der Illusion hingegeben, Juarez könne wieder auf den richtigen Pfad einlenken. Von Tag zu Tag schwindet diese mehr und mehr.

„Die Logik der Thatsachen ist ebenso unerbittlich wie die der Vernunftgründe.

„Seit dem Staatsstreich des Jahres 1865 ist Juarez beinahe gezwungen, auf dem Wege fortzuwandeln, der ihn immer weiter von den freiheitlichen Grundsätzen, von der constitutionellen Praxis entfernen muß. Seine eigenen Antecedentien reißen ihn fort, immer neue Attentate gegen das Grundgesetz von 1857 zu begehen. Nachdem er in der Verletzung unserer Verfassung A gesagt, bleibt ihm kaum etwas Anderes übrig, als das ganze Alphabet der Verfassungsverletzungen bis zum Z zu erschöpfen.

Nach dem ersten Schritte, welchen er auf dem Gebiete der Willkür gethan, sind nothwendig weitere gefolgt, die den Ruin des Landes und seiner Institutionen herbeiführen müssen.

„Nur wenn die freie Presse ihre Schläge nicht allein gegen das Cabinet, sondern auch gegen den Präsidenten führt, nur wenn sie die verfassungsmäßige Solidarität zwischen Juarez und seinen Ministern im Auge behält, nur wenn sie aufhört, sich damit zu begnügen, an den Zweigen zu reißen, den Stamm aber unversehrt zu lassen, ist Hoffnung vorhanden, daß die Republik gerettet werde."

Ich habe mit Absicht obigen Artikel ziemlich ausführlich hier wiedergegeben, weil er nicht nur meine damalige Stellung zu Juarez genau charakterisirt, sondern auch ein zutreffendes Urtheil über die traurige Umwandlung, die sich in ihm vollzogen hatte, enthält.

Dieser und viele andere ähnliche Artikel steigerten natürlich die Wuth des Präsidenten gegen mich bis zur Siedehitze. Alle Welt nannte ihn nach der von mir gebrauchten Bezeichnung fortan el ídolo — das Götzenbild — und knüpfte daran hämische Glossen.

Ferner protestirte ich gegen die Juarez gegenüber zu weit getriebene nationale Dankbarkeit. Aehnlich wie Castelar von den Marschällen Prim und Serrano und vom Admiral Topete sprach, welche dem verrotteten isabellinischen Régime ein Ende bereitet hatten, sagte ich: „Persönliche Dankbarkeit, ja; collektive Dankbarkeit, die sich darin äußere, daß man den jetzigen Präsidenten in der Macht belasse, nein! England war dankbar gegen Cromwell, weil er es von den Stuarts befreit hatte, und Cromwell nahm später zu seinen Gunsten die englischen Freiheiten in Beschlag. Frankreich war dankbar gegen jenen jungen General, der wie Hannibal die Alpen überstieg, in Marengo und Arcole die Thaten der berühmtesten Helden wiederholte und den französischen Namen in die Steine der Pyramiden eingrub. Diese

Dankbarkeit kostete Frankreich, Jahre lang an den Schweifen der Schlachtrosse durch die Welt geschleift zu werden und dafür später den Einmarsch der Kosacken zu erdulden. Verflucht sei die collective Dankbarkeit, welche uns so viel Unheil gebracht hat! Noch bildet Juarez sich ein, daß die Mexikaner ihn anbeten. Traurige Selbsttäuschung! Auch Louis XV. gaben die Höflinge immer noch den Beinamen „le bienaimé“, als er längst schon der Gegenstand des Volkshasses geworden war. Zeit ist es, das Götzenbild in den Staub zu werfen, nicht mit Flintenkugeln, aber durch Wahlzettel. Zeit ist es, daß Juarez erkenne, das mexikanische Volk wolle aus dem Dankbarkeitsrausche sich aufraffen, um auf dem Richterstuhl Platz zu nehmen. Nachdem wir Iturbide und Maximilian gestürzt, nachdem wir das erste und das zweite Kaiserreich niedergeworfen haben, empfinden wir keine Lust, ein drittes unter Juarez aufzurichten.“

Ich gebe zu, daß ich heutzutage, nicht weil ich älter geworden, wohl aber weil ich dem politischen Kampfe entrückt bin, und in Folge dessen meine Leidenschaft sich beruhigt hat, weniger aggressiv vorgehen, Juarez milder beurtheilen würde. Damals konnte man dies schwer von mir verlangen. Ich war zu rücksichtslos behandelt worden.

Während meiner Gefangenschaft wurde ich von einem Distrikt des Staates Veracruz zum Abgeordneten für den Congreß erwählt, auf Grund eines von mir publicirten politischen Glaubensbekenntnisses, nachdem ich das auch heute noch von manchen Liberalen bestrittene Prinzip des mandat impératif rückhaltlos adoptirt und mich ausdrücklich, wenn auch spontan, verpflichtet hatte, von Zeit zu Zeit die Willensmeinung meiner Wähler zu befragen, um mich durch sie in meiner parlamentarischen Thätigkeit leiten zu lassen. Allein auf diese Weise kann von einer wahren Volksvertretung die Rede sein. Anderenfalls spielen die Wähler nur zu häufig die Rolle des Fußschemels für ehrgeizige Politiker, die, nachdem sie die ersehnte sedis curulis eingenommen, jenen

verächtlich fortstoßen. Auch nach Beendigung der Wahlen darf es nicht heißen: der Wähler hat seine Arbeit gethan, der Wähler kann gehen.

Einige Stellen aus meinem „Credo politico“ will ich anführen, weil das Schriftstück allgemeines und großes Aufsehen erregte. Die etwas gar zu pathetische Sprache fällt großentheils der Eigenthümlichkeit des spanischen Idioms zur Last.

„Wenn in unserm Congresse wie z. B. im französischen corps législatif der Gebrauch herrschte, daß die Deputirten ihre politische Farbe durch den Platz andeuteten, den sie im Sitzungssaale einnehmen, würde ich mich auf die äußerste Linke setzen, auf den Berg. Von den Bergen herab kommen jene furchtbaren aber wohlthätigen Gewitterstürme, welche die mit ungesunden Dünsten geschwängerte Luft reinigen. Auf den Bergen wohnt die Freiheit. Ich bin radikaler Fortschrittsmann. Krieg den Mumien der Vergangenheit, den Conservativen, Krieg den politischen Amphibien, den Gemäßigten, die unaufhörlich von einer unmöglichen Versöhnung zwischen den neuen und den alten Ideen träumen, zwischen Licht und Finsterniß.

„Ich glaube an die unbegrenzte Fähigkeit des Menschen sich zu vervollkommnen. Ich glaube, daß er seinem Wesen nach gut, und daß die Leiden, welche auf ihm lasten und ihn bewegen, schlecht zu handeln, zum größeren Theile Folgen der schlechten Organisation der Gesellschaft sind, welche den Krieg Aller gegen Alle und nicht, wie es sein sollte, die Harmonie zur Grundlage hat. Am Meisten bedarf deshalb das Volk socialer Reformen.

„Die Buchstaben unserer Verfassung müssen zu Thaten werden, die Theorien auf das Gebiet der Praxis herabsteigen, die Versprechungen sich erfüllen. Bisher haben wir aber nur Grundsätze, Theorien, Versprechungen erlangt.

„Welche Früchte, welche Vortheile hat denn das Volk für die großen Opfer, die es gebracht, geerntet? Leider sehr wenige.

„Ißt es heute besser und reichlicher? Bewohnt es bequemere

und gesundere Häuser? Kleidet es sich in reinlichere Gewänder? Vermag es mit größerer Leichtigkeit sich zu unterrichten? Verschafft seine Arbeit ihm höheren Ertrag? Sieht es sich mehr geachtet? Wird es nicht mehr wie eine elende, rechtlose Heerde behandelt? Braucht es nicht mehr den Nacken zu beugen vor den Launen irgend welchen Mandarins? Ist es endlich Ursprung und Quelle aller Autorität geworden? Ist es endlich frei, souverän und glücklich?

„Nein und tausend Mal nein!

„Was haben wir denn gewonnen, wenn beinahe alle früheren Mißbräuche fortbestehen, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie jetzt durch eine constitutionelle Decke verhüllt sind!

„Das Meiste bleibt noch zu thun.

„An wenigen Orten werden die Vorschriften der Verfassung und der Reformgesetze befolgt, unter einem oder dem andern Vorwand vielmehr auf das Schmachvollste verletzt.

„Für immer will ich aus unserm politischen Wörterbuch das verhängnißvolle Wort: „außerordentliche Vollmachten" ausgestrichen sehen. Es ist nothwendig, andere Mittel zu ersinnen, um die Republik aus gefährlichen Situationen zu retten. Selten widersteht ein Mensch der natürlichen Neigung, Alles zu wollen, wenn er Alles kann. Ich glaube, unter allen Umständen muß das Gesetz genügen; nie darf der Wille eines einzigen Bürgers an dessen Stelle treten. Das Gesetz aber soll nicht dem schwachen Netze des Vogelstellers gleichen, in dem nur die kleinen Vögel sich fangen, während die großen es durchreißen. Es soll nicht allein das gleiche sein für alle Bürger, sondern an Strenge zunehmen je nach der höheren gesellschaftlichen Stellung desjenigen, auf welchen es Anwendung findet."

Nach diesen allgemeinen Grundsätzen, die ich noch weiter entwickelte, kam ich dann zu einer Reihe bestimmt formulirter positiver Vorschläge. Sie trugen vorherrschend einen socialen Stempel.

Daß ein derartiges Programm der Regierung mißfiel, ist begreiflich; ebenso daß sie mir die Gelegenheit zu entziehen suchte, es auf der Tribüne zu vertheidigen. Daß sie aber, um ihren Zweck zu erreichen, zu offenbaren Gesetzverletzungen ihre Zuflucht nahm, kann nun und nimmermehr entschuldigt werden.

Und alles Dieses geschah unter den Augen, ja mit Wissen und Willen des einst so liberalen, des mir einst so befreundeten Benito Juarez! Viele andere Bürger machten an ihm und durch ihn ähnlich traurige Erfahrungen.

Mehrmals wurde verfrüht das Gerücht in Umlauf gesetzt, meine Freilassung stehe nahe bevor. Nicht nur die liberalen, sogar die ultramontanen Blätter beeilten sich dann, mich zu beglückwünschen. Eines der ersteren schrieb: „Die Presse hat lebhaft bedauert, daß ein so verdienstvoller Schriftsteller wie Gagern seine Ideen nicht in gesunderer Atmosphäre kundgeben konnte als in Tlaltelolco; nun aber werden ihm bald, wie man uns mittheilt, die Thore seines Gefängnisses geöffnet werden.“ Ein anderes äußerte sich: „Mit großer Freude theilen wir unsern Lesern mit, daß bald die Stunde der Freiheit für Gagern schlagen wird. Alle, welche die Vorkämpfer des Volkes lieben, werden glücklich darüber sein.“ Die katholische „Revista universal“ sagte: „Als begabter Schriftsteller, als Mensch, der eine politische Haft durchmacht, besitzt er unsere volle Sympathie, und wir sind erfreut zu erfahren, daß seine Leiden bald ein Ende nehmen werden. Die Gerechtigkeit kennt keine Parteien. Für Alle verlangen wir die Aufrechthaltung der persönlichen Garantien.“

Nur die officiösen Zeitungen hüllten sich in Schweigen.

Endlich erfolgte in der That durch ein zweites Kriegsgericht meine volle Freisprechung. Aber selbst nachdem ich der Haft entlassen und auf meinen Posten nach Veracruz zurückgekehrt war, durfte ich nicht wähnen, daß der Groll des Präsidenten gegen mich sich vermindert habe. Im Januar 1870 benachrichtigte

ein chiffrirtes Telegramm aus Mexiko den Gouverneur, daß ein neues Attentat gegen mich im Werke sei. Man wolle unter irgend einem beliebigen Vorwand mich abermals nach der Hauptstadt bringen lassen, dieses Mal jedoch unter militärischer Escorte, und unterwegs die mit furchtbarer Ironie genannte ley-fuga an mir vollziehen.

Wörtlich bedeutet ley-fuga „Fluchtgesetz“. Es bestand darin, daß man unliebsame, namentlich politische Gefangene an einem einsamen Orte auf dem Marsche, am Liebsten zu nächtlicher Stunde, einfach niederschoß und hinterher erklärte, sie hätten einen Fluchtversuch gemacht und seien dabei um's Leben gekommen. Eines solchen Verbrechens halte ich Juarez persönlich für unfähig. Es geschieht ja aber häufig, daß allzu willfährige Diener über die Befehle des Herrn hinausgehen.

Alle meine Freunde riethen mir, auf einige Zeit das Land zu verlassen. Mit Widerstreben folgte ich ihrem Rathe und schiffte mich heimlich in Veracruz ein, um mich über New-Orleans und New-York nach Europa zu begeben. So lange Juarez am Leben war und die Gewalt in Händen hatte, durfte ich an eine Rückkehr nach Mexiko nicht denken; ebensowenig während der Präsidentschaft seines Nachfolgers, Sebastian Lerdo de Tejada. Ich versuchte es zwar zu Anfang des Jahres 1872, war sogar schon bis nach den Vereinigten Staaten gekommen. Von allen Seiten erhielt ich jedoch Briefe der Gesinnungsgenossen, die mich beschworen, von dieser Absicht abzustehen. Mehrere Zeitungen ließen sogar offene Warnrufe erschallen. Die eine schrieb, nachdem sie meiner neuesten zu Gunsten der Republik veröffentlichten Streitschrift rühmende Erwähnung gethan: „Und da wir gerade von dem wackern Patrioten, von dem energischen Oppositionsschriftsteller Gagern reden, wollen wir uns erlauben, ihm einen Rath zu geben. Mag er ihn befolgen oder nicht — das ist sein Recht. Wir aber halten uns wegen der Zuneigung, die wir für ihn hegen,

verpflichtet, ihn zu bitten: Bleibe in New-York! Betritt noch nicht wieder den heimischen Boden! Sieh, die Gefängnißmauern von Tlaltelolco stehen noch aufrecht. Auch General Mejia ist noch am Ruder. Auch die außerordentlichen Vollmachten sind noch nicht abgeschafft. Und der Kriegsminister führt noch immer den Säbel des Präsidenten. Hab' Acht, daß er nicht auf Dein Haupt niederfalle! Solltest Du aber unglücklicherweise Deine Reise schon angetreten haben, so empfiehl Deine Seele Gott! Wir geben nicht einen Deut für Deine Freiheit!"

In der That stehen die Thore der Republik mir erst wieder offen, seitdem der liberale General Porfirio Diaz nach siegreicher Revolution zur Präsidentschaft gelangt war, wie er auch sofort mich wieder in Dienst berief und mir eine militärische Mission in Europa anvertraute. Unter ihm und dem gegenwärtigen, von gleichen Gesinnungen beseelten Präsidenten, General Manuel Gonzalez, ist Mexiko endlich in die lang ersehnte Aera constitutioneller Freiheit, friedlicher Entwicklung und wirthschaftlicher Prosperität eingetreten.

Nach Wiederherstellung der republikanischen Staatsform wäre es Benito Juarez, vom Auslande geachtet und bewundert, von seinen Mitbürgern geliebt und sich einer beispiellosen Popularität erfreuend, ein Leichtes gewesen, dieses erst von seinen Nachfolgern gepflückte neue Ruhmesblatt dem Lorbeerkranze, der seine Stirn schmückte, einzufügen. Er hatte es nicht gewollt. Von der Macht geblendet, schlecht berathen, gerieth er auf Abwege. Schon in den Jahren 1869 und 1870 fanden Volkserhebungen gegen ihn statt, die er mit der furchtbarsten Strenge unterdrückte, namentlich in den Staaten San Luis Potosi, Zacatecas und Tamaulipas; ferner am 1. Oktober 1871 ein pronunciamiento in der Citadelle der Hauptstadt selbst, das in Blut erstickt wurde. Seine Wiederwahl zum Präsidenten erlangte er 1867 mit weit geringerer Majorität als 1861; die im Jahre 1871 nur dadurch, daß der ihm fast ganz ergebene

Congreß, da keiner der Candidaten die absolute Stimmenmehrheit erlangt hatte, zwischen ihm und seinem Hauptmitbewerber, dem erwähnten General Porfirio Diaz, die Entscheidung treffen mußte und Juarez den Vorzug gab. Er starb am 18. Juli 1872, nachdem er länger denn vierzehn Jahre die höchste Würde in der Republik bekleidet hatte, ein ganz anderer Mann, als er es bei Beginn seiner politischen Laufbahn gewesen.

Nichtsdestoweniger lebt mit Recht sein Name als der eines großen Patrioten im dankbaren Gedächtniß des mexikanischen Volkes fort. Seine Fehler hat es vergessen, seiner unleugbaren Verdienste um das Vaterland ist es eingedenk geblieben. Auch in meiner Brust war trotz der politischen Gegnerschaft, welche während seiner letzten Regierungsjahre uns trennte, die alte Freundschaft niemals völlig erloschen. Nach seinem Tode ist sie lebhafter wieder erwacht, und gern erinnere ich mich der Zeit, wo ich intim mit Juarez verkehrte.

Vieles wäre anders und besser gekommen, wenn schon im Jahre 1867 der Congreß die jetzt in Kraft stehende vernünftige Reform der Verfassung eingeführt hätte, welche bestimmt, daß der Präsident nicht wiedergewählt werden, somit niemals länger als vier Jahre hintereinander functioniren darf. Hiermit wird der Beeinflussung der Wähler durch die Vollziehungsgewalt behufs abermaliger Designirung des jeweiligen Machthabers ein Riegel vorgeschoben. Juarez wäre aller Wahrscheinlichkeit nach zu seinen früheren Grundsätzen zurückgekehrt, wenn er eine Zeit lang als einfacher Privatmann gelebt hätte. Er wurde das Opfer seiner zu langen Regierungszeit. In solchem Falle fehlt es leider nie an den „gefährlichsten Hausthieren“, an Schmeichlern, welche ein Interesse haben, die Herrschgelüste des Regierenden zu ihrem Vortheil auszubeuten. Boileau schrieb:

„Détestables flatteurs, présent le plus funeste
Que puisse faire aux arts la colère céleste.“

Schlimmer, gefährlicher aber noch als für die Künste und die

